

HEYNE
BÜCHER

Das Schwarze Auge

Die beiden Herrscher

Ein Roman von Karl-Heinz Witzko



AVENTURIEN

»Aventurien« heißt die phantastische Spielwelt voll kühner Abenteuer, Magie und farbiger Exotik, erschaffen von einem Spezialistenteam und ausgebaut von Tausenden begeisterter Spieler. Es ist der Schauplatz des heute größten deutschen Fantasy-Rollenspiels »Das Schwarze Auge« Die Romane der gleichnamigen Serie lassen uns diese Welt noch viel unmittelbarer und plastischer erleben.

Der Auftrag ist deutlich: »Finde heraus, welche Verschwörung sich hinter den Gerüchten um den toten König von Maraskan verbirgt!« Die Agentin des Kaiserreichs bereist die Unruheprovinz und ist bestürzt: Die Einheimischen glauben nicht an König Dajins Tod. Lebt er noch, oder wurde er nach zwei Jahrhunderten wiedergeboren? Da taucht unvermutet ein Augenzeuge aus vergangenen Zeiten auf ...

Zweiter Teil der Geschichte vom Leben König Dajins VII. in Vergangenheit und Gegenwart

Ein vollständiges Verzeichnis aller
im HEYNE VERLAG erschienenen Romane aus
der aventurischen Spielewelt
finden Sie am Schluß des Bandes.



KARL-HEINZ WITZKO

DIE BEIDEN HERRSCHER

Das Leben König Dajins
in Vergangenheit und Gegenwart
TEIL 2

*Vierundvierzigster Roman
aus der
aventurischen Spielewelt*

begründet von
ULRICH KIESOW

Originalausgabe



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY

Band 06/6044

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt

Originalausgabe 10/99

Redaktion: Joern Rauser

Copyright © 1999

by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München,
und Fantasy Productions, Erkrath

<http://www.heyne.de>

Printed in Germany 1999

Umschlagbild: Arndt Drechsler

Kartenentwurf (Seite 6/7): Ralf Hlawatsch

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Technische Betreuung: M. Spinola

Satz: Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-16223-4

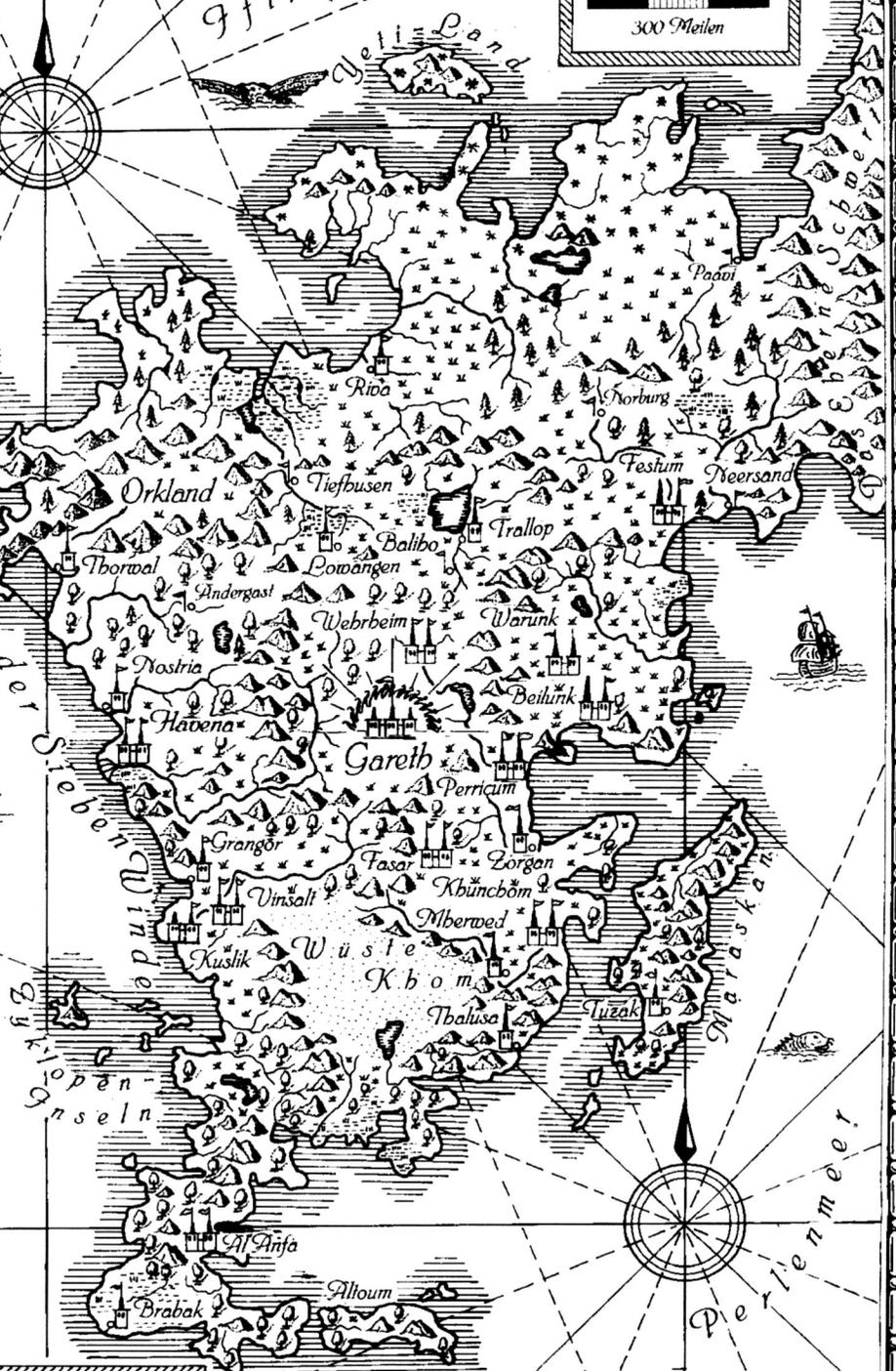
Inhalt

Zendajians Garten	9
Gegenwart: Rondirais Tagebuch	147
Die Aussaat	150
Gegenwart: Rondirais Tagebuch	237
Grün ist die Mutter von weich	241
Gegenwart: Rondirais Tagebuch	359
Die Beschwörung	364
Gegenwart: Rondirais Tagebuch	406
In eigener Sache	418
Anhang	
Einige wichtige Personen	420
Zeittafel	422
Erklärung aventurischer Begriffe	424

Gfirts Ozean



Meer
S
e
n



K
i
n
d
e
r
O
p
e
n
s
e
l
n

S
t
r
a
s
k
a
n



P
e
r
l
e
n
m
e
e
r

Aoenturien

W
a
l
d
i
n
s
e
l



*Ich bedanke mich bei Hacky Hackbarth
für seine Unterstützung bei der
Weiterentwicklung der maraskanischen Architektur
und bei Norbert Venzke,
ohne den die Geschichte Maraskans
anders verlaufen wäre.*



Zendajians Garten

1.

Tadha war ein Held.

Doch damit greifen wir der Geschichte etwas voraus.

Der Festungspalast hatte die Form eines Kegelstumpfes. Darinnen wohnte die Königin. Sie war sehr mächtig. Nichts geschah in ihrem Reich ohne ihre Anweisung, nichts ohne ihre Zustimmung. Sie wußte über alles, was ihre Untertanen taten, dachten und fühlten bestens Bescheid und mußte ihnen daher zwangsläufig als allwissend erscheinen. Das war sie aber nicht. Beileibe nicht. Denn wäre sie es gewesen, so hätte sie gewußt, daß sich ihre Herrschaft mit kurzen, doch schnellen Schritten dem Ende näherte. Doch da sie nicht ahnte, daß dieser Tag Zeuge eines zwar schrecklichen, aber nicht ungewöhnlichen Massakers werden würde, hatte die Königin befohlen, alle Tore und Fenster ihrer Trutzburg weit zu öffnen. Der Tag war zwar feucht, doch verglichen mit den seit Wochen anhaltenden Regenfällen beinahe erträg-

lich. Die Aussichten standen ganz gut, daß wenigstens einige Stunden bis zum nächsten Regenguß vergingen. Daher hatte die Königin den Gouvernanten befohlen, ihre Kinder aus dem etwas düsteren Zuhause ins Freie zu bringen.

Tadha war kein Streiter der Königin. Vielmehr gehörte er zu dem schwerbewaffneten Heerzug, der sich ihrer Festung näherte, entschlossen, der Herrscherin den Garaus zu machen und ihre Kinder in die Sklaverei zu führen. Auch wenn Tadha, wie alle anderen um ihn herum, einen mattbraunen Harnisch trug, so war er doch kein Krieger. An heroischeren Tagen sah er sich als eine Art freischaffender Söldner, an ehrlichen als bekennenden Anhänger des Gottes Schmarotzeroth.

Aber Tadha war ein Held. Jedoch nicht, weil er furchtbare Lindwürmer erschlagen oder furchtsame Prinzessinnen aus Verliesen befreit hätte – das gewiß nicht, es sei denn, wir faßten den Begriff Befreiung ungewöhnlich weit –, sondern weil er seinem Weib entkommen war. Keine große Leistung, will man unbedacht meinen, doch sei erwähnt, daß Tadha nie die Bekanntschaft seines Vaters gemacht hatte. Auch Tadhas Vater hatte nie seinen Vater gekannt, ebensowenig seinen Großvater oder dessen Vater. Sie waren alle von ihren Herzallerliebsten umgebracht worden. Ein Familienfluch, könnte man sagen.

Trotz dieser erheblich vorbelasteten Familiengeschichte hatte Tadha keinen Augenblick geahnt, daß auch sein holdes Weib Mordgedanken hegte. Die Erkenntnis überkam ihn während einer sehr einschlägigen Tätigkeit, die aus Gründen des Anstands nicht näher beschrieben werden soll. Hesinde, die Weise, mochte Tadha die wenig erquicklichen Zukunftsaussichten offenbart haben, womöglich auch Phex, der Listige. Sie hätten sich vielleicht einen günstigeren Augenblick für ihre Erleuchtung aussuchen können, ist man geneigt zu bemängeln, doch wer will schon mit dem Schicksal hadern oder gar mit den Göttern, wenn es um eine Errettung aus höchster Not geht? Zumal Tadha nicht einmal die Namen Phexens und Hesindes geläufig waren. Also waren sie ihm ohnehin *schnurzege*, um einen Lieblingsausdruck seiner Gemahlin zu gebrauchen.

Tadha, gewitzt genug, seine lustvolle Tätigkeit zu unterbrechen, hielt sich gar nicht erst damit auf, seiner Gattin schmollmündig und enttäuscht Vorhaltungen zu machen. Er wußte aus Erfahrung, daß von ihr ohnehin nur eine bissige, bestenfalls schnippische Antwort zu erwarten war. So war sie nun einmal. Also lieb er sich für einen kurzen Augenblick die Umgangsformen seiner Angetrauten und biß sie – so fest er konnte.

Das verblüffte sie dermaßen, daß Tadha mehr als

genug Zeit hatte, mit leichtem Gepäck das Weite zu suchen.

Solch glückliche Flucht war seit unzähligen Jahren keinem von Tadhas Vorvätern gelungen, daher war er ein Held. Andernorts hätte man Tadha bestimmt längliche Balladen gewidmet und sie so oft feierlich und mit Tremolo vorgetragen, bis sie jeder gekannt hätte und es nicht mehr auszuhalten gewesen wäre, oder bis die Obrigkeit durch strenges Verbot dieser Balladen Erbarmen gezeigt hätte. Selbstverständlich vorausgesetzt, die Lorbeergeschmückten und ihre geneigte Zuhörerschaft hätten das Großartige an Tadhas Tat überhaupt zu schätzen gewußt, was mit Recht zu bezweifeln ist. Doch in Tadhas eigenem Volk, in dem Zigtausende seine Heldenhaftigkeit, den einzigartigen Akt der Auflehnung gegen das scheinbar Unausweichliche, ernstlich hätten würdigen können, waren weder Balladen noch Epen verbreitet, weshalb niemand von Tadhas Kühnheit erfuhr.

O Zweischneidigkeit des Ruhms! Schartig könnte man Dich nennen.

Entzweit mit seinem Weibe verließ Tadha seine angestammte Heimat und flüchtete in das Reich der Königin. Nicht in das derjenigen, die seine finster marschierenden Gesellen in der Gegenwart, die damals noch Zukunft war, ermorden wollten, sondern in das Reich jener, die an einem noch fernen Tag den

Befehl für das blutige Werk geben sollte. Tadha kam zugute, daß er eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit den Untertanen der Königin besaß, vor allem wenn er die Arme hob. Zwar nicht unbedingt mit ihren grimigen Kriegerinnen, aber auf jeden Fall mit ihren einfältigen Mägden. Den schlichten Gemütern fiel nicht einmal auf, daß Tadha viel zu viele Augen hatte.

Von nun an führte Tadha einen so fragwürdigen Lebenswandel, daß wir darüber lieber den Mantel des Schweigens breiten wollen, die Blutreliquie der wilden Gerüchte.

Daß es zum Krieg käme, wußte schon fast jeder im ganzen Volk, noch während die Königin die Berichte ihrer Spioninnen zur Kenntnis nahm. Tadha, der sich vom gesellschaftlichen Geschehen stets etwas fern hielt, erfuhr davon als letzter, und zwar von einer schwatzhaften Melkerin.

Warum Tadha beschloß, ebenfalls in den Krieg zu ziehen, ist nicht zu ergründen. War es wegen der Aussicht auf Beute? Vielleicht hatte er einmal gehört, daß die Kirschen in Nachbars Garten stets süßer seien? Aber was bedeutete ihm das schon? Er mochte keine Kirschen. Gärten – nebenbei bemerkt – auch nicht. Kannte man einen, kannte man alle. Tadha hatte alles, was er brauchte, und noch dazu in unerschöpflichem Überfluß. Ihre Majestät, die Königin, sorgte gewissermaßen persönlich dafür.

Doch da Tadha nun einmal so entschieden hatte, sah ihn der Tag eingereiht in die unbarmherzige Horde. Vorneweg eilten die Späherinnen, flink und wachsam. Hinter ihnen stampften die Kriegerinnen, deren geradliniges Denken in Zukunftsvisionen schwelgte: beim Zersplittern der Panzer, beim Abtrennen der Glieder, beim Enthaupten, Leiberspaltten und allgemeinen Zerfleischen. Ihnen folgten die Sklaventreiberinnen, Plünderinnen, Vivisektionistinnen, Leichenfledderinnen und die Marketenderei. Übrigens der Teil des Trosses, in dem wir zu Recht Tadha vermuten.

Als der Palast der Königin in Sicht kam, bedurfte es keiner Fanfaren. Der Gleichschritt der Kriegerinnen endete. Überraschend schnell, trotz ihrer schweren Rüstungen, rannten die Überbringerinnen von Tod und Vernichtung auf die offenstehenden Tore des Feindes zu, vorbei an vor Entsetzen erstarrtem Händler- und Bauernvolk, das eben noch geschäftig durch dieselben Tore den Palast mit Waren beliefert hatte. Über die Gouvernanten der Königin machten sich sogleich die Versklaverinnen her. Sie hatten leichtes Spiel.

Doch die bis eben noch als allwissend geltende Herrin des Palastes dachte nicht daran, sich widerstandslos zu unterwerfen. Sie befahl ihre wehrhaften Haufen herbei und schickte sie in die blutige Schlacht um die Tore, wo alsbald das eben noch Zukünftige Gegenwart

wurde: Panzer wurden zersplittert, in klaffende Wunden wurde Gift geträufelt, Glieder wurden herausgerissen, Körper enthauptet, Leiber aufgeschlitzt. Und was übrigblieb, wurde allgemein zerfleischt. Der Tag sah die üblichen Heldentaten und vergaß sie gleich darauf wieder. Heldenreliquien wandelten sich zu Heldenrelikten und wurden von den Fledderinnen davongetragen. Große Heroen, sterbend, röchelnd, im Todeskampf zuckend, zerteilte der gierige Troß der Angreifer in handliche Klumpen.

Diejenigen, die den Krieg geplant und begonnen hatten, gewannen das erste Scharmützel. Sie besetzten die Tore und strömten waffenstarrend hindurch, unerbittlich auf dem Weg zum Thronsaal der Allwissenden Königin, die es zu töten galt, hinweg über die Leiber ihrer Garde, die noch erschlagen werden mußte, zu den Stuben der Kinder, die geraubt werden sollten, und in die Schatzkammer, die sie zu plündern vorhatten.

Ihnen folgte nun Tadha – mit etwas Abstand. Ihm offenbarte sich ein Gewirr düsterer Gänge, aufwärts und abwärts führend, links abbiegend oder sich rechts verzweigend. Unvertraut, unheimlich, feindselig, zumal Tadha sich umgehend in dem Labyrinth verlor. Verwirrt rannte er gangauf, gangab, blieb manchmal versteinert stehen oder verschmolz mit einem Erker. Es roch nach Säure und Gift.

Was wäre ... Tadha wischte den leisen Gedanken beiseite, doch er meldete sich hartnäckig zurück. Was wäre ... Was wäre, wenn der Palast bereits geplündert und das siegreiche Heer schon mit der Beute abgezogen war? Was wäre, wenn er, Tadha, so lange in diesem unübersichtlichen Gewirr herumirrte, bis ihn die Überlebenden aufgriffen? Was geschähe, wenn die Gepeinigten ...

Der Gedanke wurde plötzlich nebensächlich, als Tadha unerwartet und Auge in Auge dem schrecklichen Wurm gegenüberstand. Er war riesig, zwanzigmal so lang wie Tadha, und zweimal so hoch! Der Körper schien unterteilt in fleischfarbene Segmente. Vorne, wo Tadha den schrecklichen Rachen vermutete, fuchtelten Fühler und Greifarme. Blitzschnell wirbelte Tadha herum und flüchtete in die nächste Gangöffnung. Ein rhythmisches Schmatzen und Schlurfen, das langsam folgte, mahnte zur Eile.

Doch Tadha war schneller, viel schneller als das Ungeheuer. Daher erreichte er das Ende des blinden Ganges als erster. Zurück! Zurück! Doch wie? Der zuckende, sich nähernde Körper des lindwurmgleichen Verfolgers füllte fast den gesamten Gang aus. Unmöglich, daran vorbeizukommen, unmöglich!

Unmöglich schien es, dem, was nun zwangsläufig kommen mußte, noch zu entrinnen: dem Zermalmen von Tadhas Panzer, dem Herausreißen seiner Glieder.

der, dem Enthaupten, und dem – in Tadhas Fall sehr eigenwilligen – Zerfleischen.

Doch da Tadha ein Held war, lehnte er sich zum zweiten Mal in seinem Leben gegen das scheinbar Unvermeidliche auf. Mit einem kühnen Satz sprang er auf das schreckliche Untier zu und griff es an. Das Scheusal wich weinerlich zurück.

Tadha blieb dümmlich stehen. Er traute seinen zahlreichen Augen nicht. Was ging hier vor? Fürchtete die Bestie etwa die Beute? Das war verkehrt. Die Welt war bisher doch so gewebt gewesen: die Mächtigen bemächtigten sich der Ohnmächtigen – nicht umgekehrt! Um der Sache auf den Grund zu gehen, wagte Tadha einen erneuten Angriff. Mit nämlichem Erfolg. Der riesige Wurm fürchtete seinen so viel kleineren Gegner.

Da Tadha ein Held war, dazu ein lernwilliger, bereit, sich auf das Neue einzustellen, folgte nun ein tollkühner Angriff dem nächsten. Von einem echten Zweikampf konnte man gar nicht mehr reden. Jetzt, nachdem die Schranke der Ohnmacht überwunden war, schien alles wie ein Kinderspiel!

Am Ende des tapfer zurückeroberten Gangstücks vernahm Tadha das erste der beiden beunruhigenden Geräusche dieses Tages, den Schrei der Bestie, ausgestoßen in unsäglicher Qual, und beunruhigend deshalb, weil Tadha seinem Feind zuletzt gar nicht so

hart zugesetzt hatte. Zitternd zog der geschlagene Wurm sein bedrohliches Haupt aus dem Gang.

Voll gesunden Mißtrauens näherte sich Tadha steifbeinig der nun nicht mehr versperrten Einmündung. Dort sah er, was die Ursache der Pein seines geschlagenen Gegners war. Drei mächtige Reckinnen hatten den Kampf gegen den bösen Wurm eröffnet und zerfleischten ihn. Tadha nahm sich nicht die Zeit herauszufinden, ob die Neuhinzugekommenen feindliche Streiterinnen waren oder nicht. Auch befreundete Kriegerinnen konnten recht unfreundlich sein. Also floh Tadha und ließ den Ort der – an diesem Tag ganz gewöhnlichen – Bluttat hinter sich zurück. Er war froh, mit heiler Haut aus dem Palast der Allwissenden Königin herauszukommen, auch wenn er ihre Schatzkammer jetzt doch nicht erblickt hatte.

Kaum wieder im Freien, sah Tadha aus einem der Festungstore eine Kämpin treten, die er vom Sehen her kannte. Sie war verwundet und würde den Tag höchstwahrscheinlich nicht überleben. Dennoch folgte sie brav ihrer Pflicht und gab ohne Mitleid bekannt: »Die Königin ist tot! Die Königin ist tot! Jede verfare wie gewohnt!«

Nun kam das Plündern erst richtig in Gang. Tadha mischte sich unter die Schar der Sklavenwächterinnen und wartete geduldig. Nicht lange, denn schon wurden die gefangengenommenen Töchter der nun

nicht mehr allwissenden Königin (oder vielleicht jetzt doch, denn wer kennt schon die Wege der Götter?) herausgebracht. Sie wurden teilnahmslos weitergereicht entlang einer langen Schlange. Als die erste der kleinen Prinzessinnen Tadha übergeben wurde, rannete er mit ihr davon. Wie immer fand niemand etwas Ungewöhnliches dabei.

Hatte Tadha, der Held, edelsinnig vor, das unschuldige Geschöpfchen vor einem Leben in Sklaverei zu bewahren? In gewisser Weise schon. Er fraß es nämlich auf.

Doch wie unbefriedigend! Von wegen Kirschen in Nachbars Garten! Die kleine Prinzessin mundete kein bißchen besser als die vielen anderen, die Tadha in seinem Leben schon verspeist hatte!

Tadha war über alle Maßen enttäuscht. Doch wie zum Ausgleich wurde ihm in diesem Augenblick tiefster Betrübniß schlagartig eine Erkenntnis zuteil, die Zendajian dem Stillen, dem großen Denker Maraskans, Jahre seines Lebens abverlangt hatte: Es ist nicht nötig, daß ich mein Heim verlasse!

Nicht daß Tadha dadurch wieder mit der Welt versöhnt worden wäre. Nein, nein!

Nun scheint es an der Zeit, über das zweite der beunruhigenden Geräusche des Tages zu berichten. Es war ein feines, metallisches Klingen. So leise, so weit entfernt, als könne es nur jenseitigen Sphären ent-

stammen. Begleitet wurde der Silberklang von einem dumpfen Trommelschlag, der den Boden beben ließ.

Zuvor wurde behauptet, daß Tadhā mit Phex, Hesinde oder auch Rondra und Ingerimm nichts anzufangen wußte. Genauso verhält es sich mit Praios, in dem viele den überaus strengen Götterfürsten sehen, die Maraskaner hingegen insgeheim das Opfer eines Rufmordes. Dennoch war Tadhā die Vorstellung eines Gottwesens nicht fremd. Er hatte von Nansijd gehört, der Großen Mutter, der Gefräßigen Mutter. Von ihrem roten, gelbgepunkteten Leib, größer als die Paläste der toten und der noch lebenden Königin zusammen, getragen von acht so gewaltigen Beinen, daß ganze Völkerschaften unbemerkt an ihnen hinauf- und wieder hinuntermarschieren konnten.

Nein, diese Vorstellung war Tadhā nicht fremd. So muß es also nicht verwundern, daß er urplötzlich die Gegenwart des Göttlichen zu verspüren meinte, als sich ohne Vorwarnung der Himmel verdunkelte und ein riesiger Schatten die Sonne fraß. Ein wahrhaft großartiger Gedanke für ein kleines Spinnenmännchen, dessen ursprüngliche Besonderheit allein darin bestanden hatte, so sehr einer Ameise zu ähneln, daß keiner derjenigen, die sich in den letzten Jahrhunderten eingebildet hatten, über Maraskan zu herrschen, jemals herausgefunden hatte, daß es Tadhās Volk überhaupt gab!

Doch an dem Schatten war nichts Göttliches. Er stammte von einem Pferdehuf, der sich geschwind senkte.

2.

Die Hufe der kleinen Pferde schienen kaum den Boden zu berühren, als sie an dem Ameisenhügel vorbeidonnerten. Etwa zweihundert Schritt dahinter machten sie kehrt und brausten, angetrieben von ihren lachenden Reitern, achtlos ein weiteres Mal am Ort des Gemetzels vorbei. Der zweite Heerwurm, der sich an diesem Tag dem Palast der ehemals allwissenden Königin näherte, wies weitaus weniger Disziplin auf als sein Vorgänger. Gelangweilt vom gemächlichen Tempo des marschieren Fußvolks scherten immer wieder kleine Grüppchen Berittener aus, lieferten sich kurze Wettrennen oder ließen sich von der Spitze der Marschierenden zurückfallen zum Ende der langen Kolonne, wo sich die Wagen mit Proviant und Kriegsmaterial durch die aufgeweichte Erde quälten und tiefe Fahrinnen hinterließen. Von dort aus preschten sie wieder nach vorne. Ihr Ritt führte sie vorbei an Schwertkämpfern, Lanzenträgern und Diskuswerfern, an den ernst und würdevoll dreinblickenden Befehligen des Heerbanns und ihren un-

tergeordneten Offizieren, sowie an dem, der den kriegerischen Zug ins Leben gerufen hatte, einem kleinen Mann in vergoldetem Kettenhemd, der sich mit seinem Nachbarn unterhielt, einem fast Gleichalt-rigen mit gelb-schwarz gestreiftem Haupthaar. Ohne sein kostbares Kriegsgewand hätte man den Kleineren für einen weniger wichtigen Angehörigen dieses Heerhaufens halten können, so fehl am Platze wirkte er.

Schließlich passierten die Reiter noch diejenigen, die das Geräusch verursachten, das Tadha wie Sphären-gesang erschienen war, Männer und Frauen, die lange Stangen trugen, an deren oberem Ende eine weitere Stange t-förmig angebracht war – von ihr hingen schmale Blechstreifen herab. Bei jedem Schritt schlugen sie gegeneinander – *Dingeling-Ding-Ding-Dingeling-Ding-Ding!*

Leise war der Zug nicht, warum sollte er es auch sein? Der König Maraskans zog in die Schlacht, das durfte sein Volk wohl wissen.

Maraskan hatte einen neuen König, den achten in nicht einmal fünfzig Jahren, den siebten, der den Namen Dajin trug. Als mutmaßlicher Sohn des allerersten Dajins hätte er seit über dreißig Jahren tot sein sollen. So hatte es jedenfalls der zweite Dajin geplant, als er seinen Vorgänger stürzte und samt dessen Familie im Tuzaker Palast in ihren Betten abschlachten

ließ, zusammen mit weit über hundert völlig unwichtigen Gardisten, Mägden, Knechten, über die danach allenfalls einige Hundert gleichfalls völlig unwichtige Verwandte trauerten, nicht aber die Herrschenden Maraskans und schon gar nicht die Geschichte.

Doch eine aus der Schar der Statisten bei diesem blutigen Schauspiel trug Schuld daran, daß der wohlfeile Plan nicht so aufging, wie vorgesehen. Das unbedeutende Rädchen hörte auf den Namen Ramelusab und war eine der Gardistinnen des ermordeten Königs. Sie hatte sich in ihren närrischen Kopf gesetzt, dem plärrenden Säugling und letzten Sproß der Königsfamilie das Leben zu retten. Das Schicksal, die Götter, oder vielleicht nur der blinde Zufall schickten ihr einen Helfer, der nicht ganz so unbedeutend war wie Ramelusab oder die Zahlreichen, die an dem furchtbaren Morgen in den Kammern des achttürmigen Palastes, in den Fluren und Treppenhäusern verbluteten. Zumindest wäre Ingvalion Ornibio in einem sehr weit entfernten Land nicht unbedeutend gewesen. Dort hätte man ihn Grafensohn genannt und – unter der Hand oder hinter verschlossenen Türen – als schwarzes Schaf seiner Familie bezeichnet. Doch auf Maraskan war er nur ein Dieb, der während seines Einbruchs in den königlichen Palast von dem Geschehen überrascht worden war.

Die Rettung des Königskindes gelang zwar, doch

die gemeinsame Flucht aus dem Königspalast und der Königsstadt währte nicht lange. Dafür sorgten die Verletzungen, die sich Ramelusab am Tag des Umsturzes zugezogen hatte. Also ließ Ingvalion Ramelusab zurück und floh mit seinen Gefährten weiter, drei kleinen Gaunern, aber dennoch Helden. Doch Ramelusabs Heimatdorf, wo das Königskind versteckt werden sollte, erreichten die Flüchtenden nie.

Die verfolgenden Soldaten des neuen Königs, die den kleinen Makel im ursprünglichen Plan hätten beheben sollen, berichteten zwar später, auftragsgemäß das lästige und gefährliche Königsbalg getötet zu haben. Aber das war eine dicke Lüge. Die nebensächlichen Leichen Ingvalions und seiner Begleiter hatten sie zwar gefunden, aber nicht die allein wichtige. Keine Spur davon.

Die Wahrheit verschwiegen die nachgeschickten Kindsmörder ihren Befehligen. Keiner der Herrschenden Maraskans, kein König, Haran, Baruun oder Dschunkar hätte es hingenommen, daß sein eisentrages Gefolge von einigen Schmetterlingen – und nicht einmal ihrem Anblick, sondern von nur Spuren ihrer flüchtigen Anwesenheit, abgerissenen Flügeln, Fühlern, Beinchen – in Todesangst versetzt worden war. Denn schließlich gehörte es zu den Vorrechten der Herrschenden nicht nur Maraskans, darüber zu entscheiden, was es gab, was es nicht gab,

und was ganz bestimmt nur das *Geschwätz* ungebildeter Binnenlandbauern war, Ausgeburt einer blühenden, aber ängstlichen Einbildungskraft. Deshalb also. Deshalb, weil die Wichtigen Maraskans stets genau Bescheid wußten. Sie waren die Urteilsbildner.

Als solche mußten sie natürlich nicht wissen, daß ihre minder wichtigen Untertanen niemals über das Wesen, vor dem sich ihre Reisigen gefürchtet hatten, *geschwätzt* hätten. Die hätten geflüstert, gemunkelt und den eigentlich harmlosen Namen des Geschöpfes – Schmetterlingsmann – dutzendfach umschrieben. Denn ungebildet hin oder her, so wissend war das schlichte Volk denn doch, daß das Nennen des Namens das Wesen herbeilockte, und damit unausweichlich den eigenen Tod, worauf man auch in einem Land, dessen Glaube die fortwährende Wiedergeburt lehrte, nicht sonderlich erpicht war.

Doch das war nun wirklich Aberglaube. Niemand lockte den tausendflügeligen Schwarm. Er entschied selbst, wo er zu erscheinen gedachte.

Mehr als dreißig Jahre verstrichen. Ramelusab verschlug es nach Sinoda, wo sie in die Dienste des herrschenden Harans trat. Dort zog sie auch ihren Sohn groß, den sie Ornibijian nannte. Er war ein Junge mit den schwarzen Haaren seiner Mutter und den blonden Strähnen seines Vaters. Eine kleine Wespe. Über seinen Erzeuger konnte Ramelusab ihrem Sprößling

nicht viel erzählen, schließlich hatte sie ihn nur kurz gekannt. Ornibijian war das Kind einer Liebe, die fleischlich nur eine Nacht gedauert hatte, wenn auch in Ramelusabs Herzen viele Jahre.

Der unbekannte Vater sei ein tapferer Ritter aus Weiden gewesen, erzählte die ehemalige Gardistin des toten Königs ihrem Sohn. Richtig gelogen war das nicht, denn Ingvalion hatte das einmal selbst behauptet. Allerdings hatte ihm Ramelusab schon damals nicht geglaubt.

Unterdessen folgte ein Herrscher dem anderen. Der letzte war ein schwächlicher König, Kind einer übermächtigen, erdrückenden Mutter, die ihrem Sohn bis zuletzt nicht verzeihen konnte, daß er ihrer Schwiebertochter nicht ähnelte. Die wäre eine würdige Nachfolgerin für die bedeutende Königin Umradjida gewesen, weitaus würdiger als Dajin VI. Seine Gemahlin, die Besagte, Balatravis du Shoy'Rina, teilte diese Ansicht. Glaubte man einigen Gerüchten, so kam es nicht von ungefähr, daß aus dem schwachen König bald ein immer schwächer werdender König wurde. Er starb. Nicht von einem Augenblick auf den anderen, sondern mehr als ein halbes Jahr lang.

Für einen Teil des maraskanischen Adels, sofern er sich überhaupt darum scherte, wer in Tuzak den Thron wärmte, war klar: Sobald König Dajin VI. tot war, würde Balatravis I. zur Herrscherin Maraskans

gekrönt werden. Umradjida hatte sie selbst als ihre wahre Nachkommin bezeichnet – somit war das rech-
tens.

Das gefiel nun einem anderen Teil der Herrschenden überhaupt nicht. Balatravis war keine Maraskanerin, sondern eine Fremde, der die Sitten und Bräuche des Eilands nichts bedeuteten. Sie war eine Prinzessin aus Al'Anfa und – was das Schlimmste war – eine Anhängerin des dortigen Boronkultes und seiner verabscheuungswürdigen Riten. Boron, der Totengott, wurde zwar auch auf Maraskan verehrt, galt aber nicht wie in Al'Anfa als mitleidsloser Lebenssäufer, dem es ein Wohlgefallen war, daß zu Seinen Ehren jährlich eine gewisse Anzahl mehr oder weniger Freiwilliger von einem hohen Felsen zu Tode gestürzt wurden. Mitnichten!

Der maraskanische Boron war ein barmherziger Gott, ein rechtschaffener Diener des Schöpferwesens Rurs. Seine Pflicht es war, den Toten auf ihrem Wege zur Wiedergeburt die Erinnerungen an das verbrachte Leben zu nehmen, sie zu befreien von dem ausgestandenen Schmerz, dem Leid, den Erniedrigungen, den Selbsttäuschungen, den vielen, vielen Narben. Er war ein Wesen, das im Laufe seines Götterdaseins so viel menschliches Unglück kennengelernt hatte, daß nur ein Gott diese tägliche Qual zu ertragen vermochte. Er war ein trauriger Gott, der es schwer genug hat-

te. *Bruder* Boron verdiente es nicht, als grausam und kaltherzig verleumdet zu werden. Also gebot die Ehre gegenüber den Göttern sowie das Bedürfnis, den Behütern der Welt nicht als undankbar zu erscheinen, die Thronbesteigung der alanfanischen Prinzessin mit allen Mitteln zu verhindern!

Und dann war der König tot.

Schon wenige Stunden, nachdem der sechste Dajin endlich von seinen Leiden erlöst worden war, stürmten Vasallen des Harans von Sinoda in den Rur-und-Gror-Tempel zu Tuzak und stellten der Priesterschaft einen kleinwüchsigen Binnenlandbauer vor, von dem sie behaupteten, er sei der zu Unrecht totgeglaubte Sohn des ersten Königs von Maraskan. Sein Alter – Mitte der Dreißig – entsprach etwa dem, das der kleine Prinz nun hätte haben müssen, auch schien er dem ersten Herrscher des Landes wie aus dem Gesicht geschnitten. Unerklärbar blieb jedoch, wie dieser mögliche Königssproß in das Dorf Praiobab, in dessen Nähe ihn seine späteren Zieheltern gefunden hatten, gekommen sein sollte. Es lag mehrere Tagereisen abseits des Weges, den der Dieb Ingvalion vor über drei Jahrzehnten gewählt hatte.

Wenn Xanderan, Hoher Bruder des Tuzaker Tempels, Zweifel an der Echtheit des wiedergefundenen Prinzen hatte, so bedeuteten sie ihm nicht viel. Auch er fürchtete eine Thronbesteigung Balatravis', doch

nicht wegen ihres Glaubens an einen grimmigen Totengott, sondern weil er befürchtete, daß ihre Beziehung zu den Toten wenig mit Boron zu tun hatte. Also verkündeten die Priester Tuzaks am folgenden Tag mit der beinahe göttlichen Macht maraskanischer Glaubensführer: »Dieser Mann, der sich Dajin Derfromold nennt, ist das jüngste Kind unseres ersten Königs. Er ist ein Prinz Maraskans, also ist sein Anspruch auf den Königsthron rechtens.«

Damit hatte Balatravis urplötzlich einen Mitbewerber beschert bekommen, und Maraskan stand am Rande eines Thronfolgekriegs.

Verhindern konnte ihn nur noch Balatravis, falls sie, die frische Königswitwe, bereit war, in einen Plan einzuwilligen, der Monate zuvor im Haranspalast von Sinoda ersonnen worden war: Sie sollte einer Vermählung mit ihrem unerwarteten Konkurrenten zustimmen. Damit wäre sie zwar nicht Herrscherin des Reiches, aber nach wie vor die Frau an der Seite des Königs.

Die ehrgeizige Witwe erkannte rasch das Ungleichgewicht der Verbindung und gab ihr Ja. Sie, Balatravis du Shoy'Rina, war in der Palaststadt Mirham aufgewachsen, wenige Meilen entfernt von der Weltstadt Al'Anfa. Ihr künftiger Gemahl dagegen kannte nichts anderes als sein abgelegenes, kleines Dschungeldorf. Jede Depesche, die er erhielt, jeder Vertrag, dem er zu-

stimmten sollte, müßte ihm vorgelesen werden. Nicht nur das, übersetzen müßte man ihm die Worte, weil er der Sprachen der Herrschenden, Garethi und Tulami-dya, nicht mächtig war. Er verstand nur das Kauder-welsch des gemeinen Volkes.

Er war, richtig besehen, so hilflos wie ein kleines Kätzchen, das sich zufällig den Thronessel als Lieblingsplatz auserkoren hatte, um dort zusammengerollt zu liegen, zu schnurren, den Tag zu verdösen und darauf zu hoffen, daß es von seinem Frauchen nicht vertrieben wurde.

Diese zweitbeste Lösung war nicht so viel schlechter als die beste!

Tadhas Weib hätte sicher zugestimmt.

Aber das Kätzchen konnte nicht nur schnurren, sondern auch wunderbar miauen. Das zeigte sich nach der schnell absolvierten Eheschließung am Tage der Krönung, als das Kätzchen, in dem viele das Schoßtier des Harans von Sinoda sahen, auf dem größten Platz Tuzaks vor den Wichtigen des Reiches und den an den Rand gedrängten Gesichtslosen und Unwichtigen sein Mäulchen öffnete. Wie enttäuschend für alle die, die die großen Worte von Zukunft, Größe, Macht und Königreich erwarteten, die schön formulierten Wendungen, alles versprechend, nichts versprechend, je nachdem, wie genau man ihnen lauschte. Worte, die üblicherweise nicht mehr be-

sagten, als daß gestern Abend gewesen war und heute wieder Tag sei.

Doch o weh! Hier miaute kein niedliches Kätzchen, sondern ein Scheunen kater! Er verkündete in der Sprache der Gemeinen: »Mein stummes Volk! Ich bin Euer Herr, doch Ihr seid nicht mein Volk, denn ihr seid überhaupt kein Volk! Meine Vasallen bedeuten euch so viel, wie Eroberer aus einem fremden Land!«

Ah, nun hatte das Kätzchen plötzlich offenbart, daß es kein putziges Knäuel war! Das tat es Stunden darauf abermals, als es seine Krallen zeigte. Sie sprangen nicht aus Samtpfötchen, sondern aus Pranken: »Ich bin Dajin Derfromold! Ich bin der Haran-ga-Haran, der Haran aller Harans, der Herr der Herren. Ich bin der Vater, der euch liebt, aber auch der ...« – und das hatte das Kätzchen verschwiegen, als es zu den Unwichtigen sprach! – »... aber auch der, der euch straft!«

In diesem Augenblick und in den Stunden danach dämmerte es Mujiajian, dem bisherigen Förderer des Kätzchens, dem Haran Sinodas, dessen Vasallen den verschollenen Prinzen gefunden und auf den Thron gehievt hatten, um einer ungeliebten Königin den Weg dorthin zu versperren, wem seine Getreuen zur Macht verholfen hatten. Er sah es in den Augen Or nibijians, des Sohnes seiner jüngst in den Ruhestand getretenen Hauptfrau Ramelusab, als der ohne zu zö-

gern im Thronsaal sein Schwert zog und aus eigenem Antrieb sein Leben für den neuen König wagte. Er sah es in den Augen der Kriegs-Wezyradim Maraskans, die füßestampfend ihren neuen, entschlossenen Herrscher priesen.

Mujiajian hatte einen Bruderkrieg verhindern wollen. Nun sah er eine Zukunft, in der das Blut junger Helden im Boden Maraskans versickerte, weil es sie nach Taten dürstete, die ihnen ein wohlwollendes Lächeln ihres *Haran-ga-Harans* einbrächten. Er sah den sicher nicht fernen Tag, wo die Kriegsherren und -frauen Maraskans das Versprechen einforderten, das sie glaubten, am Krönungstag erhalten zu haben. Wie lange hungerten sie schon danach, sich ihr Beutestück aus dem Fleisch des zerfallenden Garethischen Reiches herauszusäbeln!

Und er sah noch mehr. Der Sohn des ersten Dajins gierte nach mehr Macht, als ihm die Schwerter seiner Krieger oder die Treue seiner Vasallen bieten konnten. Er gierte nach der mißachteten Macht, ohne die es keine Mächtigen gab. Das hatte er unmißverständlich angekündigt: »Mein stummes Volk! Meine Vasallen sind euch fremd. Ich spreche eure Sprache. Ihr versteht mich. *Ich* bin euer Vater!«

Diese Zukunft hatte der Haran von Sinoda gesehen. Andere würden sie bald ebenfalls erahnen.

Das *glaubte* Mujiajian von Sinoda erkannt zu haben.

Also wandte er sich im Herzen von seinem neuen König ab und befahl seinen Getreuen mit ihm zurück nach Sinoda zu kehren. Sie folgten ihm unwillig und nicht einmal alle. Ornibijian, bislang ein Untertan des Harans, nannte sich inzwischen *Buskur*, Häuptlingskrieger. Ein fast vergessener Titel, so alt, daß er nur noch in Legenden und Märchen vorkam. Er stammte aus der Zeit vor der Besiedlung Maraskans, als die Vorfahren des Harans von Sinoda noch einem rastlosen Nomadenstamm angehörten, dessen Anführer es als ihre vornehmste Pflicht ansahen, für ihr Volk einen Ort der Sicherheit und des Glücks zu finden.

Knapp fünf Wochen nach der Krönung begann der Aufstand. Als Anführer galt der Baruun von Zerbehuab, derselbe Baruun, den Dajin im Thronsaal zu Boden gestreckt hatte. Er hatte drei weitere Baruune als Verbündete gewonnen. Da die Nachricht von der Erhebung mitten in eine Besprechung platzte, in der die Kriegs-Wezyradim ihren neuen Herrscher von der Notwendigkeit eines Kriegszugs zu überzeugen beabsichtigten und auch gute Fortschritte bei ihrem Vorhaben zu machen glaubten, äußerte keiner von ihnen Einwände, als Dajin befahl, einen Heerhaufen aufzustellen, um gegen die Rebellen zu Felde zu ziehen. Üblicherweise hätte man zwar vorher mit den Aufständischen verhandelt, zumindest erst in Erfahrung zu bringen versucht, welches ihre Forderungen

waren, doch ganz ungewöhnlich war die jetzige Vorgehensweise auch nicht. Offenbar hatte der siebte Dajin vor, ein starker Herrscher zu sein – wie Dajin IV. oder Königin Umradjida. Und außerdem hatte der Baruun von Zerbehuab wegen seines lästigen Aufstands einen Denkkzettel verdient. Denn so nahe, wie bei dieser Besprechung, hatten sich die Kriegsherren Maraskans schon lange nicht mehr ihrem Herzenswunsch gesehen, der Eroberung des fruchtbaren Araniens.

Daß der Herrscher jedoch gegen den Rat seiner Fachkundigen nicht bis zum Ende der Regenzeit warten wollte, galt als töricht. Katapulte und Belagerungsgeschütze konnte man bei diesem Wetter getrost zu Hause lassen, da die anhaltende Nässe sie ohnehin in kurzer Zeit ruinieren würde. Doch der neue König würde schon noch lernen, auf wen er in Kriegsdingen zu hören hatte. Spätestens dann, wenn sein Heer im Dauerregen vor der ersten Festung stünde und nicht wüßte, wie den Mauern und Bollwerken beizukommen wäre, spätestens dann würde er das tun.

Allzu offen wollten die Kriegs-Wezyradim ihrem Befehlshaber aber auch nicht klar machen, daß er sich gefälligst aus ihrem Metier heraushalten solle. Denn die *Basalttochter* hatte sich am Krönungstag hinter ihn gestellt. Als Narren hatte sie ihn bezeichnet, als ›be-

unruhigenden Narren. Ein sonderbares Wort aus dem Munde des alten Raubvogels, den nicht einmal Umradjidas gefürchtete Oktilianische Horden beunruhigt hatten. Seither benahm sich Wagurasab, unangefochtene Patriarchin der Kriegs-Wezyradim und hinter ihrem Rücken *Basalttochter* genannt, sonderbar. Wie man hörte, ließ sie sich von ihrem Stallknecht in der Sprache der Gemeinen unterrichten.

Trotz ihres hohen Alters war Wagurasab noch immer gefürchtet. Unter den jüngeren Kriegern und Wezyradim kursierte seit langem das Gerücht, sie sei überhaupt keine richtige Frau. Vielmehr habe ihre Mutter, jedem Manne abhold, sich eines Tages selbst eine Tochter geschmiedet. Nicht aus vergänglichem, rostendem Eisen, behauptete das Gerücht, sondern aus Basalt. Das beeindruckte die meisten, schien auch nicht unglaublich. Die wenigen Zweifler, die zu wissen begehren, in welcher Straße Tuzaks ihre Mutter, die Basaltschmiedin, denn ihre Werkstätte gehabt hätte, und ob diese noch in Betrieb sei, wurden mit wenigen Worten zum Verstummen gebracht: »Warum in Tuzak? Weshalb überhaupt auf Maraskan? Natürlich geschah das lange, bevor unsere Vorfahren hierher kamen! Vor Jahrhunderten.« Wer die Wezyrada Wagurasab zum ersten Mal sah, glaubte das gerne.

Also war in Windeseile ein viel zu kleines Heer

aufgestellt worden, knapp über zweihundert Bewaffnete. Wenige Wochen zuvor wäre es ein Leichtes gewesen, ein vielfach größeres aufzubieten. Doch damals war es darum gegangen, wer der Herrscher Maraskans sein sollte, Dajin oder Balatavis. Nun war Dajin König. Jetzt mußte er selbst dafür sorgen, daß er seinen Thron behielt.

Balatavis wiederum, Weib ihres ungeliebten und gar nicht so leicht zu beherrschenden Gemahls, war nicht unglücklich über die Revolte. Kriege boten viele Möglichkeiten, das scheinbar Festgelegte wieder zu ändern. Und nicht alles mußte man den Launen des Zufalls oder des Kriegsglückes überlassen.

3.

»Wußte er es?«

Ornibijian antwortete nicht gleich. Auch nach fast zwei Monden war er sich nicht immer sicher, daß er Dajins altertümlichen Dialekt richtig verstand.

»Wußte er, daß ich gegen ihn zu Felde ziehen würde?« wiederholte der kleine Mann seine Frage.

»Er wird damit gerechnet haben«, entgegnete Ornibijian. »Er wird nicht erwartet haben, daß er die Antwort auf seine Revolte noch während der Regentschaft erhielt. Möglicherweise weiß er es noch nicht

einmal jetzt. Ganz bestimmt aber ahnt er nicht, daß sich die Wezyradim zuerst seine Verbündeten vornehmen werden. Ich vermute, daß der Baruun gleich am Tag nach der Krönung seine Allianz zu schmieden begann.«

»Danach, ja«, murmelte Dajin. »Aber vielleicht schon etwas früher.«

Das war wirklich die Frage, dachte Ornibijian. Nicht einmal die Kriegs-Wezyradim waren sich sicher, daß in die Rebellion tatsächlich nur vier Baruune verwickelt waren. Sie waren wortkarg, was das betraf. Sie hatten ihre Geheimnisse.

Ein Satz aus einem Theaterstück sprang Ornibijian ins Gedächtnis: In diesem Hause gibt es keine Käfer! Wie oft hatte er diese schlichte Feststellung getroffen, als er zum ersten Mal als Schauspieler mit einer Theatertruppe von Dorf zu Dorf gezogen war! Ein kurzer Satz, Höhepunkt seiner damaligen Rolle und grotesk falsch. Doch das hatte er erst erkannt, als auch bei der dritten Aufführung das Publikum in Gelächter ausgebrochen war.

In diesem Hause gibt es keine Käfer!

Maraskan wimmelte von Käfern. Sie waren stets da, ob man sie sah oder nicht.

Die Mächtigen des Landes hatten sich beim Streit um den Thron einer bemerkenswerten Zurückhaltung bedient, sah man vom Haran Sinodas einmal ab. Aber

was nicht zu sehen war, konnte dennoch leise rascheln.

Duchenijida von Mazanazak, die befehlende Wezyrada der Streitmacht, lenkte ihr Pferd heran. Wie stets war sie sich unsicher, welchen der beiden Männer sie ansprechen sollte. Ein Herrscher, der die Sprachen der Herrschenden nicht verstand, wirkte verwirrend. Sie entschied sich wie zuvor, in die Luft zwischen dem König und seinem Übersetzer zu sprechen: »Unsere Späher haben die Streiter der Baruune von Chuvuroab und Baneggyn ausgemacht.«

»Wissen sie, daß wir kommen?« übersetzte Ornibijian Dajins Gegenfrage.

»Ja. Sie sind uns an Leuten etwas überlegen. Aber fast nur Fußvolk, kaum Reiter. Die meisten sind Gemeine. Wenn die Baruune nicht mehr zu bieten haben, gibt das ein leichtes Spiel!«

Sie ließ sich wieder zu den anderen Offizieren zurückfallen.

»Warst du jemals bei einem Kriegszug dabei?« wandte sich Dajin an Ornibijian.

Der Mann mit dem gelb-schwarzen Haar schüttelte den Kopf: »Der Haran von Sinoda ist ein friedfertiger Herrscher. Seine Vasallen haben ihn immer respektiert. Er hatte es nie nötig ...«

Ornibijian verstummte.

»Er ist der Haran«, sagte Dajin leise. »Ich bin der Haran-ga-Haran.«

Etwa eine Stunde später kam das gegnerische Heer in Sicht. In der hügeligen, grasbewachsenen Landschaft, in der nur vereinzelt Baumgruppen standen, war es zu einer breiten Linie ausgefächert und versperrte den Weg nach Norden. Auf einem Hügel erhob sich ein Zelt, vor dem einige Gestalten in dunklen Rüstungen standen und herübersahen. Nur zwei Feldzeichen waren zu erblicken, die grüne Maraske des Baruuns von Chuvuroab und der violette Kreis auf gelbem Grund des Baruuns von Baneggyn. Wie angekündigt bestand das Gros der Gegner aus ausgehobenen Bauern. Trotz des Regens, der vor kurzem wieder eingesetzt hatte, waren sie leicht zu erkennen an den bunten Trachten ihrer Dörfer und den blanken Schnittern.

Flugs scharten sich die Offiziere um die Kriegswezyrada. Ab und zu deutete einer von ihnen auf die gegnerischen Reihen.

»Die Hälfte unserer Reiter gegen ihre wenigen, das ist mehr als genug. Den Rest schicken wir gegen das Bauernvolk. Die Tröpfe werden nicht lange standhalten und weglaufen, wenn die ersten von ihnen niedergemäht worden sind. Unsere Reiter stoßen in dem Durcheinander durch ihre Reihe hindurch, wenden,

und treiben sie zurück in die Schwerter der Königs-
garde. Fertig.«

Nun wandten sich die Kommandierenden Span-
nenderem zu. Ihr Augenmerk galt einem Trupp von
rund 50 Gerüsteten mit Speißen und Nachtwinden,
dem Kern der gegnerischen Streitmacht.

Ihr Wert wurde als das Fünffache der Gemeinen
eingeschätzt. Während die Offiziere berieten, wie
auch diesen ohne zu große eigene Verluste das Leben
genommen werden könnte, hielt einer von ihnen die
gepanzerte Hand zum Schutz vor den dick fallenden
Tropfen über die Augen und starrte angestrengt zum
Feind.

Mit dem Handrücken schlug er leicht gegen die
Rüstung seines Nachbarn, um so dessen Aufmerk-
samkeit zu wecken.

»Täusche ich mich, oder erblicke ich dort drüben
Maziber von As'Fazak?«

Nun spähten alle.

»Knausrigkeit kann man den Baruunen nicht vor-
werfen«, meinte der, der den gegnerischen Krieger
zuerst erblickt hatte. »Der ist nicht billig.«

»Er ist seit einem Jahr mit Isidimold verwandt«, er-
klärte sein Nachbar. »Eine der Töchter des Baruuns
ist sein Weib. Hübsch, wenn auch ein wenig flach-
brüstig. Ich weiß das von meiner Nichte. Sie war ein-
geladen, als die beiden den Kreis gingen.«

»Dann müßte doch ...«, wurde er unterbrochen.
»Wie heißt er noch mal? Sie sind gut befreundet und kämpfen meist zusammen.«

»Sindijian von Yeroab? Es regnet! Keiner seiner Sippe kämpft bei Regen. Schlechtes Vorzeichen. Einer ihrer Vorfahren ertrank während des Großen Krieges in einer Pfütze. Abergläubisches Völkchen. Sindijian wird irgendwo im Trockenen warten, wahrscheinlich im Zelt. Wäre ein guter Grund, gleich anzugreifen, solange er sich nicht heraustraute. Das würde uns etliche Leute sparen. Hm, aber ich bin mir fast sicher, daß die dritte, nein, vierte rechts neben Maziber eine der Gelben Schwestern ist.«

»Na also!« meinte die Wezyrada Duchenijida zufrieden.

»Sie haben ja doch ein paar anständige Leute zusammenbekommen. Sagen wir, wir schicken zwanzig, nein lieber dreißig, die wir entbehren können, zu Maziber und den drei Schwestern, und wenn sie ermüdet sind, so schicken wir ihnen ein paar richtige Kämpfer, die ihnen den Rest geben sollen!«

»Verzeih, Wezyrada«, unterbrach sie einer ihrer jüngeren Untergebenen. »Wenn ich mich Mazibers annehmen dürfte? Oder wenigstens einer der Schwestern? Ihr Tod brächte mir viel Ruhm.«

»Jeder von denen wird dich im Handumdrehen in Stücke hacken, Schuleijian«, erklärte ihm seine Vorge-

setzte. »Nein, es bleibt dabei: Wir schicken ihnen zuerst ein paar von den Entbehrlichen. Danach, vielleicht kannst du danach zum Zuge kommen. Ich werde darüber nachdenken.«

Der junge Mann bedankte sich artig.

Duchenijida wandte ihr Gesicht der Leere zwischen Dajin und Ornibijian zu.

»Wir sind bereit, Gebieter«, gab sie bekannt. »Greifen wir sofort an, oder werden wir zuerst Eure Forderungen überbringen?« Sie zögerte einen Augenblick und fügte hinzu: »Das ist das Übliche.«

Dajin schwieg. Durch die Regenschleier starrte er auf die gegnerische Schlachtreihe. Viele dort drüben würden morgen tot sein. In Gedanken sah er Männer und Frauen wie Grashalme stumm unter dem Hieb eines Schnitters fallen, sah ihre schlammverkrusteten Leiber am Boden liegen, sah Pfützen, in denen sich nicht mehr die dunklen Wolken des Himmels widerspiegelten, sondern sich statt dessen rötliche ausbreiteten.

Hatte er eine andere Wahl? Denderan, Keideran und die Dschunkara hatten ihn aus der Mine befreit, weil sie ihn brauchten. Er war derjenige, der alles richten mußte, damit es so wurde, wie es sein sollte. Aber wo endete die Aufgabe? Nach der Vorstellung der drei Dschunkarim mit seiner Thronbesteigung. Dajin schüttelte unzufrieden den Kopf. Er hatte keine Wahl. Er hatte sie zuvor nicht gehabt, er hatte sie noch immer nicht.

»Können sie uns besiegen?« fragte er Ornibijian.

»Die Wezyradim glauben das nicht.«

»Warum kämpfen sie dann überhaupt?«

»Sie hoffen, daß sie uns aufhalten oder große Verluste beibringen können. Eine Schlacht, die keiner gewinnt, ist für die Baruune fast so gut wie ein Sieg. Die Wezyradim hingegen wollen ihnen eine möglichst blutige Niederlage bereiten. Ich glaube, das ist ihr Plan, auch wenn sie es nicht sagen.«

Als hätten sie sich verabredet, lösten sich aus jedem der beiden Heerhaufen einige Reiter. Achtlos zogen sie aneinander vorbei, als sie sich in der Mitte des künftigen Schlachtfeldes begegneten, und hielten unbeirrt auf ihre jeweiligen Feinde zu. Sie ritten langsam die gegnerischen Reihen entlang. Hier wie dort brandete Geschrei auf.

»Beginnt es?« fragte Dajin.

»Nein«, erklärte Ornibijian. »Augenblicklich beleidigen sie sich noch, versuchen sich gegenseitig einzuschüchtern oder prahlen mit ihren Taten. Du hast mich selbst schon dabei erlebt.«

Ornibijians Stimme schwoll an und dröhnte unheilverheißend wie vor Wochen in Praiobab: »Ornibijian, so heiße ich. Ich stelle mich stets vor, bevor der Tanz beginnt. Ist euch mein Name nicht geläufig, so straft für ihr Schweigen diejenigen, die durch mein Schwert verstummen. Viele waren's, Bärtige, Be-

flaumte, Glattwangige! Wählerisch war ich in meinem Blutdurst nie.«

Einige Umstehende sahen ihn verwirrt an. Die Kriegs-Wezyrada brachte sich in Erinnerung: »Was ist Euer Befehl, König?«

»Wie lange wird das so gehen?« beehrte Dajin zu wissen.

»Den vierten Teil einer Stunde, vielleicht auch die Hälfte«, antwortete Ornibijian achselzuckend.

Dajin wandte den Blick zu Duchenijida, die ungeduldig seiner Antwort harrte: »Überbringe ihnen meine Forderungen.«

Mit unbewegter Miene lauschte die Wezyrada Ornibijians Übersetzung.

»Diesen Weg können wir uns sparen«, gab sie ihre Meinung kund. »Kein Baruun Maraskans, der über ein Heer gebietet, wird sich solcher Schmach beugen. Sie werden sich seine Forderungen nicht einmal ...«

Ein Schwall scharfer Worte ließ sie verstummen. Verblüfft sah Duchenijida zu ihrem Herrscher auf.

»Er war noch nicht fertig«, erklärte Ornibijian und übersetzte weiter: »Gebärdet euch wie willige Sauen und zeigt den Baruunen eure ...« Er gluckste, preßte den Handrücken gegen den Mund und erstickte das aufkommende Lachen. »Der Haran-ga-Haran befiehlt: Lotet aus, worauf sich die Baruune einlassen würden. Doch schließt keinen Handel mit ihnen ab.

Laßt euch Zeit dabei.« Verdrossen erwiderte Duchenijida den Blick der beiden Männer. Solche Unklarheiten waren ihr verhaßt. Sie deutete auf drei aus ihrem Gefolge und trieb ihr Pferd an.

4.

Die Wachen vor dem Befehlshaberkamp der Aufständischen wußten natürlich, wer die Reiter waren, die durch den Regen auf sie zukamen. Dennoch riefen sie schneidig: »Wer naht und welches ist Euer Begehrt?«

Duchenijida zügelte ihr Pferd: »Duchenijida, Kriegs-Wezyrada des Reiches. Ich überbringe das Wort des Königs für die Ohren der Baruune von Chuvuroab und Baneggyn!«

Der Vorhang, der den Zelteingang schützte, wurde zur Seite gezogen. Die Wezyrada und ihre Begleiter ließen sich von ihren Reittieren gleiten und eilten gebückt ins Zelt. Gleich neben dem Eingang saß ein kurzbeiniger Mann im Schuppenpanzer. Was ihm an Beineslänge fehlte, machte er mit seiner Schulterbreite mehr als wett. Man traute ihm leicht zu, alleine einen beladenen Ochsenkarren zu ziehen. Mürrisch versuchte der Mann in dem kurzen Augenblick, in dem der Zelteingang geöffnet war, einen Blick ins Freie zu erhaschen. Als Duchenijida ihn sah, sprach

sie leise mit zuckersüßer Stimme: »Ist es dir zu naß, Sindijian?« Sie erntete dafür nur einen finsternen Blick.

Wer hier zu befehlen hatte, hätte Duchenijida auch mitteilen können, wenn ihr die Baruune von Chuvuroab und Baneggyn nicht bekannt gewesen wären. Isidimold von Chuvuroab saß breitbeinig auf einem Sessel, eine Hand auf die Hüfte gestützt. Er hatte ein fleischiges Gesicht, seine Nase war mindestens dreimal gebrochen. Wie bei dem Krieger am Zelteingang war sein pfeffer-und-salz-farbenes Haupthaar mit dem Barthaar verzwirbelt. Neben ihm saß der Baruun von Baneggyn. Er hatte die Beine weit von sich gestreckt und übereinandergelegt. Sein Gesicht schien schmal mit hohen Wangenknochen, die Augenbrauen waren zur Hälfte abrasiert, nur mehr kleine Flecken. Er war der Jüngere der beiden. Hinter ihnen saßen oder standen ihre Unterführer. Niemand erhob sich.

Duchenijida suchte vergeblich einen freien Hocker, auf den sie sich hätte setzen können. »Ihr habt euch offenbar nicht nur von eurem König abgewandt«, stellte sie fest, »sondern auch von den Gepflogenheiten der Höflichkeit.«

Isidimold von Chuvuroab nickte knapp. Einer seiner Hauptleute erhob sich betont langsam von seinem Hocker und trug ihn zu Duchenijida. Sie setzte sich, nahm ihren Helm ab und legte ihn neben sich.

Währenddessen ergriff Isidimold von Chuvuroab

das Wort: »Mitnichten haben wir uns von unserem König losgesagt, denn wir besitzen ja gar keinen.«

»Sah ich euch nicht bei der Krönung?« entgegnete Duchenijida, hinter der sich ebenfalls ihre Begleiter postiert hatten. Ihnen bot niemand eine Sitzgelegenheit an.

»Bei der Krönung?« tat Endiziber von Baneggyn, der zweite Baruun, verwundert. »Oh, ich entsinne mich! Wir sahen wie ein Bauernbursche sich auf dem Thron fläzte. Viele riefen Hurra und Hoch! Doch bei weitem nicht alle, Wezyrada.« Er wandte sich lächelnd an den Baruun von Chuvuroab: »Ähnliches sah ich einst bei einem Gaukler. Nur hatte der ein Äffchen dabei, wohldressiert. Das Tierchen tat alles, was sein Herr befahl. Spring, und es sprang. Setz dich, und es setzte sich. Das Äffchen nahm Platz, wo immer ihm befohlen wurde. Das begeisterte jeden, der es sah. Fast jeden.«

»Possierlich«, pflichtete sein Verbündeter bei. »Nun, Wezyrada, was führt dich her? Was hast du uns zu sagen?«

»Was ich euch beiden zu sagen hätte, das möchtest du nicht wirklich hören, Isidimold«, erwiderte Duchenijida kalt. »Ich überbringe euch das Wort des Königs: ihr werdet zunächst euer Heer auflösen. Binnen eines Mondes werdet ihr beide das Land verlassen und nicht vor Ablauf von zweimal vier Jahren zu-

rückkehren. Tut ihr es früher, so seid ihr des Todes. Binnen desselben Mondes werden eure Familien eure Burgen verlassen. Sie werden sich nach Tuzak begeben und fürderhin dort als Geiseln leben. Auf euren Ländereien sollen Verwalter eingesetzt werden. Sie sollen so lange dort gebieten, bis eure jüngsten Kinder alt genug sind, eure Nachfolge anzutreten, nicht aber vor Ablauf von fünf Jahren!« Sie setzte ein bösariges Lächeln auf: »Ich gebe euch einen guten Rat, Baruune: Vergnügt euch während eurer Verbannung nicht so oft in fremden Betten. Dem König ist es gleichgültig, ob eure jüngsten Kinder schon geboren wurden, oder ob ihr etwaige Bastarde anerkennt. Jüngstes Kind heißt jüngstes Kind!«

Beide Baruune zeigten sich unbeeindruckt. Mit übertriebener Freundlichkeit erklärte Isidimold von Chuvuroab dem anderen Baruun: »Gib nicht so viel auf ihre Worte, Endiziber. Furcht – oder die Schmach, einem Bauern dienen zu müssen – ließen die Wezyrada offenbar sehr ausgiebig zum Weine greifen. Bei Sinnen hätte sie anders gesprochen.« Er schnupperte: »Es müssen viele Krüge vom guten Saft gewesen sein. Doch wie seltsam, ich rieche nichts in ihrem Atem.«

Nun sah er Duchenijida an: »Höre jetzt *unsere* Forderungen, Wezyrada: Der falsche König soll den Thron räumen. Wenn er brav in sein Dorf zurückkehrt und künftig seine Schweine hütet, so soll ihm

seine Anmaßung verziehen werden. Er kommt sogar ohne Strafe davon, obwohl er die Hand gegen einen Baruun erhob.«

Duchenijida ließ sich reichlich Zeit für eine Antwort: »Das läßt wenig Spielraum für Verhandlungen.«

»Ich bin sogar noch großzügiger«, warf Endiziber von Baneggyn ein. Er unterstrich seine Worte mit einer laschen Handbewegung. »Von mir aus kann er auch bei Mujiajian von Sinoda unterkriechen. Der Haran wird bestimmt eine andere Beschäftigung für seinen Schoßhund finden oder einen Platz, auf den er sich setzen kann.«

Isidimold von Chuvuroab lächelte spöttisch: »Verhandlungen? Hörte ich von Verhandlungen?« Er verschränkte die Hände hinter dem Kopf: »Ich verstehe dich, Wezyrada, ich verstehe dich sogar sehr gut. Endiziber und ich sind beide nicht gerade arm, und Aldifriedijian und Rurjin werden sicher gern ihr Scherflein beisteuern. Also sprich, was ist dein Preis dafür, daß du uns das Bürschchen übergibst?«

Wiederum lächelte Duchenijida süßlich: »Wie bedauerlich, daß der König euch nur verbannt sehen will. Ich fürchte, das setzt eure Lebendigkeit voraus. Schade.«

»Stell dich nicht an wie ein Khunchomer Tanzmädchen, Wezyrada! Es wäre nicht das erste Mal. Frag

doch die erlauchte Basalttochter, warum kein einziger Krieger aus der Garnison im Tuzaker Hafen zum Palast eilte, als der erste Dajin starb. Derselbe Dajin, dessen angeblichem Sohn sie jetzt zujubelt. Frag sie doch, Wezyrada! Wagurasab befehligte damals die Garnison!«

Duchenijida tat, als hätte sie nichts davon gehört: »Ihr könnt diese Schlacht nicht gewinnen. Ich werde einen meiner Leute für sieben von euren verlieren. Wenn ich beschließe, daß weder ihr noch einer der Eurigen den morgigen Tag erleben soll, werden es immer noch sechs für einen sein.«

Sie wandte den Kopf zu dem Krieger neben dem Zelteingang: »Verzeih, Bruderschwester, wie vergeßlich von mir! Selbstverständlich wird es so oder so einen Überlebenden geben. Du wirst dir das Gemetzel sicher vom Trockenen aus ansehen wollen?«

Der Krieger sprang auf, die Hand am Schwertgriff: »Hier im Zelt ist es trocken genug, Wezyrada.«

Duchenijida ließ ihr Lächeln noch eine Spur falscher werden, schwieg aber.

»Laß die Klinge stecken, Sindijian!« befahl Isidimold von Chuvuroab. »Die Wezyrada hat mir schon angst genug gemacht.«

»Der König ist noch nicht lange gekrönt«, fuhr Duchenijida leise fort. »Er ist dankbar für jeden Rat-schlag. Ich könnte ihm raten, gnädiger mit euch zu

verfahren, doch ebenso, daß er zuerst euch beide hinrichten soll, danach eure gesamten Familien. Was haltet ihr davon?«

»Nun wird's mir wirklich ganz klamm und kalt ums Herz!« heuchelte Isidimold. »Ich schlottere schon vor Furcht!« Zum Beweis hielt er seinem Verbündeten die Hand vor das Gesicht und wedelte heftig damit. »Wo mag die Wezyrada solche blutrünstigen Reden gelernt haben?«

»Beim zweiten Dajin?« schlug der jüngere Baruun vor.

»Nein, nein, Endiziber, dazu ist sie zu jung. Aber vielleicht hat ihr das Steingesicht von dem grimmigen König erzählt?«

»So mag's sein. Doch denke ich, daß sie ihr dann nicht vom zweiten König erzählt haben wird, sondern vom Fürsten Djurmold. Zu dem würden solche blutrünstigen Äußerungen auch gut passen.«

»Denkbar. Doch ich erkenne nun, daß wir einen Fehler begingen, als wir so unfreundlich zu unserem Gast waren und die Dame reizten. In Anbetracht ihrer Drohungen sollten wir gesitteter mit ihr reden. Bringt Hocker für das Gefolge der Wezyrada! Bringt Wein und Speise, damit wir erneut beginnen können!«

Duchenijida sprang auf. Sie stürmte zum Zeltausgang, rempelte dabei Sindijian an, der dort immer noch stand, so daß der Krieger zurücktaumelte und

über seinen Hocker stürzte. Geschwind schlüpfte sie ins Freie, rannte ohne innezuhalten zu ihrem Roß, schwang sich in den Sattel und trieb das Tier zu einem scharfen Galopp an. Das eilige Hufgetrappel weiterer Pferde belehrte sie, daß ihre Ordonnanzen ihrem Beispiel gefolgt waren. Erst jetzt fiel ihr auf, daß sie ihren Helm im Zelt der Feinde hatte liegen lassen.

Närrin! schalt sich die Wezyrada. Närrin! Die beiden waren sich viel zu sicher. Das war mehr als nur ein Geplänkel zwischen Feinden. Doch wie konnte das möglich sein? Wie konnte das nur möglich sein?

Als sie ihre eigenen Reihen wieder erreicht hatte, verschwendete sie keine Zeit. Noch bevor sie ihr Pferd zum Stehen gebracht hatte, brüllte sie schon ihre Befehle: »Späher nach Osten und Süden! Ein zweites Heer ist im Anmarsch!«

Duchenijidas Blick folgte einigen nassen Gestalten, die zu ihren Reittieren huschten und davon preschten. Einige Zauberer wären jetzt ganz hilfreich gewesen, dachte die Wezyrada.

Wie konnte das möglich sein? fragte sie sich abermals. Die Baruune von Chuvuroab und Baneggyn konnten frühestens vor einem Tag erfahren haben, daß der erste Schlag ihnen galt. Ihre Burgen standen nahe genug beieinander, um ihnen gerade genügend Zeit zu lassen, ihre Reisigen zu einem gemeinsamen Heer zu

vereinigen, so wie sie es auch getan hatten. Doch die Festen der anderen beiden Baruune, derer von Zerbehuab und Morapur, lagen ein ganzes Stück landeinwärts. Kein Bote, den Isidimold oder Endiziber seither auf den weiten Weg zu ihren Verbündeten geschickt haben konnten, hätte zwischenzeitlich sein Ziel erreicht. Doch so, wie sich die beiden Baruune gebärdeten, waren sie sicher, daß Hilfe in nächster Nähe war. Wer kam da? Ein weiterer Verbündeter, dessen Verstrickung in den Aufstand bisher unbekannt gewesen war?

»Ch'Azuul!« fluchte die Wezyrada. Es gab noch eine andere Möglichkeit. Was wäre, wenn die vier Baruune schon vor Tagen von der Stoßrichtung des königlichen Heerbanns erfahren hatten? Doch wie konnte das möglich sein?

Die Wezyrada sah sich um, doch den, den sie suchte, entdeckte sie nicht. Sie lenkte ihr Pferd zu Ornibijan.

»Wo ist der König?« fragte sie ihn. Ihre Augen wurden groß, als sie entdeckte, daß er das zusammengerollte, vergoldete Kettenhemd vor sich auf dem Pferd liegen hatte. An seinem Sattelknauf sah sie den Helm des Gesuchten. Er war unverwechselbar.

Der Helm des Königs ähnelte zwar in der Form anderen Kriegerhelmen, aber nicht im Material. Er war nicht aus Eisen und Leder gefertigt, sondern aus

großen, rotbraunen Schuppen, durch die sich silberne Linien zogen. Der Helm sah aus, als müsse er im Sonnenlicht glänzen. Wider Erwarten tat er das nicht. Die Schuppen waren matt, gleichgültig bei welchem Licht. Sollte es einmal eine Zeit gegeben haben, in der sie noch nicht ihren Glanz verloren hatten, so mußte sie sehr, sehr lange zurückliegen.

»Wo ist dein Herr, Buskur?« drängte Duchenjida. Ornibijian streckte den Arm aus und antwortete: »Er hat mir nicht erlaubt, ihn zu begleiten.« Die Wezyrada sah dorthin, wohin der Arm deutete. Auf der anderen Seite des Schlachtfeldes, nahe der gegnerischen Linie, entdeckte sie einen kleinen Mann auf einem Pferd. Ebenfalls unverwechselbar.

»Ist er von Sinnen?« brauste Ducheijida auf. »Glaubt er, das sei ein Spiel? Es ist nicht die Aufgabe des Herrschers, den Feind zu reizen! Ein guter Diskuswurf – und der Thron ist verwaist!«

Sie schickte sich an, ihr Pferd anzutreiben, doch Ornibijian faßte ihr in die Zügel. »Er hat niemandem gestattet, ihm zu folgen.«

Duchenjida sah ihn grimmig an: »Er ist von Sinnen! Du bist von Sinnen! So führt man keine Kriege. Ihr seid beide von Sinnen!«

Als hätte ihr Herrscher wundersamerweise erfahren, daß über ihn gesprochen wurde, wandte er sich im Sattel um und winkte.

»Er meint wohl mich«, sagte Ornibijian und ritt über das Feld der bevorstehenden Schlacht.

Am gegenüberliegenden Ende wurde er wie alle anderen vor ihm mit den üblichen Beleidigungen überschüttet. Bisweilen erwiderte Ornibijian sie halbherzig, gerade oft genug, um den Eindruck aufrecht zu erhalten, auch er habe nichts anderes im Sinn, als den Feind zu schmähen.

Dajin war mittlerweile abgesessen und hielt sein Pferd am Zügel. Nur zwei oder drei Schritt trennten ihn von den feindlichen Männern und Frauen, die von ihren Herren zum Waffendienst befohlen worden waren. In Dajins Umgebung wurden keine Schimpfworte gebrüllt, vielmehr sah es so aus, als plaudere der kleine Mann mit seinen Gegenübern wie ein harmloser Reisender, der zufällig vorbeigekommen war, und nichts anderes im Sinne hatte, als sich den Weg zur nächsten Ortschaft erklären zu lassen. Ein aberwitzig friedliches Bild, sah man von der Vielzahl der blinkenden langen Hackmesser einmal ab.

Als Ornibijian heran war, hörte er eine junge Stimme rufen: »Wer ist das, Waldmann? Hast du den auch aus dem Dschungel mitgebracht? Dem wächst ja das Fell eines Baumschleimers auf dem Kopf!«

Gelächter klang auf. Ornibijian sah sich nach der Besitzerin der Stimme um. Sie war sehr jung, dreizehn oder vierzehn Jahre alt. Alles an ihr wirkte rund,

obwohl sie nicht dick war: die Wangen, die Linien ihres Kinns, die Schultern. Ihre Kleidung hatte vor ihr schon jemandem anderen gehört; sie war zu groß.

»Meine Mutter ist eine Wespe. Ihren Stachel möchtest du bestimmt niemals sehen, Kind«, erwiderte Ornibijian trocken.

Auch das löste Gelächter aus. Nicht gerade bei der Halbwüchsigen. Sie schmolte. Die Bezeichnung ›Kind‹ hatte sie arg in ihrer Jungfrauenehre gekränkt.

»Das hast du von deiner Vorwitzigkeit, Tsaryscha aus Ferdibab«, erklärte Dajin dem Mädchen. »Er heißt Ornibijian und ist mein tapferer Ritter.«

Er blickte den Erwähnten an und raunte: »Sie glauben mir nicht, daß ich hier etwas zu sagen habe. Kleide mich, Buskur, und preise den Herrscher.«

Im Nu stand auch Ornibijian neben seinem Pferd und half Dajin dabei, das vergoldete Kettenhemd anzulegen.

»Was hast du mit ihnen besprochen?« flüsterte er.

»Bauernratsch.«

Ornibijian half Dajin wieder aufs Pferd und reichte ihm zum Schluß den Helm. Dajin setzte ihn auf.

Mit einem Mal schien die Landschaft in gleißendes Sonnenlicht getaucht. Doch das Licht blendete nicht, brach sich nicht in den nach wie vor fallenden Regentropfen, und ließ sie nicht farbsprühend funkeln. Nur klarer sah alles aus, so viel klarer.

Erstaunlich! dachte Dajin verwundert. Das Meer der vielen Gesichter vor ihm hatte sich aufgelöst in einzelne Tropfen. Jede Furche auf den Gesichtern, die das Alter gegraben hatte, war deutlich zu erkennen, jeder Kratzer, den die Zweige und Dornen eines Strauches verursacht hatten, jeder verschorfte oder halbverheilte Schnitt auf den Fingern, den die Arbeit auf den Feldern hinterlassen hatte.

Dajin sah zu Ornibijian. Der verstand diesen Wink.

»Bei meinem Leben!« rief er. »Das ist mein Gebieter. Bei meinem Leben! Das ist der Haran-ga-Haran. Bei meinem Leben! Vor euch seht ihr den Herrscher Maraskans.« Ohne zu zögern kniete er sich in den Morast.

Eigentlich hatte Dajin seine Stimme nicht erheben wollen. Er hatte nur eine einfache Frage stellen wollen. Doch als die Worte seinem Munde entwichen waren, rollten sie donnernd und weithin hörbar über das gesamte Feld: »Glaubt ihr mir jetzt?«

Erstaunlich! dachte Dajin und nahm den niemals glänzenden Helm wieder ab.

5.

Gemessen am Schritt eines kriegsführenden Ameisenheeres, oder auch dem eines listigen Spinnenmännchens, das sich als Ameise ausgab, lagen das Schloß der

triumphierenden Herrscherin und das der ermordeten weit auseinander. Gemessen am Schritt eines Pferdes – oder auch dem eines Menschen – nur ein kleines Stück. Hätte das zügig marschierende, zwar nicht ganz so große, doch kampfstärke Heer Aldifriedijians von Zerbelhenne zu Zerbehuab den Palast der glorreichen Königin nur vier Stunden früher erreicht, so hätte dieser Tag ein anderes Ende gefunden. Doch vielleicht auch nicht, denn wer kennt schon die Absichten der Zwölfe oder gar den wohldurchdachten Plan Rurs? Und falls doch, vielleicht wäre der Ausgang dieses Tages sogar ohne große Bedeutung gewesen. Vielleicht hätte sich das Entfalten der Blüte, das Schlüpfen der KönigsLARVE, das das vielflügelige Wesen mit dem angstverbreitenden Namen vor sechsunddreißig Jahren vorhergesehen hatte, sich nur um das bißchen Zeit verzögert, das der Flügel eines Schmetterlings benötigt, um sich zu senken.

Wer weiß das schon?

Doch diese vier Stunden waren nun einmal verstrichen, als Aldifriedijan von Zerbehuab die Hand hob und seinen gepanzerten Heerwurm zum Stehen brachte.

Der Kundschafter sprang vom Pferd und verbeugte sich knapp vor dem Baruun: »Die Schlacht ist geschlagen, Herr. Eure Verbündeten sind besiegt.«

»Wie?« rief der Baruun überrascht. Dieses verdammte Luder! dachte er. Dieses verdammte, auf beiden Schultern Wasser tragende Luder! Das hatte sie mit Absicht getan! Nein, belehrte er sich gleich darauf. Was hätte das Weib davon gehabt? Der Regen trug Schuld, dieser verdammte Regen, der den Marsch behindert hatte.

»Mehr! Mehr!« schrie der Baruun den Kundschafter an.

»Ich kam hinzu, als das Gemetzel fast zu Ende war. Das Heer der Kriegs-Wezyradim ist ungleich größer, als ihr sagtet, Herr! Als ich kam, standen von den Soldaten und Kriegern Eurer Verbündeten nicht mehr viele auf den Beinen. Das Heer der Wezyradim schien hingegen kaum angeschlagen. Ich sah keine Verwundeten.

Drei, vier Dutzend ihrer Getreuen mögen sich noch um die Baruune geschart haben. Auch sie werden nun tot sein, allesamt tot, denn ich sah den Kö..., den König'ka, den falschen Herrn, an der Spitze vieler Kämpfer den letzten seiner Befehle geben. Zum Sturm, zum unerbittlichen Sturm auf die, die noch lebten!«

»Da hast du aber viel gesehen«, ertönte eine Frauenstimme. Sie gehörte einer weiteren Kundschafterin, die gerade zurückgekehrt war.

»Es gab überhaupt keine Schlacht«, verkündete sie ohne abzusitzen.

»Was?« herrschte sie der Baruun an. »Sind der Chuvuroaber und Baneggyner etwa übergelaufen? Diese bruderlosen Gesellen!«

»Nein, nein«, antwortete die Kundschafterin sonderbar fröhlich. »Wäre es nach Euren Verbündeten gegangen, so wäre es sicherlich zu einem wundervollen Gemetzel gekommen. Doch was sollten sie denn tun, nachdem ihnen der Herrscher ihr Heer gestohlen hatte?«

»Was faselst du?« fauchte der Baruun.

»Der König ist einfach zu ihren Soldaten geritten und hat ihnen gesagt, sie sollten lieber an seiner Seite kämpfen. Das haben sie dann auch getan. Ich hätte viel darum gegeben, die Gesichter der Baruune sehen zu können, als sie entdeckten, daß ihnen die Gemeinen davonliefen. Weit über die Hälfte ihres Heeres!«

»Niemand hat sie daran gehindert?«

»Ach was!« Die Kundschafterin kicherte und machte eine wegwerfende Geste. »Die meisten ihrer Weiber folgten ihnen auf dem Fuße. Nicht nur die! Ich sah den Kurzbeinigen ... sein Name fällt mir nicht ein, doch Ihr werdet ihn kennen, Baruun, er kämpft nur bei Sonnenschein ... Ich sah ihn aus dem Zelt der Baruune rennen und rufen:

›Ich habe in viertausend Schlachten gekämpft‹ ... meiner Meinung nach ist das schamlos übertrieben ... ›Ich kämpfte gegen Schwerter und Lanzen und habe

stets gesiegt. Doch gegen den da kann man nicht kämpfen! Das ist, als wollte man gegen den Regen oder den Sturm antreten!«

Kurz darauf hat die Wezyrada Duchenijida Unterhändler geschickt, falls man sie überhaupt so nennen will. Sie haben schon von Ferne gerufen: »Zählt, Baruune, zählt eure verbliebenen Kämpfer!«

Das war's dann. Nun lagern sie. Ihr solltet Euch sputen, Baruun. Morgen früh werden vierhundert Bewaffnete gegen Euch ziehen.«

»Ich kann deinen Frohsinn nicht teilen!« zischte der Baruun.

Die Kundschafterin wendete ihr tänzelndes Pferd. »Ich war Euch die Nachricht schuldig, Baruun. Doch mein Dienst bei Euch endet nun. Von weitem sah ich den ersten Buskur, doch soviel ich weiß, gibt es bisher noch keine Buskura! Ich werde mehr Ruhm ernten, wenn ich mich dem Haran-ga-Haran anschließe – statt Euch!«

Lachend ritt sie davon. Wenige Augenblicke später warf sie ein heftiger Stoß vom Pferd. Mühsam versuchte sich die Kundschafterin zu erheben.

Die Schulter! dachte sie nüchtern. Sie muß gebrochen sein, vermutlich wegen eines Diskusses.

Als sie schon auf den Knien war und sich eben aufrichten wollte, beförderte sie ein Tritt wieder in den Schlamm. Ein weiterer Tritt wälzte sie auf den Rück-

ken. Über sich stehend sah die Kundschafterin den Baruun von Zerbehuab.

»Das wäre ja noch schöner«, brummte er und stieß ihr beidhändig sein Schwert durch die Brust.

6.

Trotz der Nässe war es gelungen, einige qualmende Feuer zu entfachen. Duchenijida schritt durch das ausgedehnte Lager. Ungeachtet des eigenartig errungenen Sieges wurde nicht gefeiert. Das hatte sie selbst verboten. Wer wußte schon, was der Tag noch an Überraschungen böte, zusätzlich zu der, daß dem Feind der Kriegsplan bekannt gewesen war? Daß sie dicht davor gestanden hatte, in die Zange genommen zu werden, hatten ihr die Kundschafter inzwischen bestätigt.

Doch für heute hatte die Wezyrada alles getan, was zu erledigen war. Den beiden Baruunen war wegen ihrer Störrischkeit verboten worden, noch einmal zu ihren Stammsitzen zurückzukehren. Boten waren bereits zu ihren Burgen unterwegs, um ihre Niederlagen bekanntzugeben – und das Schicksal, das ihre Anverwandten erwartete. Wenn sich die Familien Isidimolds und Endizibers beeilten, so würden sie sich in Tuzak gerade noch von den beiden verab-

schieden können, bevor ein Schiff die Baruune zum Festland in die Verbannung brachte.

Die Bedeckung, die die geschlagenen Baruune nach Tuzak brachte, war nicht sehr groß, eher symbolisch. Duchenijida hatte nicht zu viele gute Leute für diese Aufgabe verschwenden wollen. Doch vorsichtshalber hatte sie den Besiegten farbig geschildert, was ihnen blühte, sollten sie auf dumme Gedanken kommen. Vornehmlich in Schattierungen von Rot.

Den regulären Streitern aus Chuvuroab und Bannegyn war befohlen worden, sich in das königliche Heer einzugliedern. Bestimmt würden sich etliche von ihnen in der Nacht aus dem Lager stehlen. Sollten sie doch! Das war besser, als wenn man sich beim nächsten Kampf nicht auf sie verlassen konnte.

Bei den Gemeinen würde das nicht anders aussehen. Ihnen war zwar versprochen worden, daß sie morgen in ihre Dörfer zurückkehren dürften, doch Duchenijida bildete sich nicht ein, bei Tagesanbruch noch allzu viele von ihnen vorzufinden. Sie würden nicht das Wagnis eingehen wollen, daß ein nächtlicher Sinneswandel des Herrschers ihre Heimkehr verhinderte.

Die Wezyrada blieb kurz stehen und gebot mit einer herrischen Handbewegung einem Mädchen in viel zu großen Kleidern, an ihr vorbei zu gehen. Die Kleine war plötzlich vor ihr aufgetaucht und erstarrt

stehen geblieben – wie ein ertapptes Wild angesichts einer Parderin.

Sie muß zum Heer der Baruune gehören, dachte Duchenijida, da sie das Mädchen nicht kannte. Junges Dingelchen, viel zu jung! Die aufständischen Baruune hatten offenbar alles aufgeboten, was sie besaßen.

Ein Magier wäre nützlich gewesen! dachte die Wezyrada wie schon vor Stunden. Die erlauchte Wagurasab mochte sagen, was sie wollte, er wäre nützlich gewesen!

Viele der Tuzaker Zauberer beherrschten die Kunst, sich in Tiere zu verwandeln, oft in Vögel, und ein fliegender Bote wäre allemal schneller in Tuzak gewesen als der reitende, den die Wezyrada zur Hauptstadt geschickt hatte, um die Kunde von Sieg und Verrat zu überbringen.

Doch die Basalttochter war grundsätzlich dagegen: »Wozu wollt ihr Magier? Wozu? Wozu? Wozu? Sie denken falsch! Sie handeln falsch! Sie sehen nicht das, was sie sollen! Sie wiegen euch in den Schlaf! Träumt, Kinder, träumt! Ihr werdet euch einreden, alles zu wissen, sobald sich eure magischen Flattermänner in die Luft schwingen! Doch was werden sie euch berichten? Wo der Feind marschiert? Könnt ihr euch das nicht mehr selbst denken? Könnt ihr es nicht mehr fühlen, Wezyradim?

Wie dicht werden eure Magier sich an den Feind

heranwagen? Gerade so dicht, daß man sie nicht vom Himmel holen kann! Schickt ihr einen Kundschafter, und er kehrt nicht zurück, so wißt ihr, daß er den Feind getroffen hat! Schickt ihr einen Zauberer, so wißt ihr nicht, ob er vielleicht nur vergessen hat, daß er ein Mensch war! Piep! Piep! Piep! Laßt mich in Frieden damit. Das Beste, was Magier können, ist ihre eigene Haut zu retten!«

Duchenijida war mit dieser Einschätzung überhaupt nicht einverstanden. Doch die Frage hatte sich ohnehin nicht gestellt, da die Zauberer der Tuzaker Akademie die Meinung vertraten, mit ihren monatelangen Anstrengungen den sechsten Dajin am Leben zu erhalten, dem Königreich genügend Dienste geleistet zu haben für die nächsten Jahre.

Die Wezyrada hatte jetzt das Zelt des Königs erreicht. Sie nickte den Wachen davor zu und trat ein.

Auch hier wurde nicht gefeiert. Der König und sein Buskur saßen trinkend beisammen, eine Lakaiin, die als dritte anwesend war, hatte offenbar nichts anderes zu tun, als gelegentlich die Becher der beiden Männer nachzufüllen.

So viel Zeit, wie die beiden miteinander verbrachten, dachte Duchenijida, da hätten sie gleich den Kreis miteinander abschreiten können!

»Sage dem Herrscher, daß ich ihn zu seinem Sieg beglückwünsche!« sprach die Feldherrin zu Ornibiji-

an und setzte sich, als Dajin auf ein Sitzkissen deutete. Mit gemischten Gefühlen nahm sie den Becher entgegen, den ihr der König Maraskans reichte. Bei einem seiner Vorgänger wäre das eine Geste größter Wertschätzung gewesen, doch bei ihm bewies sie nur eine Unkenntnis der Etikette. Duchenijida berichtete sich: Unter Königin Umradjida hätte das Reichen des Bechers wohl eher einem Todesurteil entsprochen.

Sie nahm einen guten Schluck und bemühte sich, das Gesicht nicht zu verziehen. Billiger, scharfer Shaktaschnaps, kein Rum, wie sie erwartet hatte.

In knappen Worten berichtete die Wezyrada, was sie zwischenzeitlich verfügt hatte. Das meiste davon wußte der Herrscher ohnehin schon. Sie kam auf den Eilboten zu sprechen, den sie nach Tuzak gesandt hatte – und auf ihren Verdacht des Verrats.

»Es hat ihnen nichts genützt«, war das einzige, was Dajin durch Ornibijians Mund dazu zu sagen hatte. Mehr nicht. Duchenijida sah ihn forschend an. Das Gesicht des Königs verriet überhaupt nichts – als sei sein Besitzer mit ganz anderen Dingen beschäftigt.

Ein plötzlicher Gedanke schoß durch Duchenijidas Kopf. Sie mochte ihn ganz und gar nicht. Rasch brachte sie ihren Bericht zu Ende und erhob sich.

Der König murmelte etwas, Ornibijian sprach: »Er möchte wissen, warum du so verdrießlich blickst, Wezyrada?« Duchenijida schwieg, dachte nach. Es

gab zwar etwas, das ihr seit ein paar Augenblicken auf der Zunge lag, doch das wollte sie nicht aussprechen. Nicht in der Gegenwart einer Lakaiin, des Buskurs oder des Königs. Vielleicht nicht einmal in der Gesellschaft der Wezyradim. Zu unbestimmt.

»Er will es wirklich wissen«, bekräftigte Ornibijian.

»Sage dem König, daß ich seine Art, Kriege zu führen, nicht mag.«

Ornibijian übersetzte. Mit einer Handbewegung gab Duchenijida zu erkennen, daß sie noch etwas hinzuzufügen hatte.

»Sage dem Kö...« Sie brach ab und begann erneut: »Sage dem Haran-ga-Haran, daß ich jedoch seiner Art, Schlachten zu gewinnen, durchaus etwas abgewinnen kann.«

Sie lächelte leicht, verneigte sich und ging.

7.

Es war Ornibijian keineswegs entgangen, daß Dajin den Shatakschnaps entgegen seiner Gewohnheit unverdünnt trank, dumpf brütend, nicht sehr redselig. Der Buskur hatte erwartet, daß sein ... Ja, als was sollte er Dajin bezeichnen? Ornibijian war sich darüber ganz und gar nicht schlüssig. Dajin war der König Maraskans, also ein mächtiger Herr, der weit über

Ornibijian stand, aber das selbst nicht so sah oder sehen wollte. Ornibijian hatte erwartet, daß dieser ferne Freund, dieser bisweilen unnahbare Vertraute, selbst darauf zu sprechen käme, was ihn beschäftigte. Da er es jedoch nicht tat, fragte ihn Ornibijian.

Mit einem Mal sprudelte es aus Dajin heraus. Er stand auf, ging rastlos auf und ab, während die Lakaiin versuchte, sich unsichtbar zu machen. Durch den reichlichen Schnapsgenuß klang Dajins Stimme schon recht unscharf.

»Eine Schlacht habe ich gewonnen! Ist das nicht wunderbar, Ornibijian, ist das nicht wunderbar? Nein, *ich* habe keine Schlacht gewonnen!« Er deutete auf das goldene Kettenhemd: »Dieses Hemd hat eine Schlacht gewonnen! Ist das nicht wunderbar, Ornibijian? Welch ruhmreicher Tag für ein paar tausend Ringe aus Metall!«

»Ich verstehe dich nicht, Haran«, warf Ornibijian verwirrt ein.

»Wie könntest du auch? Ich verstehe mich ja selbst nicht. Diese Männer und Frauen wären jedem gefolgt, der das Hemd getragen hätte! Dir, der Wezyrada, oder auch den Baruunen. Die meisten von euch hätten wohl auch besser als ich darin ausgesehen!«

»Die meisten von uns wären nicht einmal auf den Gedanken gekommen, zu den Gemeinen hinüberzureiten und mit ihnen zu reden«, erwiderte der Buskur.

»Wahrscheinlich nicht«, gab Dajin zu. »Die meisten von euch hätten sie wohl ohne zu zögern umgebracht.« Er stockte: »Es tut mir leid. Du nicht. Dennoch folgten sie willig einigen Steinen toten Metalls.«

»Du zogst das Kettenhemd an, damit dich dein Volk erkennt!« beharrte Ornibijian.

»Ja. Doch das war eine Lüge. Wie können sie mich erkennen? Sie kennen mich doch überhaupt nicht. Und ich kenne sie ebenfalls nicht.«

»Du bist ihr Herrscher. Du trugst die Rüstung ihres Herrschers. Du trugst sie aus dem Grund, damit sie sehen, daß du bist, was du zu sein behauptetest!«

»Ja, sicherlich. Ich bin ihr Herrscher. Bin ich ihr Herrscher? Ich behauptete, es zu sein. Ich benahm mich so. Du hast es bestätigt. Viertausend Metallringe taten das auch. Bin ich es?«

Er verstummte und sah Ornibijian eindringlich an. Der dachte einen Augenblick nach: »Was hättest du denn gewünscht, wem sie folgen sollten? Dir, Dajin Derfromold aus Praiobab, den sie überhaupt nicht kennen? Oder Dajin VII., dem Herrscher, von dem sie wenigstens gehört haben, daß es ihn gibt? Wem also?«

»Das weiß ich eben nicht.«

»Es gibt keinen Unterschied zwischen den beiden, Haran!« beteuerte Ramelusabs Sohn eindringlich. »Du bist beides gleichzeitig. Du bist Dajin Derfromold, du bist der Haran-ga-Haran. Sie wären dir nicht gefolgt,

wenn du vorher nicht mit ihnen gesprochen hättest. Goldenes Kettenhemd hin oder her. Und selbst wenn du dein Vorgehen jetzt als Lüge bezeichnest: Sie leben! Nicht wahr? Diese angebliche Lüge erscheint mir als ein kleiner Preis für ein paar hundert Leben.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht«, antwortete Dajin unschlüssig.

»Diese List wird dir nicht noch einmal gelingen«, bemerkte Ornibijian.

»Ich weiß. Ich rechne auch nicht damit. Bedenke nicht, daß ich einen strengen Lehrmeister hatte. Ich wuchs in einem Urwalddorf auf. Der Dschungel Maraskans bestraft jeden, der sich zu sehr auf das Gegebene verläßt.«

Diese Bemerkung beunruhigte Ornibijian eigenartig. Er mußte an die Prophezeiung des Zwergs denken, deretwegen er, seine Mutter und die Dschunkarim aus Sinoda aufgebrochen waren, um nach dem überlebenden Sohn des ersten Königs zu suchen: Der König ist wie das Land. Wieviel bedeutete diese verdammte Weissagung denn noch?

Mit nun deutlichen Zeichen von Trunkenheit war Dajin zu seiner Rüstung geschlendert. Er ergriff den Schuppenhelm und setzte ihn auf. »Ich hätte die Wezyrada fragen sollen, welche Bewandnis es mit dem Helm hat«, meinte er. Seine Stimme klang wie zuvor. Nichts Ungewöhnliches war daran.

Dajin nahm den Helm wieder ab und warf ihn zu dem Kettenhemd.

Interessant! dachte er.

Urplötzlich wandte er sich wieder an Ornibijian: »Du bist mein Buskur, Ornibijian. Du mußt mir gehorchen, nein, du willst mir gehorchen. Du sagtest mir, du seist meine Hand! Doch ich antwortete dir, ich bräuchte keine, weil ich bereits zwei hätte. Ich will mehr von dir, Ornibijian, wesentlich mehr, doch ich weiß nicht, ob du bereit bist, das zu geben.«

»Sprich!« antwortete Ornibijian ernst.

»Höre, Buskur! Du wirst nicht einigen Steinen kalten Metalls folgen! Du wirst niemandem folgen, der behauptet, ein Herrscher zu sein. Du wirst niemandem folgen, den du nicht kennst! Du wirst nur dem folgen, was du kennst: deinem Herzen, Ornibijian! Ich verlange, daß dein Herz weiß, was das Richtige ist, ich fordere, daß es tut, was das Richtige ist. Hörst du, Buskur, hörst du, Buskur? Kannst du das?«

Er setzte sich und schlief auf der Stelle ein.

8.

Wie Duchenijida erwartet hatte, hatte sich das Lager bis zum nächsten Morgen deutlich gelichtet. Merkwürdigerweise hatten nicht alle der Gemeinen aus

Chuvuroab und Baneggyn vor, in ihre heimatlichen Dörfer zurückzugehen, wie es ihnen erlaubt worden war. Gute drei Dutzend blieben. Warum sie so handelten, war der Wezyrada unverständlich, doch wer verstand schon das einfache Volk? Möglicherweise meinten die, die beschlossen hatten zu bleiben, daß das Ganze eine Prüfung sei, daß diejenigen, die nun gingen, später bestraft würden, oder daß sie jetzt, da ihre bisherigen Herren besiegt und abgesetzt worden waren, dem Sieger folgen müßten, einmal gegebene Befehle stur befolgend? Der Wezyrada sollte das recht sein. Die Rebellion war noch lange nicht zu Ende. Der Baruun von Zerbehuab war offenbar auf dem Rückzug und würde sich in einer Feste verschanzen. Was der Baruun von Morapur plante, war ganz unklar. Die Kundschafter hatten ihn nicht gesehen. Möglicherweise waren einige seiner Bewaffneten bei dem Trupp des Zerbehuabers gewesen, möglicherweise saß er auch auf seiner Feste, überzeugt davon, daß allein schon die Erklärung des Ungehorsams gegen den Herrscher ausreiche, den Aufstand zu einem siegreichen Ende zu bringen?

Schöner Verbündeter! dachte Duchenijida.

Der König erwarte sie, war ihr gesagt worden. Die Spuren der nächtlichen Ausschweifung sah man ihm an. Shatakschnaps! dachte sie verächtlich.

»Was weißt du über den Helm, Wezyrada? Zauberwerk liegt darauf«, begehrte Dajin zu wissen. Er hielt den Gegenstand seiner Fragen in Händen.

»Er schärft den Gesichtssinn seines Trägers«, antwortete Duchenijida. »Das habe ich gehört. Er ist sehr alt. Garalor trug ihn bereits, als er gegen Arethin stritt, und Arethin trug ihn, als er Garalor schlug. Manche sagen, Rurech habe ihn bereits getragen, andere, daß er noch älter sei.«

»Rurech? *Der* Rurech?« fragte Ornibijian nach, bevor er weitergab, was die Wezyrada gesagt hatte.

»Ja«, bestätigte sie. »Rurech, Stammvater der Beni Rurech.«

Die Vorstellung, daß Rurech, dessen Stamm vor einem halben Jahrtausend als zweites Siedlervolk nach Maraskan gekommen war, und der selbst unbestimmte Generationen davor gestorben war, einen Helm getragen haben sollte, befremdete Ornibijian. Rurech war in seiner Vorstellung immer nur ein Weiser und Prophet gewesen. Sicher, er war auch Stammesoberhaupt gewesen und hatte Kriegern befehligt, sonst hätte es niemals Buskure gegeben. Somit ergab die Behauptung der Wezyrada durchaus Sinn. Dennoch war der Gedanke äußerst fremd.

»Er machte meine Stimme lauter. Aber er tut das nicht immer«, fuhr Dajin fort.

»Das habe ich gehört«, antwortete Duchenijida.

»Nein, nicht in dem Sinne, daß ich schon einmal davon gehört hätte. Ich habe es gestern vernommen. Davon reden hören habe ich zuvor noch nie.«

»Was weißt du sonst noch darüber?«

Die Wezyrada schüttelte den Kopf. Dajin betrachtete den Schuppenhelm mißtrauisch, als erwarte er, daß schieres Betrachten ihm sämtliche, vielleicht noch verborgene Geheimnisse des Helmes enthülle, ihn zurückführe durch den Dunst der Jahrhunderte bis zu seiner Entstehung.

Eine Zeitlang fiel kein weiteres Wort. Duchenijida deutete das Schweigen als Ende des Gespräches.

»Ich muß mich um den Aufbruch kümmern«, erklärte sie. »Ich habe Pflichten.«

Beim Verlassen des Zelttes kam ihr eine der Wachen entgegen. Der Mann verbeugte sich vor dem König und erklärte: »Der Krieger Sindijian von Yeroab bittet um Euer Gehör.«

9.

Wie eine Scholle im Eismeer, hochgedrückt durch die Last einer Nachbarscholle, schräg nach oben weisend, so wirkte der Felsen von Sergan, nur daß diese Scholle aus Stein war. Am oberen Ende der Scholle erhob sich Burg Sergan. Auf drei Seiten fiel der teils über-

hängende Fels steil ab. Die vierte Seite bildete eine lange, steile Rampe, baumlos, buschlos, karg. Nur wenig Geröll verunreinigte die glatte Fläche, im Gesamtbild wirkte es wie Staub. Die Burg war vor über drei Jahrhunderten unter dem Namen *Sorgentruz* erbaut worden, ein Name, den die Zeit ebenso abgeschliffen hatte, wie die Mauern der Burg.

Die Festung wirkte in dieser Umgebung fremd.

Ohne den Himmel über ihr, ohne das Land um sie herum hätte das Bauwerk ausgesehen wie viele andere Burgen aus dem Herzen des Kaiserreiches, aus Garetien oder den Nordmarken: graue und ockerfarbene, steile Mauern, zinnenbewehrt, ein einzelner, stämmiger Bergfried. Doch hier, abseits der Küste Maraskans, belagert von den kraftstrotzenden Urwäldern Maraskans, wirkte die Burg wie ein Eindringling. Sie war sehr abweisend: Nur ein einziges Tor führte in ihr Inneres. Es war so niedrig, daß keine Wagen hindurch paßten. Für gewöhnlich wurden sie außerhalb der Mauern entladen.

Sorgentruz war ein schwächlicher Name, den die Erbauer dieses Überbleibsel aus den humorlosen Zeiten der priesterkaiserlichen Tyrannei ihrem Werk gegeben hatten. Passendere Namen wären ›Ich unterjoche euch!‹ gewesen, ›Verschwindet!‹ oder ein verächtliches ›Pffft!‹

Etwas über hundert Schritt von dem schrägen Fel-

sen entfernt erhob sich eine schlanke Felszinne. Zweifellos wurde sie von ihrem mächtigeren Nachbarn unterjocht, doch auch wenn sie ihr Haupt unterwürfig kahl trug, umgab sie der Ruch des Verräterischen, da sie heimlich mit dem umgebenden Dschungel paktierte. Krüppelige Büsche wuchsen in ihren Rissen und Spalten, Lianengewächse hingen von ihren Flanken herab, hier und da schmiegt sich kleine Bäumchen mit verdrehten Stämmen wie Korkenzieher an die Felswand.

Die Königin war zum Geschirrspülen abkommandiert worden. Das war eine ihrer steten Pflichten, gegen die sie nicht aufbehrte – schließlich war sie die Jüngste. Was hätte sie auch dagegen tun sollen, nachdem der Kurzbeinige sich grummelnd geweigert hatte, sie im Kampf zu unterrichten wie alle anderen.

»Sollte ich irgendwann verstehen, was du hier überhaupt willst, dann werde ich es mir vielleicht, Kleine, vielleicht sage ich, anders überlegen!« hatte er der Königin versprochen. Doch offenbar hatte er den Grund ihres Hierseins bislang nicht verstanden. Das würde er schon noch, ein Buschmesser wußte sie ja zu führen. Tsaryscha war zuversichtlich.

Königin, kleine Königin! Diese Spitznamen hatte das Mädchen gleich am ersten Tag verpaßt bekommen, nachdem das Heer in die Wälder eingedrungen war.

Kurz davor, dort, wo das Grasland endete, wo die Bäume begannen dichter zu stehen, hatte der Herzog halt gemacht. Die Krieger und Kriegerinnen hatten ihre Kettenhemden und Metallpanzer abgelegt und gegen solche aus Holz eingetauscht. Hartes Holz, lamellar zusammengefügt, oft leuchtend bunt bemalt mit Wappen und Mustern. Als *Käferpanzer* hatte der Kurzbeinige die Holzharnische bezeichnet. Das sei kein Scherz, wie er Tsaryscha erklärte.

»Die lästige Brut scheut den Geruch und die Farben unserer Harnische, Kind.«

Wie um ihn Lügen zu strafen, hatte sich gerade, als Sindijian seine Erklärung gab, ein besonders widerliches Exemplar von Stechmücke auf seinen Arm gesetzt und ihren Stachel hineingebohrt. Ein schneller Schlag des Kriegers setzte dem ein Ende. »Einige scheuen ihn jedenfalls«, hatte er dabei geknurrte.

Tsaryscha erschien der Stich als verdiente Strafe. Kind, hatte der Krieger gesagt, wo sie doch schon fast erwachsen war!

Tsaryscha stammte aus einem Küstendorf. Daß sie beim Heerhaufen der Baruune dabeigewesen war, lag allein daran, daß sie zur falschen Zeit eine Tante ihres Vaters besucht hatte. Der Urwald, der das gesamte Binnenland Maraskans bedeckte, war für sie immer weit weg gewesen. Er war ein Ort aus schaurigen Geschichten. Krallenbewehrte Ungeheuer kamen aus

ihm hervor, mörderisch, blutrünstig. Über manche von ihnen hieß es, sie seien schlauer als Menschen.

Daß die Mehrzahl der Ungeheuer, die den Dschungel bewohnten, ganz anderer Natur waren, entdeckte Tsaryscha in den nächsten Stunden.

Der Wald schlief nicht. Er döste nur. Das machte sich bemerkbar, sobald der Regen für einige Stunden aussetzte und alles, was krabbeln konnte, zu krabbeln begann, und alles, was fliegen konnte, flog.

Der Wald sah den nunmehr dreihundert Köpfe zählenden Heerzug trotz Silberklang nicht als Eindringling an, nicht einmal als Bedrohung. Er sah ihn als willkommen an, als Bereicherung, zumal des Speiseplans.

Hier kam Beute!

Dreihundert lecker nach Schweiß duftende, prall mit Blut gefüllte Quellen schier unerschöpflicher Labsal!

Zum Angriff! befahlen die Obristinnen der geflügelten Schwärme. Rennt, Brüder, rennt! brummten die Bandenführer der Rotbeschalten, Braungepanzerten, Schwarzbeharnischten und der Gepunkteten. Und da auch Käfer und Stechmücken bisweilen uneigennützig sind, vor allem, wenn sich der Mittagstisch unter der Last der Speisen biegt, sandten sie Boten zu ihren darhenden Verwandten, guten Freunden, flüchtigen Bekannten, zufällig vorbeikommenden Fremden. Jeder war eingeladen, sofern er nur Zange, Stachel, Saugrüssel oder Raspel vorweisen konnte.

Sie kamen alle.

Nicht lange, und viele der marschierenden Menschen, die zuvor über Regen und Matsch geklagt hatten, sehnten das vertraute Plätschern wieder herbei.

Die Holzharnische schienen tatsächlich, wie behauptet, etwas Schutz zu bieten. Ihre Träger waren bei weitem nicht so pustel- und knötchenübersät wie der leidende Rest.

Der Geruch sollte die Blutsauger angeblich abschrecken? Viel zu riechen gab es da nach Tsaryschas Meinung nicht.

»Das soll auch nicht die Menschen abschrecken, sondern die Wanzen, Kind!« hatte sich Sindijian zu einer weiteren Erklärung herabgelassen.

(Kind! Eingebildeter Krieger!)

Doch er schien nicht der einzige zu sein, der ihren Erwachsenenstatus anzweifelte. In manchen Augenblicken bildete sich Tsaryscha ein, daß die Blutsauger sie erst dann heimsuchten, wenn sie sich anderweitig vollgefressen hatten und es sie nach einem kleinen Nachtschmaus gelüstete, oder sie eben entdeckt hatten, daß noch ein winziges Blutströpfchen in ihre prallen Leiber paßte.

Doch vielleicht stachen sie sie auch nur, um in Übung zu bleiben oder weil es ihre Verdauung begünstigte.

Der König trug keinen Holzharnisch. Er hatte ihn

lachend verschmählt. »Ich bin hier zu Hause!« hatte er gesagt. »Die Plagegeister haben schon so viel von meinem Blut gesoffen, daß sie mich jetzt gründlich leid sind. Ich bin nicht mehr für sie als trockenes Brot oder schaler Wein. In der Not, ja, in der Not würden sie mich sicher schröpfen. Doch nicht, solange ich umgeben bin von euch süßen Pastetchen!«

Der Verzicht des Königs auf eine Rüstung sollte später dazu führen, daß freundliche Neckerei Tsaryscha aus Ferdibab zur Königin machte.

Während der Heerbann schon einige Zeit marschierte, leidend, die bloßen Körperteile verschmiert vom Blut der mitleidlos Zerquetschten, der Gefallenen der ewigen Schlacht, war sie dem König aufgefallen.

»Gebt doch der Kleinen den Harnisch!« hatte er befohlen. »Ich brauche ihn ohnehin nicht.«

Kurz danach trug Tsaryscha außer zu großen Kleidern einen etwas zu großen Harnisch aus Eisenholz, den prächtigsten im ganzen Heerzug, bemalt mit der purpurnen Lilie des Königreiches und verziert mit verschlungenen Ornamenten. Er war noch ungetragen, frisch gefertigt, ein Geschenk der Königin für ihren kriegsführenden Gemahl.

Derselben Königin, deretwegen Sindijians Gesicht den abweisenden Ausdruck angenommen hatte, am Abend der Schlacht, die nicht stattgefunden hatte.

Während vielerorts die ausgehobenen Bauern heimlich Reste des Abendessens unter ihrer Kleidung verbargen, um für die nächtliche Flucht aus dem Lager und den Heimweg zu ihren Dörfern vorbereitet zu sein, hatte Tsaryscha mit einigen anderen aus dem besiegten Heer der Baruune an einem der qualmenden Feuer gesessen. Sie stammten alle aus verschiedenen Ortschaften Chuvuroabs und Baneggyns, hatten jedoch gemein, daß sie zufällig an der Stelle der Schlachtreihe gestanden hatten, zu der der König geritten war.

Daß der Kampf, zu dessen Führung sie herbefohlen worden waren, durch ihre Schuld verloren worden war, bedauerte keiner. Als Verräter fühlten sie sich auch nicht. Daß die Gefolgsleute ihrer Herren das anders sehen könnten, daran dachte in dieser Stunde niemand. Diejenigen, die seit jeher über ihr Wohl und Wehe bestimmt hatten, waren entmachtet worden!

Der oberste aller Herren hatte das getan! Derjenige, von dem man kaum mehr wußte, als daß es ihn gab, der immer so weit weg gewesen war wie Schnee auf der Spitze des Amran Thjemen. Von diesem Tausende von Schritt hohen Berg schien der König herabgestiegen zu sein, nicht um herrisch zu schreien, nicht um zornig zu drohen, sondern um in der silbenverschluckenden, wortverstümmelnden Weise der Binnenländer zu erklären, wer er war!

Für die Runde um das Feuer gab es kaum eine Belanglosigkeit, die nicht wert gewesen wäre, mit ernstem Eifer besprochen zu werden: etwa daß der Unreichbare, der aus den dunstigen Höhen der Herrschaft Herabgestiegene, sich nicht mit dem Reisanbau auskannte – wer hätte derlei auch erwartet? –, aber dafür genau Bescheid wußte, wie man die Shaktaknolle pflegte und zog. War das nicht erstaunlich? Was hatte dieser unversehens Fleischgewordene noch erzählt? Seine Väter waren Ka'Schîks gewesen, solange bis ein Verwalter sie ihres Amtes enthob. Wo sie jetzt waren? Nach wie vor in ihrem Dorf. Alte Bäume verpflanzt man nicht.

Das war einen langen Disput wert. Die Lautstärkeren versuchten die ihrer Meinung nach Dümmeren zu überzeugen. So hatte er es gesagt, in genau den Worten hatte der König es über diejenigen gesagt, von denen er zuvor hatte anklingen lassen, daß sie aus ihrem ehemaligen Dorf auf Geheiß ihrer Herrin vertrieben worden waren. Alte Bäume verpflanzt man nicht! Bedeuteten seine Worte nicht ganz einfach: Das war Unrecht?

Ob der mächtige Herr dies so gemeint hatte oder nicht, darüber konnte sich die Runde nicht eins werden. Sie erinnerten sich, daß viele von ihnen genickt hatten, als er sprach. Neu war das nicht, was der kleine Waldbauer ihnen zu erzählen hatte. Neu wur-

de es erst, als sich der Gerüstete mit dem eigenartigen Haar vor ihm in den Dreck warf, als die Worte über das Feld donnerten, die aus der Kehle eines der sagenhaften Ungeheuer aus den tiefen Wäldern oder den fernen Bergen zu kommen schienen. Manche behaupteten sogar aus der eines Drachens: »Glaubt ihr mir jetzt?«

Dadurch war das Ungesagte ausgesprochen worden: »Ich bin der Mächtigste der Mächtigen! Ich kenne euer Los, denn ich habe es lange genug geteilt. Warum wollt ihr gegen mich kämpfen, Bruderschwestern?«

Das also war der König. Derjenige dessentwegen nachher ein weiterer Krieger schreiend über das Feld gerannt war und sich ebenfalls in den Dreck geworfen hatte – offenbar ein gerne gepflegter Kriegerbrauch –, derjenige, vor dem die hochnäsige Wezyrada das Haupt beugte, auf dessen Fingerschnippen Krieger in teuren Rüstungen ihre Pferde bestiegen oder wieder von ihnen heruntersprangen.

Das war also der, dem alles gehörte. Nicht enttäuschend, nur sehr rätselhaft.

»Hat er ein Weib?« hatte jemand gefragt. »Sie wird sicher bei ihm sein?«

»Ja und nein«, hatte eine Stimme aus dem Dunkel geantwortet. Wie lange ihr Besitzer außerhalb des

Feuerscheins dabeigestanden und zugehört hatte, wußte niemand zu sagen. Nun trat er ins Licht: der zweite Krieger, der sich in den Dreck geworfen hatte.

»Sie ist keine Kriegerin«, ergänzte er.

Hinter dieser Bemerkung steckte viel mehr. Tsaryscha hatte es in dem kurzen Augenblick gefühlt, als der Krieger vom Halbdunkel ins Halbhelle getreten war. Schlagartig war ihr ein Bild in den Kopf gesprungen: eine Fischerfamilie aus Ferdibab, der Mann, groß und kräftig, ein Kerl wie ein Baum. Man traute ihm zu, daß er jedem Hai, der die Frechheit besäße, ihm seinen Fang streitig machen zu wollen, ohne viel Federlesens mit der bloßen Faust den Schädel einschläge.

Doch er war ein gequältes Geschöpf, nicht sehr klug, verheiratet mit einer Frau, die nach allgemeinem Bekunden nur alle vier Jahre einen freundlichen Tag hatte.

So stellte sich Tsaryscha die Königin vor. Böseartig.

Der Krieger, der sich Sindijian von Yeroab nannte, schien selbst so etwas wie ein Herr zu sein, verstand aber die Volkssprache. Es war deutlich, daß er nach seinem Einwurf nicht einfach wieder zu gehen gedachte, sondern vorhatte zu bleiben, weiter zuzuhören oder gar mitzureden. Tsaryscha wußte, daß die Höhergestellten bisweilen solche anbietenden Anwandlungen befielen. Sie kannte das von zu Hause,

von der Verwalterin Ferdibabs, die in solchen Stimmungen meist zuviel getrunken hatte und sich schnell gönnerhaft benahm.

Doch der da war völlig nüchtern. Er mußte wohl arg mit sich selbst im Unreinen sein, um diese Gesellschaft zu suchen, statt die von Seinesgleichen.

Zu fortgeschrittener Stunde war ein ungewöhnlicher Gedanke aufgekommen. Jedenfalls wäre er an jedem anderen Tag unmöglich gewesen, doch nicht an diesem ohnehin außergewöhnlichen. Sindijian hatte sich zuerst gegen das Ansinnen gesträubt, das die Runde um das Lagerfeuer an ihn herantrug. Er hatte zuerst *einfältiges Bauernvolk* geschimpft, sich dann aber doch breitschlagen lassen. Am nächsten Tag hatte er zwar bereit, seine Einwilligung zu dem Plan gegeben zu haben, aber nicht mehr gewußt, wie er sich aus seinem Versprechen herauswinden sollte.

Deshalb war er mit seinem runden Dutzend Schützlingen zum Zelt des Herrschers gegangen und hatte darum gebeten, ihn sprechen zu dürfen.

Dem Herrscher hatte man angesehen, daß er seinen Sieg ausgiebig gefeiert hatte. Man roch es auch.

Ein wenig blaß war er vor sein Zelt getreten, blinzelnd im Sonnenlicht, das in all seiner Pracht das Ende der Regenzeit vorgaukelte.

Wie abgemacht hatte der kurzbeinige Krieger dann

das Wort ergriffen: »Herr! Gestern hätte ich noch gegen Euch gekämpft und sicher vielen der Euren zur Wiedergeburt verholfen. Doch Ihr besiegtet uns, bevor die Schlacht begann. Nicht mit dem Schwert, sondern weil Ihr beschlossen hattet, uns zu besiegen.«

So war es noch eine Weile weitergegangen. Das war zwar nicht das, was der Krieger der Vereinbarung gemäß hätte sagen sollen, aber drängen wollte ihn keiner. Jetzt, am Morgen, kam seinem ihm aufgezwungenen Gefolge der Gedanke der letzten Nacht furchtbar töricht vor. Gerne hätten sie den Krieger von seinem Versprechen entbunden. Doch er hielt sich an das Abgemachte: »Diese schlichten Tröpfe baten mich, Euch zu sagen, daß sie Euch zu folgen wünschen.«

Der König hatte jeden von ihnen angesehen und geantwortet: »Als wir Kinder waren, hatten wir einen jungen Hund, den wir oft in den Wald mitnahmen. Eines Tages ging er alleine. Wir haben nie erfahren, wodurch er umkam. Er kehrte einfach nicht mehr aus dem Wald zurück. Beim nächsten Mal wird es nicht mehr so sein wie gestern.«

»Das war nicht alles, was sie mir auftrugen zu sagen«, hatte Sindijian eingewandt. »Ich habe ihnen erklärt, daß ein Herr ein Herr ist. Das hat nichts gefruchtet. Sie haben sich in ihre einfältigen Köpfe ge-

setzt, daß ein König nichts anderes sei als ein Ka'Schîk, nur erheblich mächtiger. Nun gebe es aber immer zwei Ka'Schîks, damit der eine den anderen beraten könne. Da es aber nur einen König gebe, und keinen zweiten, der ihn beraten könne ...« Mit jedem Wort war der Krieger leiser geworden. Schließlich hatte er kaum noch hörbar gestammelt: »Sie bieten Euch ihren Rat an, falls Ihr ihn brauchen solltet. Sie meinen es gut. Es ist nicht unbotmäßig gedacht.«

Wider Erwarten hatte der König nicht schallend gelacht.

»Lehre sie genauso zu fechten, wie es mich mein Buskur lehrt«, hatte er geantwortet und war wieder in seinem Zelt verschwunden.

Danach hatte Sindijian mit Ornibijian gesprochen. Tsaryscha hatte nicht verstanden, worüber die beiden redeten, denn sie flüsterten in der Sprache der Herrschaft. Das Gespräch schien nicht mit ihr und den anderen zu tun zu haben. Das war gut so, denn der Mann mit den gestreiften Haaren hatte danach bitterböse geblickt.

Das lag einen halben Mond zurück.

Seit einer knappen Woche lagerte das Heer unterhalb der Burg. Überall war das geschäftige Hämmern der Handwerker zu hören. Sie bauten Rammböcke, zimmerten Sturmleitern und Schutzschilde.

Tsaryscha hatte das Geschirr in einem nahegelegenen Bach gesäubert. Stück für Stück legte sie die Schalen und Becher in ihren Korb, erhob sich, blieb mit geschlossenen Augen stehen und wartete darauf, daß das Schwindelgefühl nachließe.

»Du ißt zu wenig, Königin! Ich in deinem Alter ...«

Tsaryscha fand nicht, daß sie zu wenig aß. Sie hatte einfach zur Zeit wenig Appetit. Die spärlichen Bissen, die sie zu sich zu nehmen pflegte, waren mühsam genug, bedeutete doch jeder einzelne einen Kampf gegen den Brechreiz. Das würde sich schon wieder geben.

Das Mädchen öffnete erneut die Augen und ging langsam zum Lager zurück. Das Geschirr klapperte, wenn bei jedem Schritt der Korb gegen ihre Rüstung schlug.

Um das Lager herum war viel Bewegung: Der Angriff auf die Burg wurde geübt. Gruppen Bewaffneter hielten Leitern, ersatzweise auch dünne Baumstämmchen oder einzelne Holme. Auf Befehl rannten sie los, wurden von ihren Weibern wieder zurückbefohlen – »Das muß viel schneller gehen, alles noch einmal!« – und rannten erneut.

In den letzten Tagen wurde oft darüber gesprochen: Wenn es soweit wäre, müßten die Angreifer die Schräge des Felsens hochrennen, die Leitern an die

Mauern der Burg lehnen und wieselflink hinaufklettern. Die Belagerten würden nicht tatenlos zusehen. Sie würden die Leitern umstoßen, und Steine und brennendes Gesträuch auf die Kletternden hinabwerfen.

»Es wird sehr schwer werden«, hatte Sindijian Tsaryscha am ersten Tag anvertraut. Wenn ein weit herumgekommener Krieger wie er das sagte, dann mußte es stimmen.

»Warum warten wir nicht, bis ihnen das Essen ausgeht?« hatte ihn Tsaryscha gefragt.

Er hatte gelacht: »Das kann Monde dauern, vielleicht Jahre, Königin! Eher geht ihnen das Wasser aus. Doch im Augenblick dürften ihre Zisternen zum Überlaufen voll sein. Und verrotten wollen wir hier ja auch nicht.«

»Wie geht's, Königin?« rief die Bärtige, eine der Berittenen. Viel zu tun hatte sie jetzt nicht, außer gelegentlichen Erkundungsritten, um sicherzustellen, daß jeder Feind, mit dem man rechnen mußte, sich auch innerhalb der Burg aufhielt. Das würde sich auch beim Angriff nicht ändern. »Ich bin nicht unglücklich deswegen«, hatte die Frau ernst gesagt.

Die Reiterin als die ›Bärtige‹ zu bezeichnen, war etwas übertrieben. Ein paar auffällige, schwarze Härchen wuchsen auf ihrer Oberlippe. Doch Tsaryscha hatte vergessen, wie ihr richtiger Name lautete.

»Wie geht's, Königin?« rief die Bärtige erneut.

»Gut, gut!« gab Tsaryscha zurück, winkte und ging weiter. Sie wollte sich nicht mit der Frau unterhalten. Bestimmt würde sie sonst nach dem Tee fragen. Tsaryscha hatte ihn einmal getrunken, danach nicht mehr; er schmeckte widerlich.

Frauenleiden.

Das war das Urteil der Bärtigen gewesen, als ihr Tsaryscha von ihren Beschwerden erzählt hatte. Dann hatte die Reiterin plötzlich abschätzend geblickt: »Sag, Kind, oder hast du vielleicht einen Galan?«

»Ja«, hatte Tsaryscha vorsichtshalber geantwortet. Sie wußte nicht, was das Wort bedeutete.

»Etwas früh. Du solltest eigentlich gar nicht hier sein. Wie weit bist du denn? In welchem Mond?«

Da hatte Tsaryscha endlich begriffen. Errötend hatte sie geantwortet: »Nein, nein, nein! Es ist nicht so, wie du denkst!«

»Dann hatte ich doch mit meiner ersten Vermutung recht.« hatte die Antwort der Bärtigen gelautet. Sie war zu ihren Satteltaschen gegangen und hatte ihnen einen vermodert wirkenden graubraunen Klumpen entnommen. »Brüh's auf. Das wird dir bestimmt helfen.«

»Aber so weh ...«, hatte Tsaryscha einwenden wollen. Doch die Bärtige hatte sie in wohlwollendem Ton unterbrochen:

»Glaube mir, Kind, ich habe Erfahrung! Die Anstrengungen des Marsches, die Aufregung, das Wetter. Das wirkt sich aus. Brüh das auf und trink's, das wird dir helfen.«

Also sagte ihr Tsaryscha weder, daß das Ziehen in ihrem Bauch noch nie so schmerzhaft gewesen war, noch daß es seit fast zwei Wochen anhielt. Statt dessen hatte sie sich den empfohlenen Absud zubereitet. Er schmeckte widerlich. Sie hatte ihn nach dem zweiten Schluck weggegossen.

Nachdem Tsaryscha das Geschirr an seine Eigentümer zurückgegeben hatte, ging sie zu der Laubhütte, in der sie mit einigen anderen schlief. Sie fühlte sich schwach und elend.

»Du bist aber früh dran, Königin!« hörte sie die erstaunte Stimme des Rothaarigen, der die Nachbarhütte bewohnte.

»Ich habe in der Nacht schlecht geschlafen«, log das Mädchen. Sie wollte nicht über ihre Wehwehchen klagen, wollte nicht als *die Kleine, das Kind* dastehen, das nichts aushielt. So wie sie war, warf sich Tsaryscha aufs Lager. Lag da, döste, hörte von draußen Stimmen.

»Heh, Bursche, wo ist das Zelt der erlauchten Wezyrada Duchenijida?«

Der Rothaarige antwortete. Vorsichtig schob Tsaryscha zwei der großen Blätter auseinander, die die Hütte abdeckten, und spähte ins Freie. Sie sah Neu-

ankömmlinge mit einem ganzen Zug turmhoch bepackter Maultiere. Einige der Tiere trugen auf beiden Seiten übermannslange Stangen. Der Anführer des Zuges ähnelte der Wezyrada. Nicht vom Gesicht her, sondern in Bekleidung, Rüstung und Auftreten. Fast zwanzig Treiber begleiteten ihn. Sie sahen nicht aus wie Soldaten.

So spannend war das nicht, beschloß Tsaryscha für sich und ließ die Blattwedel wieder zurückfallen. Sie schloß die Augen, schief ein, träumte, sah sich auf den Zinnen der Burg stehen. Sie sah, wie die Verteidiger vor Schreck ganz blaß wurden, sah die Kräftigsten der Kräftigen sich wimmernd wie verängstigte Kinder vor ihr verstecken. Grimmig schlug Tsaryscha mit ihrer kleinen Hand gegen die purpurne Lilie auf ihrer Brust und schrie: »Dazu habt ihr auch allen Grund. Ich bin die Königin!«

10.

Der Anführer der Neuankömmlinge saß im Zelt Duchenijidas und tat sich an den Resten des Hasen gütlich. Wie seine Gastgeberin gehörte der Mann mit den ausgeprägten Hängebacken der Feldherrenkaste an. Während er aß, griff er ab und zu nach einem Tüchlein und wischte sich das Fett vom Munde.

Die Wezyrada meinte ihren Ohren nicht zu trauen. Vergeblich suchte sie im Gesicht ihres Standeskollegen nach Hinweisen auf den Scherz, der ihr entgangen sein mußte. »Ihr seid nicht die Vorhut?« stellte sie die Frage zum zweiten Mal.

Der Mann schüttelte den Kopf und deutete entschuldigend auf seinen vollen Mund, der ihn daran hinderte zu antworten. Er kaute schneller.

»Das ist ein Scherz! Das muß ein Scherz sein!« brauste Duchenijida auf. »Du willst mir nicht sagen, daß die ganze Verstärkung, um die ich schickte, aus ein paar Eseln und ihren Treibern besteht.«

»Maultiere«, verbesserte ihr Gegenüber undeutlich.

»Von mir aus auch Maultiere. Aber damit erobert man keine Burg.« Sie unterbrach sich: »Warum seid ihr überhaupt schon hier?«

Wieder war die Antwort nur eine entschuldigende Geste. Worauf kaute der Kerl bloß herum? fragte sich Duchenijida. Mühsam unterdrückte sie das Bedürfnis, dem Speisenden gewaltsam den Mund zu leeren. Endlich war ihr Besucher fertig. Umständlich wischte er sich abermals mit seinem Tuch den Mund ab.

»Ich nehme an, daß gleich nachdem dein Bote in Tuzak ankam, einer zu uns geschickt wurde. Wir sind noch am selben Tag, an dem er uns erreichte, aufgebrochen. Ich halte nichts von unnötigem Bummeln.« Seine Hand wanderte wieder zum Teller.

Die Wezyrada starrte finster auf den skelettierten Hasen. Er würde doch nicht ... Er würde doch nicht ... Aber der Mann fand tatsächlich noch ein Knöchelchen, an dem einige Fleischreste hingen.

»Mein Bote kann überhaupt noch nicht in Tuzak sein«, rief Duchenijida plötzlich erstaunt. »Ich habe ihn erst vor fünf Tagen losgeschickt.«

Nachdenklich legte ihr Gegenüber den Knochen weg, wischte sich wieder den Mund ab, beugte sich forschend über den Teller, drehte mit der Fingerspitze den Brustkorb des Hasen um und unterwarf ihn einer eingehenden Untersuchung.

»Hast du vielleicht mehrere Boten geschickt?« fragte er abwesend. »Ich spreche von dem, den du sandtest, nachdem du die Schlacht gewonnen hattest.« Mit enttäuschem Gesichtsausdruck richtete er sich wieder auf und säuberte mit dem Tuch die Finger.

»Ach der!« gab Duchenijida von sich. »Ich habe sie nicht gewonnen«, fügte sie hinzu. »Der Haran-ga-Haran gewann sie, der König.«

»Nun, nachdem das geklärt ist ...«, setzte ihr Gast an.

»Doch wenn du nicht wegen meines letzten Boten ...«, unterbrach ihn Duchenijida.

»Warum ich dann hier bin?« fiel ihr der Mann nuschelnd ins Wort. Er zog dabei merkwürdige Grimassen, da er gleichzeitig damit beschäftigt war, Fleisch-

fasern zwischen seinen Zähnen zu lösen. »Wagurasab mag alt sein, doch sie ist nicht vergreist. Es war naheliegend, daß sich der Baruun von Zerbehuab in seinen Bau zurückzog. Ich werden ihn daraus vergraulen.«

»Du?« entgegnete die Wezyrada spitz.

»Nicht persönlich«, antwortete ihr Gegenüber mit dem Anflug eines Lächelns. »Meine Mädels und Jungs ... und selbstverständlich der *Aspyrdagg*.«

»Der was?« Innerhalb eines Augenblicks wich die Frage auf Duchenijidas Gesicht der Überraschung. »Er ist fertig?«

»Fertig ist nicht ganz das richtige Wort«, antwortete ihr Standeskollege selbstzufrieden. »Mein Leute haben bisher fleißig mit ... hm ... Ersatz geübt. Das war schon sehr vielversprechend. Die endgültige Prüfung steht zwar noch aus, aber wer weiß, wann sich wieder eine famose Gelegenheit wie jetzt bietet? Nicht gegen Bäume oder Felsen, sondern gegen eine richtige Festung! Keine Sorge, Bruderschwester, wir haben alles dabei, was uns bisher noch fehlte. Haben's dieser Tage erst bekommen. Ich bin schon sehr darauf gespannt, ob der Schnickschnack die Wirkung beeinflusst.«

Duchenijida war nicht mehr zu halten. Sie sprang auf, eilte zu der inzwischen abgeladenen Last der Maultiere und zerrte an den Tüchern, in die sie ein-

gewickelt war. Scheiben aus Eisenholz von etwa einem halben Schritt Durchmesser kamen zutage. Unregelmäßige Rillen zogen sich über ihre Oberflächen, die winzige Mulden und zahllose Bohrlöcher aufwiesen.

»Ihr hättet besser auf eure Fracht achten müssen«, tadelte Duchenijida den anderen Wezyrad, der ihr hinterhergeeilt war. »Es sieht aus, als hätten sich Aldec-Käfer oder etwas ähnliches über sie hergemacht.«

»Nein«, hörte sie die erfreute Stimme hinter ihrer Schulter. »Sie müssen so aussehen. So steht es in den Schriften. Ich weiß auch nicht, was das soll. Wir werden es bald herausgefunden haben. Es könnte allerdings sein, daß ein Aldec-Käfer die Schriften verfaßt hat.« Er lachte herzlich über seinen eigenen Scherz.

Duchenijida wandte sich um. »Wieviel Tage benötigt ihr, um das Geschütz aufzubauen? Der König drängt. Er ist ungeduldig.«

Der Angesprochene warf die Stirn in Falten. Seine Augenbrauen verwandelten sich in kleine Dächer. Er deutete auf die Felsnadel. »Der Stein scheint ein guter Ort zu sein. Wir müßten erst einmal alles Benötigte bis zur Spitze schaffen. Dort müßten meine Leute etwas ausruhen. Sagen wir ein Viertelstündchen. Und danach ...« Er warf Duchenijida einen lauernden Blick zu: »Du weißt nicht viel über den Aspyrdagg?«

»Nein«, gab die Wezyrada zu.

»Danach können wir unverzüglich damit beginnen, das Selbstvertrauen des Baruuns zu erschüttern.«

Zu dem wenigen, was Duchenijida über den *Aspyrdagg* wußte, gehörte auch, daß er seit über einem Jahrzehnt ein Steckenpferd der Basalttochter war, seit dem Tage, als ein noch junger Gelehrter bei ihr vorgesprochen und gefragt hatte, ob es jemals eine Vorrichtung gegeben habe, die Diskusse warf, etwa ein Katapult. Wagurasab hatte verneint und sich nach dem Grund der Frage erkundigt.

Wie sich zeigte, beschäftigte sich der Gelehrte gelegentlich zum eigenen Vergnügen mit der Entschlüsselung und Deutung der *Heiligen Rollen*. Er war dabei über eine Stelle gestolpert, die der Priesterschaft Rurs und Grors seit langem ein Rätsel war. Sie war in der toten Sprache der Beni Rurech formuliert, dazu unter Verwendung des androgynen Genus: ›Der/die Singende befreite den hohen Himmel. Er/sie spaltete den Stein.«

Die Priesterschaft sah es als gegeben an, daß es sich hierbei um eine Aussage über die Diener Rurs, die Zwölfgeschwister, handeln müsse. Doch was besagte sie? *Die Singende* deutete auf Rahja hin. Daß sie irgendwann einmal den Himmel befreit haben mochte, war denkbar, wenn auch unbekannt. Doch das Steinespalten paßte nun gar nicht zur Fröhlichen Göttin.

Das gehörte eher zu Ingerimm. Zu dem paßte jedoch nicht der Gesang. Ingerimm, wie er sang und lachte, das entsprach nicht der üblichen Vorstellung von der Gottheit.

Wenig hilfreich war die Annahme, daß der Verfasser die Meinung verfochten habe, daß Ingerimm und Rahja nicht zwei verschiedene Gottheiten seien, sondern eine. Zum einen warf sie kein Licht auf die Bedeutung der Aussage, zum anderen waren Überlegungen über die wahre Anzahl der Diener Rurs, insbesondere darüber, ob manche nicht fälschlicherweise als unterschiedlich angesehen wurden, obwohl sie dieselbe Wesenheit waren, sehr atypisch für die Zeit, in der die Passage niedergeschrieben worden sein mußte.

Also erschien es naheliegend, die beiden Sätze getrennt zu betrachten: Die Singende (Rahja) befreite den hohen Himmel. Derweil spaltete er (Ingerimm) Steine. Beide Geschwister standen sich zu dieser Zeit sehr nahe.

Das führte schließlich zu der sehr freien Deutung der unklaren Stelle: ›In einer Zeit großer Fröhlichkeit, als keine Wolken über den Himmel zogen, gab es einen Erdrutsch.‹

Sonderlich wohl war bei dieser Erklärung zwar niemandem, doch sie wurde fast ein Jahrhundert lang nicht in Frage gestellt.

Angeregt durch einen anderen geheimnisvollen Abschnitt in den Heiligen Rollen war der junge Gelehrte zu einer neuen These gelangt. Was wäre, wenn der Verfasser des rätselhaften Abschnittes die Androgynform als Hinweis benutzt hätte, um den nachfolgenden Generationen zu sagen: Das betrifft euch alle gleich stark, Männer und Frauen? Kurz gesagt: Es ist wichtig.

Darauf aufbauend, war der Gelehrte zu dem Schluß gelangt, daß der lang verblichene Vorfahre eigentlich hatte ausdrücken wollen: Es geht hier um etwas Wichtiges, und ich habe gute Gründe, es in meinen Worten zu verbergen. Ich schreibe über etwas, das fliegt, dabei ein auffälliges Geräusch verursacht und Felsen spalten kann.

Irgendwann war der Mann auf eine Verbindung zu Wurfscheiben gestoßen. Das war nicht allzu schwer, denn da die ganze Welt nach der Glaubenslehre die Form eines Diskusses besaß, sprachen die Heiligen Rollen oft von ihnen.

Alles in allem hatte diese Erkenntnis den Gelehrten zwei Jahre seines Lebens gekostet.

Als er zu Wagurasab kam, hatte deren Sinnsuche schon begonnen. Die alternde Kriegs-Wezyrada hatte sich den Schriften der großen Denker Maraskans zugewandt und war aufgeschlossen. Deshalb setzte sie dem Mann eine kleine Rente aus und stellte einen ih-

rer Untergebenen dazu ab, ihm beratend zu Seite zu stehen. Dem gleichfalls noch jungen Offizier gefiel das zunächst gar nicht, doch zusammen machten die beiden Männer Fortschritte.

Wie sich herausstellen sollte, verbarg sich das, dem der ursprüngliche Hinweis galt, in siebzehn unterschiedlichen Abschnitten der Heiligen Rollen. Daß die Rede von einer Waffe war, stand ziemlich schnell fest. Allzu klein konnte sie nicht sein, da ihre Handhabung mindestens acht Leute erforderte.

Alle Einzelheiten dieser Geschichte kannte Ducheniida selbstverständlich nicht. Sie wußte darüber lediglich in groben Zügen Bescheid.

Davon mußte der König unterrichtet werden! Üblicherweise erhielt er zu dieser Stunde Unterricht im Fechten. Während ihr Kollege mit einer der scheinbar wurmstichigen Scheiben unter dem Arm neben Ducheniida herschritt, erklärte sie ihm: »Er ist nicht ganz einfach. An manchen Tagen ist er für jeden Ratschlag zugänglich, dann wiederum setzt er sich plötzlich etwas in den Kopf und ist nicht mehr davon abzubringen. Ich hatte erwartet, daß er für das hier« – Ducheniida deutete in Richtung der Festung – »eine friedliche Lösung suchen würde. Aber er will, daß Sergan erobert wird. Es gab keine Forderung an den Baruun, sich zu ergeben, und der wiederum vertraut darauf, daß wir

ihn nicht aus seinem Bau herausholen können. Ich habe dem Haran-ga-Haran ... dem König ...«

Der andere Wezyrad nickte zum Zeichen, daß er Duchenijida wohl verstanden habe.

»Ich habe ihm gesagt, daß wir große Verluste dabei erleiden werden ... Unter uns: Ich bin mir nicht einmal ganz sicher, ob wir die Burg überhaupt einnehmen können. Jedenfalls nicht mit dem, was wir augenblicklich hier haben ... Er hat geantwortet, daß ihm das bewußt sei. Doch er wolle es so, und zwar ziemlich bald.«

»Ich habe bestimmt nichts dagegen einzuwenden«, bemerkte ihr Begleiter. »Doch warum ist er so erpicht auf ein Gemetzel?«

Die Wezyrada seufzte: »Ich weiß nicht, ob das, was er sagte, seine tatsächlichen Beweggründe sind.« Sie verstummte, als sie entdeckte, daß ihr Kollege nicht mehr neben ihr ging. Er war stehengeblieben und sah zu einer Gruppe überaus schlammverdrecker Männer und Frauen hin, die auf einem Bein im Kreis standen. In ihrer Mitte stand ein weiterer, ebenfalls auf nur einem Bein.

»Was treiben sie?« fragte der zweite Wezyrad.

»Der in der Mitte ist Sindijian von Yeroab. Er ist zu uns übergelaufen. Er soll einigen Gemeinen das Fechten beibringen. Doch deine Frage ist berechtigt.«

In diesem Augenblick zeichnete der Krieger mit

beiden Händen einen großen Kreis in die Luft. Er deutete zum Himmel, zu Boden, nach links und nach rechts. Was er dabei sagte, konnten die beiden Wezyradim nicht verstehen, da Sindijian bei seinen Erklärungen die Volkssprache benutzte.

»Offenbar eine Gleichgewichtsübung«, meinte Duchenijida.

Urplötzlich deutete der Arm des Kriegers auf einen der um ihn herum Stehenden. Der Betreffende suchte augenscheinlich nach einem nicht zu erkennenden Gegenstand, der nach ihm geworfen worden war, und stürzte. Schon wollte er sich erheben, als ihn ein scharfer Befehl dazu brachte, sich wieder mit mißmutigem Gesicht in die aufgeweichte Erde fallen zu lassen. Rasch deutete der Krieger auf zwei andere im Kreis. Sie hüpfen sogleich auf ihrem einen Bein zu dem Gestürzten hin, um ihm aufzuhelfen. Wie zu erwarten, lagen gleich darauf alle drei am Boden.

»Er scheucht sie ganz ordentlich«, erklärte die Wezyrada. »Sie dürfen sich die Schlammkrusten nur dann abwaschen, wenn er es ihnen ausdrücklich erlaubt hat. Eigentlich sollte der Kurzbeinige ihnen nur das Kämpfen beibringen, doch er scheint seine Pflichten übergenau zu nehmen.« Sie lächelte. »Gleich am ersten Tag mußten die armen Tröpfe sich Stecken schneiden und gegen ihn antreten. Nachdem Sindijian einen nach dem anderen mühelos verbleut hatte,

erläuterte er ihnen die nächsten zwei Tage ausführlich, warum keiner von ihnen etwas tauge.«

Der Krieger hüpfte nun selbst zu den Gestürzten. Mühelos und sehr elegant half er den ersten beiden auf die Beine. Der dritte hatte anderes im Sinn. Er ergriff Sindijians ausgestreckte Hand und zog kräftig. Für die Wezyradim sah es so aus, als schwankte der Krieger nicht einmal für einen winzigen Augenblick. Lächelnd zog er den dritten kraftvoll auf die Beine. Er sprach weiter in der Gemeinsprache und deutete abwechselnd auf sich und den, der ihn zu Fall hatte bringen wollen.

»Sei stets vorbereitet«, erklärte Duchenijida ihrem Begleiter unnötigerweise.

Sie hatten den Ort erreicht, wo der König unterrichtet wurde. Er und der Buskur fochten mit blanken Oberkörpern. Zwei Diener standen etwas abseits und hielten in ihren Armen die abgelegte Kleidung der beiden Kämpfenden. Wieder einmal staunte die Wezyrada. Angezogen bot der König keine beeindruckende Erscheinung. Jetzt sah man, daß er gar nicht so schwächling war, wie er bekleidet wirkte. Er war klein, aber sicher nicht schwächlich.

Die beiden Männer benutzten Übungsschwerter aus Holz. Der Buskur hatte eine Hand auf die Hüfte gestützt und wehrte betont gelangweilt die Schläge

des Königs ab. Dabei redete er unaufhörlich, grinste oder zog hämische Grimassen.

Dann ging alles so schnell, daß Duchenijida erst im Nachhinein begriff, was in den verstrichenen Augenblicken geschehen war. Urplötzlich schleuderte der König das Übungsschwert seinem Lehrmeister entgegen und sprang ihn gleichzeitig an. Der versuchte auszuweichen, teils, um sich selbst zu schützen, teils, um zu vermeiden, seinen Schüler versehentlich zu verletzen. Doch im Sprung trat der König nach dem Buskur und traf ihn. Ornibijian ruderte mit dem freien Arm und stürzte. Im Fallen schlug er mit seinem Schwert zu. Zielsicher klatschte es auf den Körperteil seines Angreifers, der nach Rurs weisem Plan bei jedem Herrscher dem Thron am nächsten ist.

So schnell wie er gestürzt war, war Ornibijian wieder auf den Beinen. Wenige Schritte brachten ihn zu seinem Gegner. Einen Herzschlag lang berührte die Spitze seines Übungsschwertes den königlichen Nacken. Dann wandte er dem Besiegten den Rücken zu und ging fort. Er sah äußerst zufrieden mit sich aus.

Der König wirkte weniger froh. Seine Augen sprühten Blitze. Ihm war anzusehen, daß er erwog, den Sieger hinterrücks ein zweites Mal anzuspringen. Doch das Holzschwert in der Hand des Buskurs, das sich rhythmisch ganz leicht auf und ab bewegte, und das lockte und mahnte, hielt ihn davon ab.

»Hoppla!« stieß Duchenijidas Begleiter aus. Er war doppelt beeindruckt. Einerseits von der Kompromißlosigkeit, mit der der König seinen Angriff ausgeführt hatte, auch wenn dieses Vorgehen im Ernstfall seinen Tod bedeutet hätte. Andererseits von den Fähigkeiten des Buskurs. Dem Wezyrad war zugetragen worden, was sich im Thronsaal nach der Krönung ereignet hatte. Beschreibungen wie *gestreifte Bestie* oder *aufblodernde, schwarze Flamme* hatte er als maßlose und blumige Übertreibungen betrachtet. Nun konnte er sich das damalige Geschehen entschieden besser vorstellen.

Wegen des unbekanntem Neuankömmlings wurde die Übungsstunde unterbrochen. Die Diener säuberten die beiden Kämpfer notdürftig und halfen ihnen beim Ankleiden. Duchenijida stellte ihren Begleiter als Wezyrad Brindimold vor und erklärte den Grund seines Hierseins. Danach ergriff der Wezyrad das Wort. Nach jedem Satz machte er eine kleine Pause, um Ornibijian Gelegenheit zur Übersetzung zu geben. Er hatte sich offenbar gut vorbereitet. Als der Wezyrad zum ersten Mal den Begriff *Aspyrdagg'Uzat* fallen ließ – Kampf mit dem Aspyrdagg in der Volkssprache –, lächelte er. Duchenijida war sich sicher, daß diese Namensgebung erst kürzlich erfolgt war, als Zugeständnis an den Herrscher. Ja, Brindimold hatte sich sehr gut vorbereitet.

Spannend wurde sein Vortrag für Duchenijida, als

ihr Kollege auf den Teil der Geschichte zu sprechen kam, den sie nicht kannte.

Während er sprach, bückte sich der Redner und griff nach einem Stein.

»Das ist eine Waffe«, behauptete er. Ohne Anstrengung warf er den Stein wieder weg. Dort, wo er hinfiel, spritzte etwas Erde auf.

»Diese Waffe taugt nicht viel«, fuhr er fort. »Man kann damit vielleicht ein paar Ameisen erschlagen. Mehr nicht.«

Er ging zu dem Stein und hob ihn wieder auf.

»Das ist eine Waffe«, sagte er wiederum. Er warf den Stein in die Luft und fing ihn wieder auf. Das wiederholte er ein paar mal. »Diese Waffe ist ziemlich gefährlich.«

Urplötzlich schleuderte er mit aller Kraft den Stein gegen einen Baum. Etwas Rinde splitterte ab.

»Das ist das Prinzip des Aspyrdagg!« rief er aus. »Kraft und Geschwindigkeit. Der Aspyrdagg ist keine Vorrichtung, wie wir zunächst annahmen. Im Nachhinein ist der Gedanke auch töricht. Die Altvorderen, jedenfalls die Beni Rurech, waren wohl kaum große Mechaniker. Der Aspyrdagg'Uzat ist vielmehr eine Technik, die einem Diskus viel mehr Schnelligkeit und Kraft gibt, als es der kräftigste Arm könnte.«

Zur Anschauung reichte er seinem Herrscher die große Holzscheibe.

»Und wie erreicht ihr das?« fragte Duchenijida.

»Wie bei einem Kreisel. Aber man verwendet keine Peitsche, sondern Stangen.«

»Stangen?« fragte Duchenijida verwundert.

»Ja, Stangen«, bestätigte ihr Kollege. Er begann nun jede Bemerkung mit eifrigen Gesten zu veranschaulichen.

»Der Aspyrdagg will geradeaus fliegen.« Brindimolds Rechte schnellte nach vorne. »Doch das darf er nicht.« Er hielt seine linke Handfläche schräg gegen die Fingerspitzen der Rechten. »Da versperrt ihm jemand den Weg! Genau gesagt steht da jemand mit einer Stange, der nach ihm schlägt. Das ist nicht ganz so einfach, wie es sich anhört. Die Stange soll den Aspyrdagg ja nicht so treffen, daß er zu Boden fällt, oder wahllos irgendwohin fliegt. Außerdem soll ihm der Schlag mehr Wucht geben. Der Aspyrdagg ahnt noch nicht, was auf ihn zukommt. Er wählt sich eben einen anderen Weg, und zwar den, den er nehmen soll. Doch hoppla, da steht schon wieder jemand und schlägt nach ihm! So geht das weiter. Der Aspyrdagg fliegt im Kreis. Das will er nicht. Das macht ihn zornig! Aber was will er tun? Er muß seine Knechtschaft erdulden! Mit jeder Runde wird er zorniger und zorniger und zorniger! Also schneller. Wenn sein Zorn so groß wird, daß er nicht mehr zu beherrschen ist, schenkt man dem Unterdrückten seine Freiheit.

Wusch, fliegt er davon! Wusch! Er ist schneller als jeder Vogel, und dort, wo er einschlägt, da willst du nicht stehen, Wezyrada!«

Duchenijida sah den Wezyrad mißtrauisch an. Nicht nur, weil er über die Holzscheibe sprach, als sei sie ein Lebewesen. »Das soll gelingen?« fragte sie.

Ihr Kollege strahlte: »Du glaubst nicht, wie oft wir uns das selbst gefragt haben. Es dauerte Wochen, bis meine Jungs und Mädels zum ersten Mal die Scheibe trafen und es den Anschein hatte, als könnten sie ihr ihren Willen aufzwingen. Bis zum ersten vollständigen Kreis vergingen Monde! Mittlerweile beherrschen meine Braven den Aspyrdagg fast im Traum. Sie machen sich einen Spaß daraus, ihn zu necken, indem sie ihn langsamer und schneller fliegen lassen. Ganz wie sie wollen. Sie können das Spiel eine Viertelstunde durchhalten. Es ist schön, ihnen dabei zuzusehen, wie sie sich alle im gleichen Rhythmus wiegen!«

Nun hatte der König eine Frage. Während er mit dem Finger über die Rillen der Holzscheibe fuhr, übersetzte Ornibijian: »Er möchte wissen, ob das eingeschnitzte Schriftzeichen sind?«

»Nein. Das haben wir überprüft«, antwortete Brindimold schnell. Das hatten sie in der Tat, auch wenn sie in diesem Fall nur die Wezyrada Wagurasab gewesen war. Gleich nachdem der Gelehrte und ihr Un-

tergebener ihr die erste Zeichnung gezeigt hatten, hatte sie der Tuzaker Akademie eine Kopie zukommen lassen und behauptet, daß es sich um Zeichen handle, die man auf Überresten von Bauwerken der verschwundenen Echsenvölker gefunden habe. Danach hatte es einige Mühe gekostet, die Gelehrten davon abzubringen, sogleich eine Expedition auszurüsten, um sich die Hinterlassenschaften derjenigen, die Maraskan vor den ersten Menschen bewohnt hatten, selbst anzusehen.

»Nein«, bekräftigte der Wezyrad. »Keinem Gelehrten sind solche Zeichen bekannt. Sie sind auch von Mal zu Mal verschieden. Wie diese Rinnen aussehen, hängt ab von der Maserung des Holzes und eventuellen Einschlüssen.«

»Wozu sind sie gut?« lautete die nächste Frage.

»Die Schriften lassen sich nicht darüber aus. Sie erklären nichts. Aber das soll nicht ungewöhnlich sein, habe ich mir sagen lassen.«

»Aber ihr habt euch sicher Gedanken gemacht, als ihr ...«

Duchenijida sah ihrem Begleiter an, daß er diesen Punkt gar nicht hatte erwähnen wollen. Nun gab er widerwillig zu: »Mit dieser Art von Aspyrdaggs haben wir noch keine Erfahrung. Doch selbstverständlich haben wir genügend von denen dabei, mit denen meine Herzchen bisher geübt haben.«

Der König nickte und wechselte das Thema: »Ich will, daß diese Burg bald erobert wird. Mein Buskur hat den Baruun mit dem Schwert besiegt. Das reichte nicht. Der Baruun hat sich eben mehr Schwerter besorgt. Ich habe sie ihm abgenommen. Beim nächsten Mal wird sich der Baruun und jeder, der es ihm gleichtun will, andere Schwerter besorgen, solche die nicht auf mein Wort hören. Deshalb muß diese Burg fallen. Die Wezyrada sagt, daß viele dabei sterben werden. Sie sind mir nicht gleichgültig. Ich werde den Zauberhelm tragen, wenn sie kämpfen. Ich werde jeden sehen, der zu Boron und Tsa geht. Ich werde keinen vergessen. Das bin ich ihnen schuldig. Doch ich bin Dajin Derfromold, ich bin der Haran-ga-Haran. Ich bin meinem ganzen Volk schuldig, daß einem blutigen Jahr nicht ein weiteres folgt und noch eins. Wenn du mir einen Ausweg zeigst, Wezyrad, so sei er willkommen. Wenn er nichts taugt, Wezyrada, dann befiehst du, das Gemäuer zu erstürmen!«

Obwohl Duchenijida diese Begründung schon zuvor gehört hatte, war sie nicht davon überzeugt, daß sie stimmte. Sie hatte den Buskur gefragt, ob die Unerbittlichkeit des Herrschers damit zusammenhängen könne, daß das Dorf seiner Ziehväter auf dem Land des Baruuns von Zerbehua lag.

»Ich kann es nicht ausschließen«, hatte er geantwortet. »Er hat über fünfunddreißig Jahre dort gelebt,

obwohl er als Prinz geboren wurde. Er lebte als einfacher Bauer. Nur weil einer ein Gemeiner ist, bedeutet das nicht, daß er nicht wüßte, was Stolz ist – oder Ehre. Meinst du nicht, Wezyrada?«

Duchenijida hatte verstanden, daß der Buskur bei seinen letzten Worten nicht über den Herrscher sprach. Bis vor wenigen Wochen war er selbst nicht viel mehr als ein Gemeiner gewesen, nur zufällig der Sohn einer Mutter, die als Hauptfrau im Dienste eines Herrn stand, dem, wie es hieß, seine Vasallen gelegentlich auf der Nase herumtanzten.

11.

Die Bewohner Sergans hatten dem kleineren Felsen nie viel Respekt gezollt. Statt dessen hatten sie auf den Schultern seines größeren Bruders den Bergfried errichtet, von dessen Spitze sie aus noch größerer Höhe auf den kleinen Verwandten herabsehen konnten. Hätte der kleinere Felsen nicht schon lange, bevor die ersten Menschen nach Maraskan kamen, ja sogar vor den ersten Echsenmenschen und Marus, bitter erkannt, daß von seinem großen Bruder nie Anerkennung zu erwarten war, so hätte ihn spätestens diese Demütigung in die Arme des Waldes getrieben. So aber war die Erbauung des Turmes für ihn

nur eine weitere Erniedrigung in einer langen Reihe gewesen.

Der kleine Felsen taugte zu nichts. Er war nicht hoch genug, um für Wert befunden zu werden, einen Ausguck auf ihm zu errichten, nicht steil genug, um eine Herausforderung für einen Kletterer darzustellen, war es doch möglich, auf schmalen Pfaden seine Spitze zu erreichen – nicht ganz leicht, nicht ganz schwer, doch machbar, solange derjenige, der dorthin wollte, nicht vorhatte, sperrige Last mit sich zu führen. Er stand nicht einmal günstig, um die herrische Burg im Rot des Abends oder des Morgens in gebührender Ehrfurcht bestaunen zu können. Genaugenommen taugte der Felsen nicht einmal richtig zum Taugenichts.

Viermal zuvor war Burg Sergan belagert worden.

Zweimal waren die Angreifer die lange Schräge des Felsens hinaufgestürmt, während das Katapult der Festung steinernen Regen auf die Rennenden prasseln ließ.

Einmal hatte der Feind sein eigenes Geschütz mitgeführt, zerlegt in viele Teile. Das war zu einer trockenen Jahreszeit gewesen, als kein unermüdlicher Regen Sehnen und Stricke erschlaffen ließ und Holz verzog. Mühsam, schwitzend hatten die Schergen Stück für Stück ihres schändlichen Werkzeugs zum Gipfel geschafft, um seine Teile oben wieder zu vereinen. Tage hatte das gedauert. Nicht ganz so lange

hatten die Verteidiger der Burg schwitzend ihr Katakult gewendet und dem Treiben zugesehen.

»Jetzt?« hatten die Mannschaften gefragt.

»Wartet«, hatte sie der damalige Herr der Burg zur Geduld ermahnt.

»Jetzt?«

»Wartet.«

Als genügend Schweiß geflossen war, hatte der Gebieter Sergans mit dem Finger geschnippt, und der große Felsen hatte dem kleineren aufs Haupt gespuckt. Damit endete auch diese Belagerung.

Zwei Tage lang schien sich das Wetter gegen den neuen Plan verschworen zu haben. Während dieser beiden Tage wurden die Übungen zum Sturm auf die Mauern weitgehend eingestellt, nur Sindijian kannte kein Erbarmen mit seinen Schützlingen. Einbeinig wie Reiher standen sie knöcheltief im Morast, während die Regentropfen auf sie prasselten. Der Schmerz in Tsaryschas Unterleib verschwand und wurde von einer frohen Leichtigkeit in ihrem Geiste abgelöst. Am dritten Tag klarte der Himmel auf.

Duchenijida hätte beide erwürgen können, den König und ihren Kollegen. Den einen, weil er beschlossen hatte, anwesend zu sein, wenn die Wurfkünstler des Wezyrads ihre Fertigkeiten unter Beweis stellten, den anderen, weil er den Herrscher dazu er-

muntert und eingeladen hatte. So wenig, wie dem Baruun von Zerbehuab die Tradition Maraskans bedeutete, konnte es gut sein, daß er über Bogen- oder Armbrustschützen verfügte. Hundert Schritt trennten die beiden Felsen. Das war nicht wenig, doch wenn ein böser Zufall es wollte, so war das nahe genug. Deshalb bestand die Wezyrada darauf, daß, wenn der Herrscher sich schon an der hervorgehobenen Stelle aufhalten wolle, wenigstens dafür gesorgt werde, daß er dort oben seine Rüstung trüge. Sie dachte keinen Augenblick daran, daß der Herrscher damit der einzige wäre, der mit einer Rüstung bekleidet war, noch dazu mit einer golden glänzenden.

Für den Aufstieg bot der Fels seine der Burg abgewandte Seite an. Zuerst wurden die neuen Aspyrdaggs hinaufgebracht, danach die alten, schließlich die langen Stangen, endlich folgten die Menschen. In der Zeit, die dabei verstrich, bemühte man sich, nicht zuviel Aufsehen zu erregen.

Dann begann es.

Die braven *Jungs und Mädels* des Wezyrads, seine *Herzchen, Schätzchen, Kinderchen* oder wie er sie sonst noch nannte, bildeten zwei Kreise aus je acht Männern und Frauen mit langen Stangen. Ein weiterer der Seinigen stand abseits der beiden Kreise, aber von jedem gleich weit entfernt. Neben ihm türmten sich die Holzscheiben.

Auf Brindimolds Befehl begannen sich die im Kreis Stehenden zu wiegen. Ihre Körper erinnerten an tanzende Schlangenleiber. Sie bewegten sich allerdings nicht genau gleich. Was einer tat, das tat der Nebenmann zur Linken einen winzigen Augenblick später. So durchliefen die Bewegungen des ersten den gesamten Kreis. Es sah aus, als seien beide Gruppen von einem Strudel ergriffen worden, als seien die Männer und Frauen Teil eines Wirbels, der sich immer schneller drehte. Anmutig hatte der Wezyrad Brindimold den Reigen genannt. Damit hatte er recht. Seine Leute bewegten sich wie ein einziger Organismus.

Plötzlich setzte ein aufgeregtes Klappern ein, als die Scheiben zwischen den Stangen umherschossen. Ein tiefes Brummen erklang. Den erstaunten Gesichtern war anzusehen, daß niemand damit gerechnet hatte. Das Brummen wurde lauter und übertönte das Geklapper. Der Ton war warm und kraftvoll.

Der Wezyrad hatte den Aspyrdagg als zornig beschrieben, doch nichts konnte falscher sein: Er war fröhlich. Keine Gefangenen rannten verzweifelt gegen hölzerne Gitterstäbe – im Drang, endlich den ersehnten Weg in die Freiheit zu finden. Das würden sie doch bald genug! Nein, muntere Gesellen waren das, die um die eigene Achse wirbelten, die scherzhaft und spielerisch die langen Stangen berührten.

Die, die sie in den Händen hielten, verstanden das

gut! Einer nach dem anderen begannen sie breit zu grinsen. Das erste Kichern war zu vernehmen. Es sprang über von einem Kreis in den nächsten, drehte die Runde, und steckte schließlich auch die an, die gar nicht im Kreis der Stangenbewehrten standen. Das war so lustig!

Aus schierer Lebensfreude nahm jemand die Melodie der singenden Scheiben auf und trällerte sie mit. Sofort fanden sich Nachahmer. Die Harmonie, in der sich die Männer und Frauen bewegten, fehlte jedoch ihrem Gesang: Der eine summt dies, der andere schmetterte lauthals das. Störte das jemanden? Ach was, wichtig war nur, daß sich jeder freute!

Der erste der heiteren Gesellen begab sich jubilierend auf die Reise, sein Bruder folgte auf dem Fuße. Die beiden suchten nicht die lang verwehrte Freiheit, sondern begaben sich auf eine wunderbare, spannende Reise! Sie waren neugierig, das hörte man, sie waren tatendurstig, würden sich an jedem Augenblick ihres Fluges ergötzen! Das gönnte ihnen in diesem Augenblick jeder, denn er war wunderschön.

Sofort erklang wieder kurzes Klappern, und zwei Schwestern der eben Verabschiedeten erhoben ihre Stimmen. Sie schienen noch ausgelassener zu sein, als ihre davongeflogenen Brüder. »He, Geduld, Schwesterchen!« rief jemand. Daraus machte der nächste ein Lied. Zwei Zeilen nur, furchtbar albern!

Dajin sah schmunzelnd zu dem Wezyrad, der sich vor Lachen krümmte. Er lachte nicht so sehr, daß ihm die Luft zum Atmen gefehlt hätte, aber doch so sehr, daß ihm die Tränen über die Hängebäckchen kullerten. In einem kindischen Anflug schubste ihn Dajin. Der Wezyrad fiel zu Boden, wollte irgend etwas sagen, bekam aber vor Lachen nichts heraus. Statt dessen zeigte er nur auf den, der ihn gestoßen hatte. Wer hätte gedacht, daß der Herrscher Maraskans zu solchem Ulk fähig war?

Duchenijida dagegen lachte gar nicht. Sie tanzte mit geschlossenen Augen und sang das alberne Liedchen, inbrünstig und falsch.

Zu guter letzt Ornibijian: Das Fernweh brannte in seinen Augen. Wieviel hätte er darum gegeben, hinaus in die weite Welt fliegen zu können, um alle ihre Schätze und Wunder zu entdecken?

Ein anderes Gesicht zog Dajins Aufmerksamkeit auf sich. Der Mund war staunend geöffnet, die Augen ebenfalls; Tränen quollen aus ihnen hervor. Dajin folgte der Richtung des Blicks. Ein Strauch wuchs dort, die Parodie eines Strauches, nur ein einzelnes Zweiglein, an dessen Spitze zwei Blätter sprossen.

Er war nicht kümmerlich, er war nicht jämmerlich, er rief mit winziger Stimme: Ich bin hier!

Ich wachse, ich lebe, trotz des Felsens, trotz des kargen Grundes, ich bin hier!

Ganz vorsichtig ging Dajin auf das kleine Gewächs zu und bückte sich. Er hatte in seinem Leben fast so viele Blätter gesehen, wie es Tropfen im Meer gab, doch ihm war, als erblicke er zum ersten Mal welche. Kleine, grüne Ovale mit Rippen und winzigen Härchen, so zart, so verletzlich und dennoch Teil der ungeheuren Kraft, die den Dschungel Maraskans hervorgebracht hatte. Die Blätter schienen eifrig von dem Tag erzählen zu wollen, als sie sich vorsichtig entrollt hatten und mit einem Mal bestätigt sahen, was sie zuvor nur erahnt hatten: Es gibt Licht!

Über eines der Blätter kroch eine winzige Raupe. Ihr Leib bildete einen steilen Buckel aus, streckte sich nach vorn bildete wiederum einen Buckel ...

»Warum hast du es so eilig, Schwesterchen Raupe, an einem solch wunderbaren Tag?« flüsterte Dajin. Als habe das kleine Wesen seine Frage vernommen, richtete sich seine vordere Hälfte steil auf.

»Wer beobachtet mich?« schien das Räuplein zu fragen. »Komm näher, damit ich dich auch erkennen kann.«

Der Königshelm! dachte Dajin. Er hatte ihn nicht aufgesetzt, weil er ihn für unnötig gehalten hatte. Nun erinnerte er sich, daß er ihn die ganze Zeit über unter dem Arm getragen hatte. Dieser Helm, der durch Zauberwerk die Sinne so überaus schärfte, er würde ihm vom Traum des kleinen Geschöpfes er-

zählen, einst auf den bunten Flügeln eines Schmetterlings die Welt zu erfahren!

Doch welch Wunder, selbst die stets matten Schuppen des Helmes glänzten bunt! Welch Wunder? Kein Wunder, alles war schön!

Dajin setzte den Helm auf.

Ein schriller Schrei zerriß den Frieden. Der Schrei schlug in Dajins Scheitel ein – wie ein gezackter Blitz – und sauste nach unten. Er traf den Magen und verwandelte ihn zu Fels. Säure und Galle schossen hoch, dorthin, woher der Einschlag gekommen war. Dajins Zähne schienen zu zersplittern, seine Knochen zu zerbersten, sein Fleisch in blutigen Fladen vom Gebein zu platzen, die Säfte seines Körpers aus heillos zerfetzten Adern zu spritzen. Der Schrei trug eine Botschaft. Sie bestand aus einem einzigen Wort.

FLIEHE!

Blitzschnell war der Helm wieder vom Kopf. Im Nu vertrieb der fröhliche Gesang der Aspyrdaggs den ausgestandenen Schrecken. Böse Raupe, böse Schmetterlingsbrut, dachte Dajin traurig, erhob sich und wandte sich lieber wieder denen zu, die nicht unfreundlich schrien, die noch immer lachten, die noch immer sangen, die noch immer tanzten.

Nein, dachte er plötzlich, der Blitz zerteilte meinen Scheitel, also ist das Schmetterlingskind unschuldig!

Ihm fiel ein, daß es einen Grund gegeben hatte,

hier zu sein, einen anderen, als zu singen oder zu lachen. War es nicht um Kampf und Krieg gegangen?

Dajin sah sich um. Die große wirbelnde Staubwolke verriet gar nichts. Da würde der Helm sicher für Abhilfe sorgen. Das tat er auch. Der magisch geschärfte Blick seines Trägers durchdrang den grauen Schleier, der die Burg von Sergan verhüllte.

Dajin sah alles.

In jeder Einzelheit.

Obwohl jede Faser von Dajins Körper nach Flucht schrie, behielt er den Helm auf.

»Hört auf!« dröhnte seine Stimme übermenschlich laut über die Spitze des Felsens, wo sich die beiden Reigen immer noch wiegten und wiederum zwei der furchtbaren Geschosse ihrem Ziel entgegen schickten. »Hört auf!« donnerte die grollende Stimme hinunter zu denen, die sich um den Felsen geschart hatten und verzückt heraufsahen.

Er drang nicht zu ihnen durch. Fragende, verständnislose, gar vorwurfsvolle Blicke waren die Antwort: Spielverderber!

So lächerlich und unbedeutend, wie diese Anklage unter den gegenwärtigen Umständen wirkte, so hartnäckig krallte sie sich in Dajins Seele. Solche Blicke hatten seine Jugend begleitet! Während er mit der Schulter einen der Stangenträger rammte, im selben

Augenblick einem anderen die Faust in den Magen schlug, um die Harmonie ihrer Bewegungen zu zerstören, flüsterten die Stimmen seiner Väter in seinen Erinnerungen, die Stimmen Hadijians und Karhima-sabs und so vieler anderer: Du mußt alles kaputt machen, Dajin Derfromold!

Die letzten beiden Aspyrdaggs brummten fröhlich und ziellos davon. Wenige Augenblicke später kündete fernes Splittern davon, daß sie irgendwo im Wald niedergegangen waren.

Duchenijida öffnete die Augen. Sie sah friedlich aus, ganz eins mit sich. Ihr Kollege erhob sich, immer noch strahlend. Beide verstanden nicht, was ihr Herrscher wollte, als er sie barsch in der Volkssprache anschrie. Erst als sie dorthin sahen, wohin sein ausgestreckter Arm zeigte, begriffen sie.

»Bei der Schönheit der Welt!« keuchte Duchenijida. Der Wezyrad sagte gar nichts. Er war kalkweiß.

»Wo ist der König?« rief Duchenijida, als sie sich von ihrer Erstarrung befreit hatte. Sie eilte zu dem Pfad, der vom Felsen nach unten führte, und sah ihn in großen Sprüngen abwärts rennen.

Er wird sich den Hals brechen! dachte sie. Kein Fluch hätte schneller wirken können als Duchenijidas Gedanke. Die Gestalt unter ihr strauchelte und stürzte in die Tiefe. Eine Hand des Fallenden versuchte

vergebens, Halt an einem Strauch zu finden, ratschte, abgerissene Blätter aufwirbelnd, den Zweig entlang und riß schließlich das ganze Gewächs aus dem kargen Grund. Der Sturz ging weiter.

Ein Aufstöhnen war zu hören, als der Stürzende von einem abgestorbenen Baumstämmchen aufgespießt wurde. Während der Helm des Königs weiter in die Tiefe fiel, auf Simsen abprallte, polternd von Stein zu Stein sprang, immer weiter hinab, zappelte und strampelte sein Besitzer wie ein Käfer auf einer Nadelspitze. Endlich sah der tote Baum ein, daß er das goldene Kettenhemd nicht zu durchbohren vermochte, und brach. Zwei Schritte darunter fand der König festen Grund. Sobald er wieder auf den Beinen war, rannte er weiter, als hätte er nichts aus dem Sturz gelernt.

Nun setzte sich auch Duchenjida in Bewegung, nicht ganz so schnell. Unten angekommen, hastete sie zwischen den verwirrt Herumstehenden hindurch, bellte Kriegern der königlichen Garde Befehle zu und jagte dorthin, wohin auch der König lief, die lange steinerne Rampe hinauf zur Burg.

Als hätte sie aus gebranntem Ton bestanden und wäre von einem großen Hammer in Stücke geschlagen worden, so sah die Feste aus. Wie eine gefährlich scharfe Scherbe ragten die Überreste des Bergfriedes in den Himmel. Es war rätselhaft, warum überhaupt noch etwas von dem Turm stehengeblieben war. Das

Mauerwerk war aus den Wällen der Burg in Stücken von mehreren Rechtschritt Größe herausgebrochen und erst bei der Berührung mit dem Boden zerschellt.

Duchenijida sah Lebende und Tote, Menschen und Vieh. Sie sah zerquetschte Körper, aus denen weiße Knochenspitzen ragten, sah Torsi mit breiigen Anhängseln, von denen ihr Verstand behauptete, daß es einst Gliedmaßen gewesen sein mußten. Sie sah zwei der Verteidiger, die wohl gleichzeitig von einer der singenden Scheiben halbiert worden waren und einen dritten, der nicht soviel ›Glück‹ gehabt hatte wie die anderen beiden. Er lebte immer noch: ein Oberkörper mit zwei Armen und einem Kopf.

Während Ducheniida durch die Ruine Sergans schritt, deutete sie mal hierhin, mal dorthin. Sie mußte den Gardisten nichts erklären. Jeder sah, daß kein Feldscher und Heiler den Verwundeten mehr helfen konnte. Nicht einmal alle Zauberer der Tuzaker Akademie zusammen hätten noch viel auszurichten vermocht. Also töteten sie die Schwerverletzten wortlos und schnell. Doch das beendete das Gewimmer und Stöhnen keineswegs.

Sachlich und knapp erteilte die Wezyrada ihre nächsten Befehle, dann setzte sie sich auf einen der Mauerreste und wartete darauf, daß aus dem Heerlager Leute kämen, um die Verschütteten zu bergen, dazu alle Reiter mit ihren Pferden.

Der König kam zu ihr. Er sprach zwei Worte, die Duchenijida sehr gut verstand: »Tu es!«

Also schickte sie nach den Lanzenträgern. Die Wezyrada hatte keine Vorstellung, wie viele Menschen unter den Felsbrocken begraben sein mochten und noch immer lebten. Die wenigsten von ihnen konnten allein durch Muskelkraft befreit werden. Dazu wären Flaschenzüge und Gerätschaften nötig gewesen, die es weit und breit nicht gab. Deshalb kletterten die Lanzenträger über die Steinhäufen und stießen ihre Speere zwischen die Lücken.

Eine Soldatin trat zu Duchenijida und dem König, zu denen sich inzwischen auch der zweite Wezyrad und Ornibijian gesellt hatten. Ihre Gruppe hatte eine Frau ausgegraben, die zwar todgeweiht war, der aber den Rest ihres Lebens zu nehmen keiner wagte. Ihre Kleidung schien zu vornehm.

Sie folgten der Soldatin. Die Frau war etwa fünfzig Jahre alt und röchelte schwer.

Beim Anblick des Mannes in der goldenen Rüstung sprach sie.

»Was sagte sie?« fragte Dajin Ornibijian, der schweigsam geblieben war. Jetzt übersetzte er: »Sie sagte: Haßt du uns so sehr?«

»Ich kenne sie nicht. Wer ist sie?« antwortete Dajin.

Ornibijian wandte sich an Duchenijida. Sie wechselten einige Sätze. Ornibijian übersetzte: »Sie ist die

Baruuna von Djinada. Die Wezyrada wußte nicht, daß sie auf der Burg weilt.«

»Das sagt mir trotzdem nichts«, gab Dajin achselzuckend zurück.

»Praiobab gehörte ihr einst«, erklärte Ornibijian.

Dajin schwieg einen Augenblick, dann streckte er seine Hand zur Wezyrada aus. »Ich bin ihr Gebieter«, sagte er.

Auch dieses Mal verstand Duchenijida, was er wollte. Sie zog ihr Schwert aus der Scheide, um es ihm zu reichen. Blitzschnell zückte Ornibijian das seine und führte den tödlichen Streich.

»Ich bin dein Buskur.«

Wie sich später herausstellte – der Stand der Sonne verriet es, der Scheibe Praios' des Gerechten, wie manche sagen –, war für die Zerstörung Sergans kaum eine Viertelstunde nötig gewesen. Nur sieben von denen, die sich in der Burg aufhielten, überlebten das Massaker. Der Rest kam während des Beschusses um oder starb in den nächsten beiden Tagen. Nur einem der Sieben blieb erspart, als Krüppel weiterleben zu müssen.

Der König hatte die Wezyradim zu einem Spaziergang eingeladen. Nur der allgegenwärtige Ornibijan begleitete sie. Die drei Männer und die Frau standen auf dem Stamm eines vor Wochen umgestürzten Urwaldriesen, auf den der Herrscher aus einer Laune heraus geklettert war.

Duchenijida kam sogleich zur Sache. Der seit Stunden zurückgehaltene Groll durfte sich Bahn brechen.

»Nur ein paar Löcher? Nur ein paar Furchen? Was kann das schon zu bedeuten haben?« schnauzte sie den Wezyrad an. »Das ist nicht mein erster Kriegszug. Ebenfalls verhält es sich keineswegs so, daß ich zuvor noch nie jemanden getötet hätte. Aber das da, das war ehrlos! Jeder Parder kennt seine Beute. Die Trichterwurzel weiß, wen sie erwürgt. Selbst die Maraske sieht ihrem Opfer in die Augen. Sogar ein Henker handelt nicht unwissend. So hat Rur die Welt geschaffen! Er hat sie nicht so geschaffen, daß ein Mensch beschließen darf: Die da sollen tot sein, und gleich darauf sind sie allesamt tot. Eine Flutwelle darf so handeln, eine Geröllhalde, die vom Berg herunterkommt. Die dürfen das. Kein Mensch darf das! Das war nicht nur ehrlos und bar jeden Respekts für diejenigen, die sterben mußten, das war eine Anmaßung!«

Der Wezyrad, der in den vergangenen Stunden

sehr kleinlaut gewesen war, begehrte nun auf: »Bin ich verantwortlich? Wie hätte ich ahnen sollen, daß die neuen Aspyrdaggs so ganz anders sind? Es ist doch nur Holz!«

»Fast nur Holz«, berichtigte er sich. »Meine Braven taten das, was mir die Wezyrada Wagurasab aufgetragen hatte. Mache ihr Vorwürfe, Schwester, oder mache allen Kriegs-Wezyradim Vorwürfe, die davon wußten. Vergiß jedoch nicht, dich selbst mit einzuschließen.«

»Es war ehrlos und verantwortungslos«, bekräftigte Duchenijida. »Ich wage nicht daran zu denken, was geschehen wäre, wenn deine *braven Kinderchen* in ihrem Rausch unsere eigenen Leute ins Visier genommen hätten!«

Beide sahen sich giftig an. Unversehens lenkte Brindimold ein. »Wie hätte ich das ahnen können?« wiederholte er leiser. »Ich empfand Freude! Nicht die triumphierende Freude, die einen erfüllt, wenn es gelingt, den Gegner zu besiegen und niederzuwerfen, auch keine bössartige, bruderlose Freude! Sie war lauter; ich selbst war Teil der Freude. Ich war groß, ich war kräftig, ich war Teil von allem, selbst ...« Er verstummte.

Der König mischte sich ein.

»Er möchte wissen, ob weniger Leute den Tod gefunden hätten, wenn die Burg erstürmt worden wäre?« fragte Ornibijian an seiner statt.

»Vermutlich nicht«, entgegnete die Wezyrada abwesend. Was ihr Kollege Brindimold eben beschrieben hatte, traf auch auf sie zu. Sie schämte sich deswegen. »Doch wer kann schon sagen, wie viele unter den Trümmern begraben wurden?«

Plötzlich wurde Duchenijida bewußt, was die Worte des Herrschers andeuteten. Sie lief rot an.

»Bedenke, mit wem du sprichst, Wezyrada«, warnte sie der Buskur aus eigenen Stücken. Die nächste Frage richtete er an den Wezyrad: »Erwähnen die Heiligen Rollen, wem diese Waffe einst galt?«

»Nein. Nichts davon. Nicht die Wirkung, nicht den Feind. Nur das, was ich schon sagte.«

Der König nickte, als habe er eine solche Antwort erwartet.

»Unsere Vorfahren kannten diese Waffe. Sie haben sie benutzt, aber beschlossen, sie wieder zu vergessen. Dennoch hatten sie Gründe, das Wissen darüber aufzubewahren und zu verbergen. Wir haben den Aspyrdagg falsch angewendet.«

Duchenijida wollte rasch etwas einwerfen, doch Ornibijan schnitt ihr das Wort ab: »Warte. Er hat nicht vor, alle Festungen Maraskans zu schleifen.«

Er fuhr fort, die Worte des Königs wiederzugeben: »Ich sage, daß der Fehler darin bestand, diese Waffe gegen mein Volk zu richten. Wir haben alle dasselbe empfunden, als die Scheiben sangen. Ich erlag ihrem

Zauber erst dann nicht mehr, als ich meinen Helm aufsetzte. Ich glaube, daß er uns sehr viel über den Aspyrdagg erzählen könnte.«

Alle drei sahen den Herrscher gespannt an. Beiläufig fiel Duchenijida auf, daß sie den Schuppenhelm nicht mehr gesehen hatte, seitdem der König selbstmörderisch den Felsen hinuntergerannt war. Der Helm mußte wohl immer noch an seinem Fuße liegen. Aber ihr Gebieter enttäuschte ihre Erwartung. Er sprach nicht mehr über den Helm.

»Wir werden es so halten, wie es schon einmal gehalten wurde: Den Aspyrdagg gibt es nicht! Es gab ihn nicht, und es wird ihn nicht geben!«

»Es gibt viele Zeugen«, gab Duchenijida zu bedenken.

»Zauberwerk«, schlug Ornibijian vor. »Das ist sicher auch nicht ganz falsch.«

»Wir könnten wieder wie zuvor die einfachen Scheiben benutzen«, erklärte der Wezyrad eifrig.

»Nein«, entschied sein Herr. »Jeder Bauer, der ein unbekanntes Kraut auf seinem Feld findet, wird es herausreißen und dabei die Wurzeln erblicken. So ist das auch mit dieser Waffe. Über kurz oder lang würde jemand nach ihrer Herkunft fragen und in den Heiligen Rollen die Wahrheit finden. Es wird so geschehen, wie ich es sage.«

Brindimold wurde blaß, und ein verzweifelter

Ausdruck trat in seine Augen. Er warf sich vor dem König auf die Knie. Duchenijida bedachte ihn mit einem verächtlichen Blick. Doch der Wezyrad flehte nicht um das, was sie erwartete: »Verschone sie, Herr! Töte meine braven Leute nicht. Ich verspreche dir, daß sie schweigen werden.«

Sein König schien zuerst nicht zu verstehen, was Brindimold überhaupt wollte. Nachdem er einige Sätze mit Ornibijian gewechselt hatte, fragte er kalt: »Du glaubst also, ich sei der Meinung, daß nur der Tod dieser Gemeinen ihr Schweigen sicherstellen werde? Muß ich dann nicht auch dein Leben fordern, Wezyrad?«

»Das erwarte ich«, erklärte Brindimold gefaßt.

»Oder das der Wezyrada?«

»Ich weiß doch gar nicht, wie sie es bewerkstelligt haben!« verteidigte sich Duchenijida.

»Oder das Ornibijians?«

Der König Maraskans lächelte bitter: »Niemand stirbt. Schickt sie heim. Sagt ihnen, daß sie nicht mehr benötigt werden. Sie sind Gemeinde, Wezyradim! Sie können plappern, was sie wollen. Niemand, der zählt, wird ihnen Gehör schenken. Sie sind nichts. So ist das üblich. Ihr dagegen bürgt mir für das Schweigen der Kriegs-Wezyradim.«

Dajins Befehl wurde eisern befolgt. Nur die wenigen, bei denen es unumgänglich war, erfuhren die Wahrheit

über Sergan. Zu ihnen gehörte die Wezyrada Wagurasab. Als sie erfuhr, was wirklich vorgefallen war, schloß sie sich Dajins Urteil an. Sie löste das Zweigespann ihres untergebenen Offiziers mit dem Gelehrten wieder auf. Die Ergebnisse ihrer Arbeit seien seit Jahrhunderten von der Geschichte überholt, lautete ihre Begründung. Sollte der Offizier Zweifel an ihren Worten gehegt haben, so behielt er sie für immer für sich. Er erreichte ein sehr hohes Alter und sollte rund sechzig Jahre später zu der unrühmlichen Gesandtschaft gehören, die nach Thalusa geschickt wurde, um die zweite Unterwerfung der Stadt unter die Herrschaft Maraskans einzufordern. Wie alle, die mit ihm nach Thalusa segelten, wurde er dort lebendigen Leibes verbrannt.

Der Gelehrte hingegen, weder Gemeiner, dem niemand Glauben schenken würde, noch den Wezyradim angehörig, denen man Schweigen befehlen konnte, lebte nicht ganz so lange. Er starb wenige Wochen nach der Zerstörung Sergans. Diesen hatte der König bei seinen Anweisungen übersehen, also entschied Duchenijida, wie sein Schweigen zu gewährleisten sei. Sie beging die Tat nicht selbst. Die Dschunkara Viderajida war nicht die einzige, die davon gehört hatte, daß es neuerdings eine Gemeinschaft gab, die gründlich wie die Zaboroniten vorging, aber – wie erfreulich! – nur das tat, wofür man sie bezahlte.

Uneins waren sich die Angehörigen der Tuzaker

Magierschule. Sie hatten berechtigte Gründe gehabt, der Krone ihre Dienste zu verweigern. Daß ihr Herrscher daraufhin Fremde angeworben haben mußte, noch dazu Kampfmagier, das nahmen sie ihm einige Tage lang übel.

Damit verschwand die alte Waffe wieder aus der Geschichte Maraskans. Ebenso der Schuppenhelm. Dajin behauptete später, ihn in den Wochen nach der Zerstörung Sergans verloren zu haben.

13.

Das Heer lagerte noch zwei Tage lang bei Sergan. Trotz heftiger Regenfälle zog der schräge Felsen die an seinem Fuße Lagernden unentwegt an. Tagsüber größere Gruppen, die nicht aufgaben, nach Überlebenden zu suchen, nachts kleinere, die am Anfang der langen Rampe stehenblieben und furchtsam in die Nacht lauschten, die beschworen, Wimmern und Klagen gehört zu haben, aber nicht wagten, zu dem schwarzen Umriß hinauf zu steigen, wo so viele gestorben waren.

Doch wer nicht in den ersten Stunden geborgen worden war, für den kam jede Hilfe zu spät. Mancher ertrank, eingeschlossen in einem lichtlosen Gefängnis, das der Regen langsam mit Wasser füllte, um an-

dere kümmerten sich die Bewohner des Waldes, diejenigen, die den Regen nicht scheuten, und die der Geruch von der Spitze des Felsens anlockte.

Als sich der Zustand der Überlebenden so weit gebessert hatte, daß sie der Obhut des nächsten Dorfes anvertraut werden konnten, zog das Heer weiter.

Morapur, was wartete dort?

Die Stimmung im Heer war Ausdruck vieler streitender Meinungen. Nicht wenige waren froh, bisher mit heiler Haut davongekommen zu sein, anderen saß das Entsetzen über das Erlebte bis zum Mark in den Knochen, wieder andere waren zuversichtlich. Sie waren stark! Der König war stark, niemand widerstand ihm! Er hatte gezeigt, daß er milde und weich sein konnte, aber er hatte ebenfalls gezeigt, daß er zu erbarmungsloser Härte fähig war.

Am dritten Tage nach dem Aufbruch von Sergan wurde an einem Lagerfeuer eine Frage geboren. Sie pflanzte sich fort, wie die Funken des Feuers: Wozu sind wir hier?

Keiner, der dem König folgte, hatte kämpfen müssen, keiner der Seinen war gestorben. Der Haran-ga-Haran benötigte kein Heer! Die Weisheit seiner Rede hatte das Heer seiner Feinde zu ihm überlaufen lassen, die Macht seines Willens hatte Sergan zerbrochen. Sie waren Zeuge gewesen, sie hatten ihn dabei gesehen: golden strahlend auf der Spitze des Felsens.

Innerhalb einer Stunde gebar Einfalt eine verblüffende Legende: Wir sind hier, um Zeugen zu sein, wir sind hier, weil uns der Haran-ga-Haran etwas zu lehren wünscht!

Morapur, welche Lehre wartete dort?

Die Antwort erhielten sie zwei Tage später, als Gardisten sechs junge Leute dorthin geleiteten, wo sich der Herrscher gerade im Schwertkampf unterrichten ließ. Obwohl die Sechs unbewaffnet waren, hatten die Gardisten ein scharfes Auge auf sie. Die Übungsstunde wurde widerwillig unterbrochen.

»Wer sind diese Kinder?« fragte der König unwillig.

»Eure Feinde«, erklärte Duchenjijida.

Der Baruun von Morapur war erst siebzehn. Er hatte seine jüngeren Schwestern mitgebracht. Die ganze Familie wirkte hochaufgeschossen, selbst die Jüngste war schon größer als der Herrscher.

Die Geschwister mußten vom Untergang Sergans gehört haben, nun fürchteten sie, ein ähnliches Los wie ihr Verbündeter erleiden zu müssen. Das sah man ihnen an.

Der kleine Mann, der alt genug war, ihr Vater zu sein, musterte sie. Er sah nicht grimmig aus, nicht finster, aber doch sehr ernst. Die jungen Leute wußten, daß er nur die Sprache der Gemeinen verstand. Sie hat-

ten darüber gewitzelt und die Nase gerümpft. Doch jetzt, Auge in Auge mit ihm, gewann das scheinbare Unvermögen des Herrschers eine ganz andere Qualität. Sie sahen keinen König, der sich nicht auszudrücken verstand und in seiner Hilflosigkeit eines Dolmetschers bedurfte, sondern einen unnahbaren Herrscher, der so weit entfernt von ihnen war, daß ein Mittler nötig schien, seine Weisungen zu überbringen. Daß ihr König ein bloßes Schwert in Händen hielt, wenn auch eines aus Holz, trug nicht zu ihrer Beruhigung bei.

»Frag sie, was sie wollen«, sagte Dajin halblaut.

»Was wollt ihr?« machte Ornibijian daraus. Sein Ton klang wie: »Was stiehlt ihr unsere Zeit? Kommt in einer Stunde wieder! Im Augenblick stört ihr.«

Auf ein Zeichen ihres Bruders knieten alle Geschwister nieder.

»Ich unterwerfe mich«, sprach der junge Baruun. »Ich liefere mich deinem Richtspruch aus, Herr, so du willens bist, meine Schwestern zu verschonen.«

»Sag ihm, daß er sich künftig besser benehmen soll«, entgegnete Dajin, wandte sich ab und nahm die Ausgangsstellung für die Fortsetzung seines Fechtunterrichts wieder ein.

Ornibijian schwieg hilflos. Er suchte nach einem anderen Wortlaut, den er dem Feind weitergeben konnte, dessen Burg man in ein oder zwei Tagen belagert und dessen Reisige man dann erschlagen hätte.

»Warum knien sie denn immer noch, Buskur?«
nörgelte Dajin.

»Ich habe es ihnen noch nicht gesagt«, gestand Or-
nibijian.

»So schwer kann das doch nicht sein?«

»Er ist ein Baruun!«

»Ich bin sein Herr. Ich habe zwei seiner Freunde
fortgejagt und einen, wahrscheinlich sogar zwei getö-
tet. Doch möglicherweise hast du recht.«

Der Herrscher des Landes rammte sein Schwert in
den feuchten Boden Maraskans und trat zu den
Knienden: »Ich bin Dajin Derfromold. Ich bin dein
Herr und Vater, Baruun. Ich habe getan, wozu du
mich zwangst. Es gibt eine Zeit des Verdorrens. Ihr
folgt die Zeit des Wachstums. Kehre heim mit deinen
Schwestern, Baruun. Sprieße und wachse heran zu
einem Vasallen, auf den ich und mein Volk stolz sein
können!«

14.

An dem klaren Morgen nach dem Ende des Feldzugs,
an dem peinvollen Morgen nach dem Abend, an dem
die Siegesfeier hatte stattfinden dürfen, an dem ma-
gensauern Morgen nach der Nacht, in der viele ge-
lacht und ein paar wenige geweint hatten, an dem

verwirrenden Morgen, als der neuste Einfall des Haran-ga-Haran bereits die Runde machte, an diesem Morgen erhielt der König Maraskans seinen Holzharnisch zurück.

Der Krieger Sindijian brachte ihn dem Buskur des Königs, der wiederum überreichte ihn seinem Herrscher.

»Das ist unnötig«, sagte Ornibijian, als Sindijian mit dem Harnisch zu ihm kam. »Der Haran-ga-Haran bedarf des Käferpanzers so wenig, daß er vermutlich vergessen hat, daß er ihn überhaupt besitzt. Das Mädchen soll ihn vorerst behalten und ihn später der Wezyrada geben. Sie wird für jeden Tag dankbar sein, den sie ihn tragen darf. Auf euch wartet noch ein langer Heimweg.«

Achselzuckend erwiderte der Krieger: »Was mich betrifft, so stimmt das nicht. Ich werde nicht mit dem Heer zurückkehren. Du wirst nicht vergessen haben, Bruder, daß mein Weg einen anderen Anfang hatte als deiner. Wie es kommt, habe ich mir gerade heute morgen überlegt, daß auch mich andere Pflichten erwarten. Der Regen fällt auf ganz Maraskan. Ich habe keine Vorlieben, an welchem Ort er mich nassen soll!«

Er wurde ernst: »Die kleine Schwester benötigt keinen Harnisch mehr. Sie ist fortgegangen und aufgebrochen.«

»Sie ist tot?« Ornibijian war überrascht. Er hatte nicht mitbekommen, daß man das Mädchen durch das Lager getragen hätte, wie es der Sitte entsprach.

»Seit zwei oder drei Tagen. Ich erfuhr selbst erst gestern davon. Ihre einfältigen Gefährten fürchteten sich, weil der Harnisch Schaden erlitt.«

Er hielt ihn hoch: »Nicht viel. Der Lack ist zerkratzt, und eine Schnalle ist beschädigt. Hier ist das Holz etwas zersplittert. Mich störte das nicht, wenn es mein Panzer wäre, doch das ist die Rüstung des Herrschers. Ich habe den Verdacht, daß der Schaden erst entstand, als die Kleine aus dem Harnisch befreit wurde.«

Ornibijian nahm die Rüstung entgegen: »Wie starb sie?«

»Sie glitt aus und stürzte einen lächerlichen Hügel hinab. Unten fand man sie tot.«

»Sie brach sich den Hals?«

»Wie es aussieht nicht. Ihre Gefährten sagen, daß der Wald sie geholt habe. Irgend etwas scheint das kleine Dingelchen gebissen oder gestochen zu haben. Wer kann wissen, was es war? Die Auswahl ist ja sehr groß. Ich sprach mit einer der Reiterinnen. Die kleine Schwester klagte schon früher über Beschwerden. Doch die Frau hat sich nicht viel dabei gedacht. Störrische kleine Schwester! Sie hätte überhaupt nicht hier sein sollen!«

Ornibijan nahm den Harnisch entgegen.

»Ich werde mich gelegentlich um seine Ausbesserung kümmern«, versprach er.

15.

Mit einem schweren Seufzer befahl Mujaajian, der Haran von Sinoda, daß er samt seiner Trage in den Audienzraum gebracht werde. Beinahe hatte er seinen Vasallen Denderan schon vermißt. Beinahe. Der Dschunkar hatte sich nicht in der Alabasterresidenz blicken lassen, seitdem ihm Mujaajian nach der Krönungsfeier befohlen hatte, mit ihm nach Sinoda zurückzukehren.

Vermißt war vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck. Der Haran hatte den Dschunkar vermißt wie den Hunger, der sich trotz langen Fastens nicht einstellen wollte, wie den Durst, der sich nach salziger Speise ganz unerwartet nicht meldete, wie das ausbleibende Jucken der Stoppeln eines seit Tagen nicht rasierten Bartes. Wie etwas, das zwangsläufig nach Rurs weisem Willen erfolgen mußte, dessen Fernbleiben nicht schmerzte, doch auf die Dauer verwunderte. So hatte der Haran die Stimme seines Vasallen vermißt, das wichtige ›Du sollst, Haran‹, das drängende ›Du mußt unbedingt, Mujaajian‹, das uner-

schütterliche ›Insgeheim siehst du das zweifellos genauso wie ich!‹

Vor dem Eingang des Audienzsaales befahl der Haran seinen Trägern mit einer knappen Handbewegung zu verharren. Vorsichtig schob er den Vorhang, der den Zugang zum Empfangsraum verhüllte, zur Seite und spähte in den Saal. Der Dschunkar schritt nicht murmelnd auf und ab. Offenbar hatte er keinen Vortrag vorbereitet. Das war ein gutes Zeichen.

»Er hat gesiegt!« rief Denderan, als die Bahre noch nicht einmal abgestellt worden war.

»Sei mir willkommen, Denderan«, antwortete der Haran.

»Preise die Schönheit!« holte sein Vasall die Begrüßung nach und fuhr mit leuchtenden Augen fort: »Er hat die Rebellion beendet! Die Streitmacht aus Chuvuroab und Baneggyn ist jubelnd zu ihm übergelaufen. Er sprach einfach mit ihnen. Er sagte ihnen, sie sollten nicht gegen ihn kämpfen. Er ist ein Herrscher!«

Mujajian runzelte die Stirn. Das kam dem, was er vor Wochen befürchtet hatte, sehr nahe.

»Sergan ist geschliffen!« berichtete Denderan weiter. »Der Baruun von Zerbehuab und die Baruuna von Djinada sind tot.«

»War die Baruuna überhaupt an der Revolte beteiligt?«

»Sie befand sich auf Aldifriedijians Burg. Das ist

Beweis genug. Also blieb nur noch einer. Der Morapurer hat sich unterworfen und wurde begnadigt. Er kam gut davon.«

List, Härte, Milde, dachte der Haran. Nicht schlecht. Der König handelte schlau. Der Baruun von Morapur stellte keine Gefahr mehr für ihn dar. Kein anderer Aufrührer würde ihn zukünftig als Mitwisser erwählen.

»Du bist zu früh, Denderan«, meinte der Haran. »Ich erhielt noch keine Einladung.«

»Welche Einladung? Von wem denn?«

»Bist du nicht deswegen hier, Dschunkar? Der siebte Dajin wird doch wohl seinen Sieg feiern wollen? Hoffst du nicht, mich begleiten zu dürfen oder mein Abgesandter zu sein?«

Denderan schüttelte den Kopf. »Wäre dem so, so hätte ich selbstverständlich schon lange deinem Gefolge Anweisungen erteilt und stünde hier, um dir mit meinem Rat zu dienen. Selbstverständlich nur das betreffend, woran du nicht selbst schon gedacht hast, oder bloß um zu beweisen, wie sehr du dich auf mich verlassen kannst, Haran! Nein, er kehrt nicht mit seinem Heer zurück. Er sagte, er habe das gerichtet, was er habe richten sollen. Nun erwarteten ihn weitere Pflichten.«

»Was er richten sollte?« wiederholte Mujajian. »Sieht er sich schon als Werkzeug der Geschwister?«

»Du verkennst ihn, Haran«, seufzte Denderan gequält. »Er hat das Lager mit Ornibijian, mit Zweien oder Dreien aus der Garde und noch einigen weiteren verlassen. Pff, nicht viel mehr als zwei Handvoll. Man werde erfahren, wo er sei! Seitdem weiß niemand mehr, wo der König sich aufhält!«

Diesen Teil seines Berichtes mußte Denderan wiederholen. Der Haran verstand den Sinn der Handlung nicht. Ein Sieg war ein Sieg. Auch wenn er nicht genauso errungen worden sein sollte, wie Denderan es schilderte, sondern nur ähnlich, so hatte der siebte Dajin doch keinen Grund, sich dafür zu verstecken. Was plant dieser König? dachte Mujiajian, während sein Vasall munter weiter sprach. Er war noch zu keiner Antwort gelangt, als Denderans Redefluß versiegte.

»Wenn das alles war ...«, sprach Mujiajian und nickte.

Denderan verließ ihn mit wippendem Schritt.

Etwa eine halbe Stunde später ließ der Haran nach dem Dschunkar schicken, doch Denderan befand sich nicht mehr in der Residenz. Der Frohmut, mit dem ihn sein Vasall verlassen hatte, beunruhigte Mujiajian. Er hatte das unangenehme Gefühl, in Unaufmerksamkeit etwas zugestimmt zu haben, wovon er nichts wußte.

Mujiajian rannte.

Obwohl bereits tausend Nadeln in seine Lungen stachen, versuchte Mujiajian noch etwas schneller zu laufen. Behend sprang er über Steine und Wurzeln, blickte immer geradeaus, nicht zurück, denn sie mußten schon sehr nahe sein.

Mujiajian wußte, daß er träumte, denn die Fähigkeit, sich auf eigenen Beinen zu bewegen, hatte er seit Jahren verloren.

Jäh blieb er stehen und ruderte mit den Armen, während kleine Steine den vor ihm gähnenden Abgrund des Alabastersteinbruches hinab rieselten. Mujiajian hatte Angst. So viel Angst, wie an dem Tag, als in ihm der Verdacht gekeimt war, daß der Rächende Baum es auf ihn abgesehen haben könnte, als das Pferd über die Wurzel stolperte, die noch nie an dieser Stelle gewachsen war, als er fiel und das Knacken hörte.

Der Blick in den Abgrund, der den Fluchtweg beendete, und das näher kommende Geräusch ließen ihn sich hilflos fühlen, so hilflos, wie an dem Tag, als er neben der Wurzel gelegen hatte, unfähig, sich aus eigener Kraft zu erheben, nicht wissend, was der schreckliche Baum als nächstes plante, nur ahnend, daß er etwas plante, in den Ohren die klagenden Laute des Reittiers, das sich das Bein gebrochen hatte.

Sie waren ganz nah.

Es gibt schlimmeres als den Tod, dachte Mujiajian, ahnungslos, was ihn zu dieser Einschätzung verleitet.

Er breitete die Arme aus und sprang in die Tiefe. Er fiel nicht, allenfalls sanft wie ein Blatt, landete sicher. Der Steinregen aus der Höhe belehrte ihn, daß die Flucht noch lange nicht zu Ende war.

Mujiajian rannte.

Hinein ging's in das Tabakfeld, zwischen die hohen Stauden. Drei Häuser standen am anderen Ende. Die großblättrigen Pflanzen wogten wie ein grünes Meer und beugten sich Mujiajians Bugwelle.

Die Jagd war trotz des kühnen Sprungs noch lange nicht zu Ende. So leicht gaben die Jäger, die Mujiajian nicht kannte, von denen er jedoch genau wußte, daß er sie hätte kennen sollen, nicht auf!

Mujiajian rannte.

Er erreichte das erste Haus. Hinter ihm schloß sich krachend die Tür. Drinnen war es voll: Männer, Frauen, Greise, Kinder – Bettler allesamt, schäbig anzusehen. Greise, vor allem Greise.

Furcht in ihren Gesichtern, kein Friede, kein Vertrauen, kein Glaube, keine Hoffnung, kein morgen, nur gestern, nur Verzweiflung, nur Leid, nur Schmerz, nur endlose Pein.

Grau waren die Gesichter, blaß waren die Gesich-

ter, bedeckt mit roten Flecken, bedeckt mit Schuppen, krätzegezeichnet.

So dicht zusammengedrängt, sich berührend, dennoch getrennt, dennoch jeder allein, in der Not, in der Hoffnungslosigkeit, in der Einsamkeit der Nacht.

Jeder für sich.

So viel Elend auf einem Haufen hatte Mujiajian noch nie gesehen! Es stank erbärmlich nach Todesangst.

Kein Wunder, sie waren gekommen, man hörte sie draußen!

Und plötzlich erhob sich einer der Alten. Er streifte das Bettlergewand ab, streifte das weiße Haar ab und auch das faltige Gesicht. Groß, mächtig, strahlend offenbarte der König seine Anwesenheit: »Bangt nicht, denn ich bin hier!«

Mujiajian erwachte pochenden Herzens. Er verstand nicht, was der Traum bedeutete, welche Gefahr er verkündete, doch eines wußte er ganz genau.

»Dieser schlaue Hund!« murmelte er, während er ins Dunkel blickte. »Er bastelt an seiner Legende.«

So mußte der Plan aussehen! Ein König, der ruhmreich heimkehrte, war eine Sache, doch ein ruhmreicher König, der fernblieb, dessen Ankunft man erwartete, schließlich ersehnte, war eine viel bessere! Doppelter Jubel, vierfacher Jubel. Ornibijian mit sei-

nem verrückten Hang zum Theatralischen mußte sich dieses billige, wirksame Schauspiel erdacht haben, dieser verfluchte Kerl!

Die Hand seiner Frau legte sich auf Mujiajians Brust. »Schlafe!« murmelte die selbst nicht Wache.

Als Mujiajian am Morgen zu sich kam, war er sich der nächtlichen Erkenntnis nicht mehr ganz so sicher. Alles konnte auch etwas ganz anderes bedeuten.





Gegenwart: Rondirais Tagebuch

Ort: Gräflich Sanzerforst und Alrurdan

Zeit: 29. PER, 25 Hal

Dpae: Junker Wolfhart von Wutzenwald

bt: Abzählvers, Buskure, Schwert des Königs

Junker Wolfhart von Wutzenwald wieder verlassen. Erleichterndes Gefühl, ihn nicht mehr um mich zu haben. Geriet zum Schluß beinahe noch in Streit mit ihm. Dumme Sache. Hatte etwas zu viel getrunken. Wolfhart stellt sich jedes Mal an wie ein Vinsalter Zuckerbübchen, wenn ihm die heimische Tierwelt zu nahe kommt. Machte deswegen launige Bemerkung. Wollt's nicht glauben! Der fuhr mich an, als hätte ich sonst etwas gesagt. Ich wüßte nicht, wovon ich rede. Ich solle nur spotten, wie alle anderen. Doch es gebe auf dieser Insel Wesen, von denen wir alle keine Ahnung hätten.

Kuriosität am Rande: Belauschte eines der Kinder dabei, wie es einen Abzählvers hersagte. Bekomme ihn jetzt nicht mehr zusammen, lautete aber sinngemäß, daß der böse Bruder des guten Königs komme, um einen zu holen. Kind

konnte mir nicht mehr dazu sagen. Fragte also seine Mutter danach. Wollte Wolfhart nach Zusammenstoß nicht selbst fragen.

Die Frau ist sehr jung. Könnte mit Leichtigkeit Tochter sein. Dachte ich auch während der ersten Stunden. Habe zum Glück das Maul gehalten. Tatili, tatila! Wußte allerdings auch nicht mehr über Vers.

Erwog kurzfristig, nach Sergan zu reisen. Hatte schon einen bereitwilligen Führer gefunden. Zu billig. Kam mir seltsam vor. Will nicht als Geisel von Rebellen enden. Wüßte nicht, wer das Lösegeld bezahlen sollte. Dergelhiev tät's bestimmt nicht. Frage mich, wie er in Warunk ohne mich auskommt? Hoffe schlecht. Tatili, tatila! Außerdem, was gibt's da schon zu sehen nach zweihundert Jahren, außer Trümmern?

Reiste statt dessen nach Alrurdan. Kleinstadt, auch wenn alle Dorf dazu sagen. Seltsam anzusehende Häuser. Lehmtürme. Angeblich älteste Siedlung der Beni-Rurech-Einwanderer. Viele Geschichten gehört.

König zog offenbar nach Niederschlagung des Aufstandes viele Monde durchs Land. Müßte sich gut mit König Cuano von Albernia oder dem Reichsbehüter verstanden haben. Halte von derlei Sperenzchen nicht viel. Herrscher gehören auf den Thron. Punktum.

König und seine tapferen Ritter – wie auch anders. Gibt einen ganzen Legendenkreis um sie. Ging's nach der Haimamutter, die mir davon erzählte, so säße ich wohl immer

noch bei ihr und hörte den Geschichten zu, während sie mittlerweile mein Hab und Gut besäße. König scheint recht willkürlich in der Wahl seiner Ritter gewesen zu sein. Manche von Stand, andere nicht. Bunter Haufen: Tölpel (wie kann man nur so heißen?), der grimmige Sindijian (ehemaliger Bauer), Alrimold der Listvolle, Ornibijian (anscheinend ein Kleinadliger, muß ein überragender Fechter gewesen sein. Merken: Schwert des Königs), usw. usf.

Seltsamer Name, dieser letzte. Frage mich, wie der Träger dazu kam. Klingt ein bißchen nach einem Fluß im Nostrischen, Ornib. Ornibian haben sie dort auch als Namen. Ornibian, Tommelian, Ingvalion – soweit ich weiß, heißt einer der nostrischen Prinzen so. Gut, daß es diese Sitte bei uns daheim nicht gibt. Wollte nicht Stinkebachehilde Gösselfbögen heißen! Tatili, tatila!





Die Aussaat

1.

In diesem Jahr hatte der Wald beschlossen zu zeigen, wer der Herr im Hause war. Einen Anlaß dafür benötigte er nicht. Er handelte bisweilen so, um seine Gäste daran zu erinnern. Deshalb hatten die Fürsten der Zweiten Saat mit den Herrinnen der Rastlosen verhandelt. Die hatten ihr Heer ausgeschildt – das kleine nur, wohlgemerkt. Es zählte nur unwesentlich mehr Köpfe, als es Menschen auf dem gesamten Weltendiskus gab. In Scharen fielen die Krabbelnden über die Felder und Äcker der Geduldeten her. Sie hingen in dicken Trauben an den Halmen und fraßen alles kahl. An der Krankheit, die dem Hunger auf den Fersen folgte, war der Wald unschuldig. Er schien nicht böseartig. Er war eben der Wald.

Die Männer waren allesamt bärtig, die Frauen selbstverständlich nicht. Ein Bad hatte keiner von ihnen nötig. Sie hatten sich schon im warmen Meer gesäubert, das sich unendlich weit nach Osten erstreckte, viel-

leicht bis zum Rande der Welt. Keiner wollte die Heilige Stadt schmutzig betreten.

Sie betraten die Stadt in kleinen Gruppen, zu zweit oder zu dritt, um kein Aufsehen zu erregen. Einen dringenden Grund gab es für diese Heimlichkeit nicht. Obwohl die Reisenden recht verwegen aussahen, verwehrten ihnen die Wachen nicht, wie vielen anderen, den Zutritt zur Stadt. Sie hatten Pferde dabei, was auf ein wenig Wohlstand hindeutete. Damit unterschieden sie sich deutlich von denen, die abgewiesen wurden und entgegen aller Vernunft vor dem Stadttor herumlungerten.

Einen freundlichen Rat hielten die Wachen bereit: »Achtet auf eure Pferde!«

Gab es denn so viele Pferdediebe in der Stadt? fragten die Reisenden.

Achtet eben auf sie, wiederholten die Wachen ihre Ermahnung.

Sechzehn Schritt hohe Mauern umgaben die Stadt auf der Landzunge. Noch höhere Wohntürme warfen ihren Schatten auf die Zinnen. Reisende, gleichgültig ob von Land kommend oder von See, brauchten stets einige Augenblicke, um herauszufinden, was die Silhouette Borans von der anderer Städte unterschied. Es war die Gleichmäßigkeit. Die Stadt bestand aus Ringen von Gebäuden, die durch Stege verbunden waren. Wie behauptet wurde – und auch stimmte –,

war es möglich, den gesamten Kern der Stadt in lichter Höhe auf den Stegen zu umrunden, ohne dabei den Fuß auf die Erde zu setzen.

Die Bärtigen, nur zwei aus der größeren Gruppe, führten ihre Reittiere zwiespältig staunend durch die Stadt. Richteten sie den Blick in die Höhe, so fiel er auf alte, noch immer schöne Türme. Sie waren vor Jahrhunderten von blutgierigen Tyrannen erbaut worden, in einer finsternen Zeit, als nach den Lügen der damals Herrschenden das Licht Praios' angeblich besonders hell auf das Land fiel.

Auf den Galerien der Türme standen ihre Bewohner und schwatzten laut und für jeden belauschbar mit ihren Nachbarn. Manchmal konnte man Eigenartiges beobachten. Da hallte etwa ein Ruf von einem Turm zum anderen: »Frage sie doch, warum sie das will!«

Diese Frage wurde nicht, wie man hätte erwarten können, ins Innere des Turmes weitergegeben, von wo die Bemerkung kam, die sie veranlaßt hatte. Nein, an den nächsten, danach an den übernächsten. Im Grunde hätte die Frage auch zum Nachbarn auf der anderen Seite springen können. Borans Ringe sorgten dafür, daß alles wieder zu seinem Ursprung zurückfand.

Wenn die Reisenden den Blick jedoch unten behiel-

ten, so fiel er zwar auch auf das geschäftige Gedränge der Stadt, doch ebenso auf diejenigen, bei denen nur die Augen stumm drängten. *Die, die nichts haben, denen aber keiner hilft, obwohl sie es sich nicht mit allen anderen verscherzt haben*, so nannte sie einer der Reisenden. Er kannte kein anderes Wort für die Ärmsten. Also übernahm er der Kürze halber einen Begriff aus einer Sprache, die er nicht verstand: Bettler.

Die Bettler handelten ungeschickt. Sie waren neu in ihrem Gewerbe, das merkte man ihnen an. Sie hatten keine hilfreich verunstalteten Körperteile vorzuzeigen, waren nicht mutig genug, im richtigen Maß zu fordern, waren oft zu scheu. Daß sie hungerten, sah man, daß sie krank gewesen waren – auch.

»He, Großer!« rief eine Stimme aus dem Gewühl. Sie gehörte einem winzigen Mann um die Sechzig, der im priesterlichen Gewand erschien.

»Dich meine ich nicht, Langer!« sagte er, als sich der größere der beiden Reisenden zu ihm umwandte. »Ich meine den Großen!«

Nun drehte sich der deutlich Kleinere der beiden um. Er zeigte ein erkennendes Lächeln: »Preise die Schönheit, kleiner Mann!«

»Ich hörte nicht, daß du hier seist, Großer?«

»Ein kleiner Mann hat mich mondelang mit seinen Häusern geplagt. Nun wollte ich mir ansehen, ob er die Wahrheit sprach oder übertrieb.«

»Sie stehen fest!« antwortete der Priester Vegsziber überzeugt. Er verfiel in ein Flüstern: »Ich hoffe, daß es nicht allein daran liegt, daß sie nur meine Aufsicht fürchten, doch insgeheim auf mein Ableben warten.« Er wirbelte herum, streckte die Faust drohend einem unsichtbaren Feind entgegen und brüllte: »Wankt nicht! Ich sehe alles! Nehmt euch ein Beispiel an euren älteren Geschwistern.« Seine andere Hand deutete auf einen der alten Wohntürme.

Sein absonderliches Gebaren lehrte die Vorbeigehenden, daß auch die Priesterschaft augenscheinlich schwer unter der Not zu leiden hatte.

Vegsziber musterte die beiden Reisenden. Er sah verschorfte Schrammen und ausgebesserte Stellen auf ihrer Kleidung. Mancher der geflickten Risse schien viel zu glatt und gerade, um von dornigem Gebüsch verursacht worden zu sein.

»Dir scheint es immer noch Freude zu bereiten, dich mit Rabauken anzulegen. Man spricht darüber. Ich sollte euch beide, so wie ihr seid, zu meiner Verwandtschaft zum Essen einladen. Die werden sich freuen! Was hat er jetzt wieder für Strolche mitgebracht, werden sie denken! Und nachher erzählen wir ihnen, wer ihr seid. Das gibt einen Spaß!« Der Priester lachte schallend und zeigte hüpfend eine Pirouette. Dadurch lernten noch mehr Vorbeihastende von der Not der Priesterschaft.

»Natürlich werden sie kein Wort glauben. Sie werden mich für verrückt halten, vermutlich euch auch. Aber was tut man nicht alles für seine Verwandtschaft? Sie bekochen mich so brav, daß sie es verdient haben, daß ich gelegentlich ihre Ansichten über mich bestätige.«

Plötzlich wurde der Priester ernst: »Man sagt, der Herrscher sei taub.«

»Das ist er nicht. Er tut, was er muß. Nur dauert es mitunter sehr lange, bis Worte sein Ohr erreichen. Erzähle mir von Boran, kleiner Mann.«

Während sie sich weiterbewegten, berichtete Vegziber vom Beschluß des Waldes, von der Mißernte, die die Notleidenden in die Stadt getrieben hatte, und von der Krankheit, die bald danach ausgebrochen war. Die Tetrarchin von Boran befand sich in einer schwierigen Lage. Sie hatte ein Vermögen ausgegeben, um das Elend zu lindern, aber keine glückliche Hand dabei gehabt. Für sie ging es jetzt darum zu entscheiden, wofür sie fürderhin ihr Gold ausgeben sollte: für Nahrung oder für Bewaffnete. Die Stadt war nicht mehr so sicher, wie sie es vorher gewesen war. Die Wachen mahnten nicht grundlos, auf Pferde zu achten. Pferde waren Fleisch, schneller geschlachtet und zerlegt, als ihr Besitzer Zeit benötigte, um sie zu füttern. Doch es ging nicht nur um die Stadt. Wenn die Tetrarchin zu lange Schwäche zeigte,

mochte schnell jemand anderes ihren Platz einnehmen. Das war mehr als nur eingebilddete Furcht.

Hilfe? Nein, darum hatte die Tetrarchin lange Zeit nicht gebeten. Dazu war sie bis vor kurzem zu stolz gewesen. Erst neuerdings hatte sie Boten nach Tuzak geschickt. Das erste Schiff hatte die Südroute gewählt. Es war nicht durchgekommen: eine Beute von Seeschlangen, wie allgemein angenommen wurde. Das zweite hatte den anderen Weg gewählt und Antwort gebracht. Die Hauptstadt sah sich nicht imstande zu helfen, solange der Herrscher nicht ausdrücklich seinen Befehl dazu gab.

»Er scheint kein guter Herrscher zu sein!« warf Vegszibers kleinerer Begleiter ein. »Denn er erfüllt nicht seine Pflicht. So vieles gibt es, das er richten muß, doch ich weiß nicht, wie er schneller eilen könnte als sein Schatten. Ich weiß nicht wie, aber er muß es.«

Nachdem sie eine Zeitlang geschwiegen hatten, wechselte der Priester das Thema. Er wandte sich jetzt an seinen größeren Begleiter, da der kleinere in Gedanken versunken war.

»Ich bin neugierig. Auch in diesen schlechten Zeiten wird immer noch getratscht, und die Erzähler finden nach wie vor Gehör. Warum nennt ihr die Buskura *Tölpel*? Manche behaupten, ihre Nase gliche dem Schnabel des gleichnamigen Vogels, andere, es liege an der Art wie sie ginge oder ihr Schwert schwinde?«

Der Angesprochene sah sich besorgt um, als könne die, die eben bei ihrem Spitznamen genannt worden war, in Hörweite sein.

»Die Erzähler auf den Basaren nennen unsere Schwester so? Preise die Schönheit! Ich freue mich schon darauf, sie wiederzusehen, obwohl ich ihr den Namen gar nicht verpaßt habe! Das war Sindus Werk – Sindijians von Yeroab, meine ich. Hoffentlich denkt sie daran! Er ist schuld, nicht ich!« Er wurde leiser: »Die Buskura heißt deshalb *Tölpel*, weil sie einer ist. Was sie mit den Händen aufrichtet, wirft sie mit ihrem Hintern wieder um. Seltsamerweise weiß sie ihre Ungeschicklichkeit im Kampf zu nutzen. Dort wo *Tölpel* ist, beginnt alsbald ein Gehampel und Gestolpere. Wir wissen nicht, wie sie das schafft, und haben oft darüber gerätselt. Sie zu fragen, wagt jedoch niemand. Ich fürchte, daß uns einst der schöne Gror die Antwort geben muß. Verzeih, Priester, aber die Vierundsechzig Fragen des Seins habe ich mir stets anders vorgestellt.

Erst vor einigen Tagen, bevor wir uns nach Boran aufmachten, erfuhren wir in einem Dorf, daß sich in seiner Nähe Gesindel eingenistet hatte, tatsächlich in bequemer Reichweite mehrerer Orte. Das ging seit etlichen Jahren so, ohne daß die Herrin, der die Dörfer gehörten, dem Treiben der Strolche Einhalt geboten hätte. Wahrscheinlich war sie zu schwach dazu, viel-

leicht hatte sie sich aber nur ausgerechnet, daß der zusätzliche Gewinn, den sie erzielen könnte, wenn sie die Abgaben der Dörfer nicht mehr mit der Räuberbande teilen müßte, den Aufwand nicht lohne. Wir erfuhren, wie gesagt ...«

Während der Erzählende seine Geschichte mit schwungvollen Bewegungen der freien Hand unterstrich und abwechselnd Staunen und Schmunzeln auf das Gesicht des Priesters zauberte, näherte sich die Gruppe der Stadtmitte.

Dort stand in der Mitte eines, wie nicht anders zu erwarten, kreisrunden Platzes, der größte Tempel Borans. Das Hauptgebäude erinnerte an einen umgedrehten Teller, vielleicht auch an einen riesigen Diskus. Aus seiner Mitte erhoben sich, wie zwei aneinander gelegte Finger, die Tempeltürme. Auf dem Dach des Tempels sah man kleine Gestalten, Mitglieder der Tempelgemeinschaft, die sich der Muße und Erholung ergaben.

Trotz des Doppelturms erinnerte der Tempel Borans jeden Betrachter sogleich an den Rur-und-Gror-Tempel Tuzaks, sofern er beide kannte. Das war nicht verwunderlich, da die Bauwerke dieselben Maße aufwiesen, jedenfalls soweit, daß Auge und Erinnerung keinen Unterschied auszumachen vermochten.

Der Schweigsame von den Dreien äußerte den Wunsch, den Tempel zu betreten. Begleitung brauche

er nicht, erklärte er. »*Er* muß seiner Pflicht gehorchen. *Wir* dagegen werden noch genug Zeit zum Staunen haben. Wir werden längere Zeit in Boran weilen.«

Im Tempel ging es wie immer laut zu. Die Gläubigen priesen die Schönheit der Welt und des Seins. Niemand flehte um eine Linderung der Not. Die göttlichen Diener Rurs handelten stets aus Notwendigkeit und gemäß einem großen Plan, der sich dem Verständnis der Sterblichen zumeist entzog. Über eine im Augenblick unerfreuliche Randwirkung des göttlichen Wirkens zu feilschen, ergab wenig Sinn. Wer wußte schon, welche Folgen es hätte, wenn die Zwölfgeschwister ihren gegenwärtigen Plan aufgaben oder änderten? Was geschähe mit der Flut, wenn sie über Jahre daran gehindert würde, die Strände Maraskans mit Wasser zu bedecken? Deshalb flehten die Gläubigen nicht. Statt dessen mahnten sie, wie es Sitte war. Auch die Nichtsterblichen konnten etwas vergessen haben, bei all den vielen Einzelheiten, die ihnen ihr Herr und gleichzeitig ihre Herrin Rur einst anvertraut hatten. Vielleicht hatte Rur seinen Vasallen eben nicht nur gesagt: »In diesem Jahr muß der Wald handeln, wie der Wald will.« Vielleicht hatte der Allweise ja noch hinzugefügt: »Doch ihr müßt darauf achten, daß Boran, insbesondere die Boraner, und auch alle anderen, die in der Umgebung leben, nicht zu viel Schaden dabei erleiden.«

Vielleicht war Rurs Dienern diese für Menschen nicht unwichtige Einzelheit nur entfallen? Es schadete nicht, die Zwölfgeschwister auf diese Möglichkeit hinzuweisen. Man machte ihnen schließlich keine Vorwürfe. Jedem, der viel zu tun hatte, konnten solche Mißgeschicke unterlaufen. Das wußte man doch selbst, das lag in der Natur der Dinge. Dazu mußte man kein unsterblicher Weltenlenker sein!

Ein kleinwüchsiger Mann betrat den Tempel, ging forsch auf eine Priesterin zu und reichte ihr ein Bündel: »Ich besitze derzeit nicht viel, doch mag meine Gabe einige Hungernde speisen.«

Die Priesterin nahm das Geschenk entgegen.

»Es ist Brauch«, mahnte sie, »daß du deine Mildtätigkeit nicht für dich behältst. Ein Geschenk, von dem jeder weiß, nützt doppelt.«

»Ich bin in Eile. Erledige du das für mich, Schwester«, erhielt sie zur Antwort. Schon wandte sich der Schenker wieder zum Ausgang.

»Dann nenne wenigstens deinen Namen!«

»Dir wird ein passender einfallen.«

Verlegen blickte die Priesterin dem Davoneilenden nach. Trotz ihres Amtes war sie schüchtern und sprach nicht gerne vor vielen Leuten. Die Angst quälte sie, mit piepsiger Stimme Dummheiten von sich zu geben, wenn weise, wohlklingende Worte angebracht

waren. Daß diese Furcht begründet war, sollte sie in wenigen Augenblicken erfahren.

»Bedenkt, Bruderschwestern, daß wir allesamt wiederkehren«, sprach die Priesterin mit erhobener Stimme. »Wer heute schwelgt, mag in seinem nächsten Leben darben und angewiesen sein auf Almosen und gute Taten, wer heute darbt, mag dereinst schwelgen. Daher, Bruderschwestern, zeugt Mildtätigkeit nicht nur von einem großen Herzen, sondern auch von Weisheit. Ein Bruder, der seinen Namen nicht nannte ...«

»... stiftete diese milde Gabe«, hätte es heißen sollen. Die Priesterin sagte das auch, allerdings nachdem sie das Tuch, das das Geschenk verhüllte, zur Seite geschlagen hatte. Übergangslos sprang ihre Stimme zwei Oktaven höher, als sie erkannte, was sie in Händen hielt. Erschrocken ließ sie das Bündel los. Raselnd fiel das goldene Kettenhemd zu Boden.

2.

Die Herrin Borans war ein Luftgeist, den die Zeit in eine Spötterin verwandelt hatte. Diese Verwandlung geschah nicht ganz ohne Ironie, da Debrasab nie gelernt hatte, sich dem Joch der Vergänglichkeit zu unterwerfen. Sie lebte in einem Heute, das kein Ende

kannte und scheinbar auf ewig anhielt, das nicht wahrhaben wollte, daß die raubenden und plündernden Horden der Zeit auch ohne Debrasabs Zustimmung die Tore ihres Seins berannten.

Jahrelang war der Luftgeist von seiner Schwester gedrängt worden, sich einen Gemahl zu erwählen.

»Die Zeit, in der du Kinder gebären kannst, wird enden. Kein Frühling ist so grün, daß er Sommer und Herbst für immer aufhalten könnte.«

Doch da der Wind sich nicht drängen läßt, blieben die Mahnungen der Schwester so fruchtlos wie die Tetrarchin. Deshalb hatte die Jüngere es längst aufgegeben, die Ältere zu überzeugen. Sie hatte selbst eine beachtliche Schar von Nachkommen, und sollte ihre Schwester einst sterben, so würde eben eines ihrer Kinder die nächste Tetrarchin oder den nächsten Tetrarchen von Boran stellen.

Mittlerweile trennten den Luftgeist nur noch zwei Jahre von seinem Vierzigsten. Doch heute war der Geist kein Geist, sondern eine Pflanze.

Debrasab trug Grün.

Sie trug ein weites Kleid in unzähligen Grüntönen. Die Schneider hatten für ihre Schöpfung sicher das Vier- oder Fünffache an feinem Tuch verwandt, als nötig gewesen wäre. Sie hatten gerafft, gekraust und gefältelt. Dadurch wuchsen am schlanken Halm von Debrasabs Leib Blätter.

Debrasab trug Grün.

Schminke verbarg ihr Gesicht unter zartem und kräftigem Grün, unter sorgfältig gezeichneten Linien und Flächen. Ihre Augen entsprachen großen Blüten, vom hellen Haar sah man nichts. Ein Schleier bedeckte es.

Ungeschminkt erinnerte das Gesicht der Tetrarchin an ein kleines neugieriges Nagetier. Eines, das nach langem vorsichtigen Schnuppern aus seinem Versteck huscht, ein einzelnes Korn raubt und schnellstmöglich wieder verschwindet.

Das Gesicht war nicht so schön wie das der Königin in Tuzak, sondern eher niedlich. So niedlich wie das der Maid aus den Geschichten der Erzähler auf den Basaren, die nicht die Prinzessin ist, bei der tapfere Recken aber dennoch glauben, schützend den kräftigen Schwertarm heben zu müssen, genau wissend, daß sie den einzigen Streich, der zählt, nämlich den tödlichen, niemals abwehren können. Sie lernen aber trotzdem nicht aus ihrem Versagen.

Es hat seine Gründe, daß Geschichtenerzähler sich dort aufhalten, wo Waren gehandelt werden, nicht Träume.

Die Tetrarchin stand auf dem Balkon eines der Palasttürme und lauschte dem Wind. Er gab sich leichtfertig, munter und harmlos. Wichtiges zu berichten hat-

te er nicht. Aus gutem Grund! Denn sonst hätte der Verspielte Geheimnisse offenlegen müssen, die alle Seeleute kannten: daß er gelegentlich ein schreckliches Raubtier war.

Debrasab war schon zufrieden, daß der Wind Themen mied, die sie oft genug beschäftigten, von der Not und den Schwertern, die vielleicht schon heimlich geschliffen wurden.

Eine Dame von Debrasabs Hof trat auf den Balkon, Vertraute, Dienerin und Spielgefährtin gleichermaßen.

»Ein Bote des Harans von Sinoda wünscht Euch zu sprechen«, wußte sie zu berichten.

Die Tetrarchin beendete das Gespräch mit dem Wind und zog die Stirn kraus. Der Haran mußte von ihrer Notlage erfahren haben. Welches Angebot hatte er zu unterbreiten? Was würde er für seine Hilfe fordern?

Als Debrasab den Boten sah, stand für sie außer Zweifel, daß er nicht mit dem Schiff gekommen war. Er sah aus, als habe er die Mangrovensümpfe der Echsenmenschen von einem Ende zum anderen durchquert. Er starrte auf eine Art, die ihm nicht zukam. Verzeihlich, dachte die Tetrarchin. Ihre Aufmachung war auffällig, und von Sinoda war der Mann sicher anderes gewöhnt.

Tatsächlich galt das Gaffen des Boten nicht der

weiblichen Pflanze selbst, sondern ihrem Gang. Der Luftgeist hatte eine entschlossene, beinahe überhebliche Art sich zu bewegen. Jeder Schritt verkündete Herrschaft.

»Wie geht es meinem flinken Bruder Mujaajian?« fragte die Tetrarchin. Mit Enttäuschung nahm sie wahr, daß der Bote offenbar kein Adelsmann war, nicht einmal ein gebildeter Krieger. Dieser Mangel an Form verhiess nichts Gutes. Sie winkte ihre Dame heran, ihr die Botschaft zu übersetzen.

»Ich weiß nicht, wie es dem Haran ergeht, denn ich sah ihn schon lange nicht mehr«, kam die erstaunliche Antwort.

»Mir entgeht der Scherz, Bursche. Hast du nicht behauptet, eine Bote des Harans von Sinoda zu sein?«

»Das tat ich, Tetrarchin. Aber es war keine Lüge, denn du hast mich selbst einmal so genannt. Doch wenn ich jetzt nachdenke, so bin ich mir gar nicht mehr so sicher, daß es stimmt. Schließlich ist es schon fast ein Jahr her. Ich glaube, du sprachst seinerzeit nicht vom *Boten des Harans*, sondern von seinem *Laufburschen* oder *Schatten*. Du magst dich vielleicht besser als ich an den Wortlaut erinnern? Ich bin Dajin Derfromold, der Haran-ga-Haran, der Herrscher dieses Landes. Preise die Schönheit, Vasallin!«

Oh, dieses Zusammentreffen war Debrasab peinlich!

3.

Zum Mobiliar des Palastes gehörte eine lange Speisetafel. Sie stammte aus dem exotischen Westen der Welt, dem fernen Vinsalter Königreich, genau gesagt, dem säuerlich-spießigen und biedereren Grangor.

Am einen Ende saß die Tetrarchin – nun ungeschminkt – mit zweien ihrer Vertrauten, sieben Schritte entfernt der König mit seinem. Der war nach Einschätzung Debrasabs ganz eindeutig ein Wilder. Tatsächlich hatte sie geschwankt, ob sie für den Mann mit dem schwarz-gelb gestreiften Haar und Bart nicht rohes Fleisch auftragen lassen sollte.

Die Gäste sahen nicht wesentlich manierlicher aus, als bei ihrer Ankunft. Sie trugen die Kleidung, die die Tetrarchin hatte herauslegen lassen, und hatten anscheinend auch die Bärte ein wenig gestutzt, doch das Haupthaar hing ihnen noch immer strähnig vom Kopf.

Sobald die ersten Speisen aufgetragen worden waren, ergriff die Tetrarchin das Wort. Sie sprach, der Wilde lauschte und knurrte dann ihre Worte ins Ohr seines Herrn. Sprangen hingegen die schnellen Laute aus dessen Mund, so schenken ihm Debrasabs Damen aufmerksam Gehör und gaben, was sie vernommen zu haben meinten, ihrer Herrin mit sanfter Stimme wieder. Dazwischen verwirrten sie den Wil-

den am anderen Tische mit unmißverständlich einladenden Blicken.

»Ist der Herrscher hier, um seine Vasallin zu schelten, oder wollte er nur persönlich seine Bedingungen nennen, für den Fall, daß die Vasallin ihn bittet, ihr zu helfen?«

Dajin schüttelte den Kopf: »Die Stadt gehört nicht nur dir allein, Tetrarchin. Sie gehört auch dem Haran-ga-Haran. Wenn er Forderungen an dich hätte, so müßte ich sie mir selbst stellen. Das Schelten dagegen magst du selbst besorgen, falls du es für nötig hältst. Ich kenne dich nicht, Schwester, wie will ich wissen, ob du richtig gehandelt hast oder falsch? Sag du es mir, sobald du es weißt. Ich bin hier, weil dein Volk und meines leidet. Ich habe dennoch zwei Forderungen an dich. Die erste ist, daß du mir Gastung gewährst. Ich weiß nicht, wie lange ich sie beanspruchen muß. So lange, bis hier alles wieder so ist, wie es sein sollte. Denn wie ich erfuhr, sind Befehle des Herrschers nötig, damit du überhaupt Hilfe aus Tuzak bekommst, Schwester. Du wirst mir wohl einige Boten stellen müssen.

Die zweite Forderung ist, keine unnötigen Söldlinge mehr anzuwerben. Ich weiß, warum du so handelst, Tetrarchin, doch der Haran-ga-Haran kann dir ausreichend Schutz bieten. Meine Buskure schlendern durch deine Stadt. Ich gab ihnen frei, damit sie Boran

bestaunen können. Fast allen, bis auf Ornibijian, der mein armer Sklave ist. Es sind nicht viele, doch wie ich erfuhr, nennt man einige von ihnen schon Legenden. Wir werden jeden wissen lassen, daß sie hier sind. Das sollte manchen zum Nachdenken anregen.«

Debrasab hörte zwar die Worte, glaubte sie aber nicht. Kein König Maraskans half einer mächtigen Vasallin, ohne einen Vorteil daraus ziehen zu wollen. Mächtige Vasallen bedeuteten einen schwachen König. Ein starker König benötigte schwache Vasallen, allenfalls wenige starke, die sich hinter ihn stellten und damit alle anderen schwächten. Das war so einfach wie das Einmaleins. Da der König offen gesprochen hatte, hielt es Debrasab ebenso.

»Was forderst du von mir?« fragte sie erneut.

»Das sagte ich dir.«

Die Antwort blieb die gleiche. Damit begann auch das Gespräch zu versiegen. Schließlich wurde es nur noch von den Hofdamen und Ornibijian bestritten.

In der Nacht schlief Debrasab schlecht. Zuerst hinderen sie ihre Gedanken am Einschlafen, dann quälte sie ein Traum: Ganz unsinnig hatte sie zahllose Gäste eingeladen und selbst für sie gekocht. Die Speisen standen auf dem Tisch, die Gäste saßen um ihn herum. Debrasab wußte genau, daß sie irgend etwas beim Zubereiten der Speisen übersehen hatte. Fast hätte sie erfahren,

was es war, doch als die Deckel von den Schüsseln genommen wurden, erwachte sie. Sie wurde von ihren Spielgefährtinnen geweckt. Der Klatsch, der seit dem gestrigen Tag in Boran kursierte, hatte endlich den Tetrarchenpalast erreicht. Er war gegen seine Mauern gebrandet wie die Wogen des wilden Meeres.

Der König war in der Stadt! Er hatte sich nur kurz umgesehen und war schnurstracks zum großen Tempel geeilt. Dort hatte er sein goldenes Kriegsgewand abgelegt und befohlen: Zerlegt es, kauft Speisen, nährt die Armen. Der König Maraskans wird nicht mehr froh, solange auch nur einer in seinem Reiche schuldlos darbt!

Möglicherweise war diese Übertreibung Schuld daran – manche behaupten das –, daß der Name des Königs von seinem Volk verändert wurde. Doch vielleicht lag es an den weiteren Geschehnissen des Tages oder der nächsten Wochen und Monde, daß aus *Dajin Derfromold*, Haran aller Harans, König Dajin der Fromme wurde.

Der Klatsch, der der Tetrarchin beim Erwachen mitgeteilt worden war, gab ihr noch mehr Grund zum Grübeln. Der Luftgeist fühlte sich erdgebunden. Die Leichtigkeit, sich zu erheben, blieb ihm an diesem Tage verwehrt.

Stunden später brachen die ersten Boten des Herrschers auf. Ihr Ziel war nicht nur der Palast in der Königsstadt Tuzak, der aufgefordert wurde, das zu tun, was der Herrscher beschlossen und gesiegelt hatte. Nein, die Tetrarchin mußte ihrem Gast noch etliche weitere Boten zur Verfügung stellen. Der Herrscher suchte Antworten und fragte so viele er konnte:

»Hört, Haranis und Harans! Hört Baruunim, hört Vasallen, denn Wir, Dajin, siebenter der Zählung, benötigen Euren Rat!

Wir wissen nicht, was Boran ist, ob nur die Stadt unserer Schwester Debrasab, oder die heilige Stadt unseres Glaubens?

Wir haben vergessen, ob die Legende zutrifft, nach der einst Grors Auge zuerst Boran erblicken wird, und danach erst den Rest Maraskans und der Welt.

Wir hoffen, daß die Legende eine falsche Mär ist, da sonst in Boran zum ersten Mal die *Vierundsechzig Fragen* beantwortet werden müßten.

Uns plagt der Gedanke, daß die erste Frage des Seins, die Gror, Bruder Rurs, Schwester Rurs, Zwilling des Weltenschöpfers, am Ende seines jahrtausendelangen Wartens gestellt wird, nicht großartig und herrlich, sondern gänzlich unbedeutend sein könnte: Warum hungerten wir?«

Debrasab ließ sich noch zwei Tage Zeit. Dann verlor Maraskan seine letzte Tetrarchin.

4.

Debrasab kam ohne Begleitung. Sie vertraute darauf, daß ihr Gast, dessen Gefolge mittlerweile ebenfalls im Palast Quartier bezogen hatte, nicht allein sei. Das stimmte. Tölpel leistete ihm Gesellschaft.

Die kräftige Fischerin hatte einen langen Weg zurückgelegt, seitdem der Herr ihres Dorfes ihr befohlen hatte, ihm in den Krieg gegen den Herrscher des Landes zu folgen. Den Herrn gab es nun nicht mehr, weil er weggejagt worden war, und aus der Fischerin Zulamajid, die in einem schwärmerischen Augenblick ohne viel zu überlegen eine Entscheidung getroffen hatte, war die *Buskura* Tölpel geworden.

Der Spitzname störte sie für gewöhnlich nicht. Der kurzbeinige Sindijian hatte ihn an einem bärbeißigen Tag geprägt und später immer dann genannt, wenn er sie reizen und dazu bewegen wollte, noch eine Grenze zu überschreiten. Er hatte ein persönliches Anliegen daraus gemacht. Daß alle anderen im Gefolge des Haran-ga-Haran sie bald ebenfalls bei dem Spottnamen nannten, war nicht schlimm. Tölpel kannte ihren Platz. Die anderen auch. Tölpel war Tölpel, sie gehörte zu ihnen.

Das hatte anders ausgesehen, als sie in Boran angekommen waren, und Tölpel lernte, daß man auf dem Basar über sie sprach und sie ebenfalls unter dem

Spottnamen kannte. Das war schmerzhaft. Tölpel hatte nie daran gedacht, daß Fremde, die sie nie zuvor gesehen hatte, über sie reden könnten. Am liebsten hätte sie, als sie davon erfuhr, Boran schleunigst wieder verlassen. Welche Schmach, aller Welt als ungeschickter Tolpatsch bekannt zu sein!

Doch dann mußte Tölpel zu ihrem Erstaunen lernen, daß niemand Schilderungen ihrer vermaledeiten Ungeschicklichkeit erwartete, der die Erzähler befragte, ob sie Neues über die Buskura Tölpel zu berichten hätten? Nein, die Fragenden erhofften Geschichten von Tapferkeit und Mut, darüber wie Tölpel wieder einmal einen Schurken zum Narren gemacht hatte.

War sie denn schön?

Gewiß war sie schön! Jeder Erzähler wußte das. Gib mir noch eine Münze, Bruder, und ich berichte dir von ihr!

Selbstverständlich wechselte die Münze den Besitzer, und selbstverständlich hing das Mannsvolk an den Lippen der Erzähler: *Sie ist eine Nymphe, entstiegen der Gischt, der Leib gertenschlank mit einer Haut wie Alabaster und Samt. Sie duftet nach Rosen, ihr Haar wirkt unendlich fein, ihre Augen glühen wie die einer Parderin – ihr wißt schon, zu welcher Jahreszeit, Brüder! Und erst ihre Brüste! Ihr würdet winseln vor Verlangen, erzählte ich mehr, und eure Weiber schlügen mich möglicherweise aus Eifersucht tot!*

Tölpel hatte zweimal dieser nicht ganz zutreffenden Schilderung ihres Äußeren beigewohnt – sie schien eher mütterlich –, was ein seltsames Erlebnis war.

Doch die beliebteste Geschichte, die die Zuhörer erzählt haben wollten, handelte von etwas ganz anderem. Sie berichtete von der Tochter einer einfachen Fischerfamilie, die etwas getan hatte, wofür es kein Vorbild in ihrem Dorf gab. Dafür war sie belohnt worden, die Buskura Tölpel.

Tölpel taugte nun ganz und gar nicht zur Mittlerin zwischen den Welten. Sie war keine Sprachkünstlerin. Deshalb war der Tetrarchin noch eine letzte Bedenkzeit vergönnt worden, bis jemand Geeigneteres gefunden worden war, ihre Entscheidung dem König zu übermitteln. Sie nutzte sie nicht.

»Es gehört sich, daß der Herrscher als erster erfährt, daß die Tetrarchin ihr Amt niederlegt«, verkündete Debrasab.

»Warum? Gefällt dir meine Hilfe nicht?«

Man konnte Dajin ansehen, daß ihm diese Eröffnung gar nicht paßte. Die Tetrarchin schien nachdenken zu müssen, obwohl sie sich genau zurechtgelegt hatte, was sie sagen wollte.

»Sie beschämt mich«, fuhr sie nach einer Kunstpause fort – und hob schnell beide Hände.

»Laß mich weitererzählen, denn du verstehst mich noch nicht. Einer meiner Vorfahren erhob sich zum Tetrarchen, als die tyrannischen Priesterkaiser unseren Glauben verboten. Das war gut so. Doch es ist sehr lange her, daß Ru'halla die Priesterkaiser stürzte. Seit dreihundert Jahren wird die Verehrung der Zwillinge nicht mehr verfolgt. Dennoch gab es weiterhin Tetrarchen in meiner Familie. Sie waren wie ich Herrscher Borans, wir nannten uns eben so. Doch der erste aus meiner Familie, der sich zum Tetrarchen erhob, hatte ganz anderes im Sinn. Ihm ging es nicht um die Herrschaft über eine Stadt.

Ich habe in dieser kurzen Zeit gelernt, daß Maraskan neuerdings einen König hat. Ich meine nicht den Haran von Tuzak, der eben der mächtigste von uns Harans ist und sich deshalb König nennt. Ich meine einen König, der sich nicht gleichzeitig Haran von Tuzak nennt, sondern Haran der Harans. Ich sehe nicht ein, wozu Maraskan noch eine Tetrarchin benötigt. Deshalb soll künftig statt der Tetrarchin Debrasab endlich die Harani Debrasab über Boran herrschen. Ich habe das beschlossen, weil es ehrlicher ist und weil ich dich durchschaue.«

Dajin sah sie belustigt an: »Was vermutest du denn ... Harani?«

»Das ist nicht so schwer«, entgegnete Debrasab nun ebenfalls lächelnd. »Du hast mich belogen, Haran von

Tuzak. Ich habe dir wie eine dumme Gans geglaubt. Du hast nicht nur zwei Forderungen an mich, sondern viel mehr.«

»Das ist nicht wahr!«

»Doch, das ist es. Ich sehe, daß es der Haran von Tuzak leid ist, mit den anderen Harans um die Macht zu streiten. Er will dieses Gezerre nicht mehr, ewig hin und her, doch immer auf dem gleichen Stand bleibend. Er will ein König sein, der voranschreitet. Er will nicht stehen bleiben, wie die Tetrarchen Borans und all die anderen. Meine Familie ist nicht die einzige schuldige. Und ich bin wahrlich auch nicht die einzige, die den Stillstand fühlt. Ich weiß nicht, wohin dieser König will. Doch ich kenne seine schwerste Forderung, die er mir heimtückisch verschwieg: Ich bin der Haran der Harans, folgt mir, Vasallen!

Die Harani von Boran könnte daran Gefallen finden. Es ist ein Abenteuer, nicht wahr? Ich pflegte schon immer Freundschaft zum Wind.

Nun darfst du mich für meinen Scharfsinn loben, König, Haran, Täuscher!«

5.

Nun hatte der König nichts mehr zu tun. Die Befehle waren gegeben, jetzt galt es darauf zu warten, daß sie

befolgt wurden. Nach einiger Zeit tröpfelte die erste Hilfe für Boran. Sie kam auf dem Seeweg, um den Zoll an die gefräßigen Scharen des Landes möglichst klein zu halten. Ganz entgehen konnte man ihm nicht, da es unter den Agenten der Käfer auch Seefahrer gab, von Ratten ganz zu schweigen. Sie kam über die nördliche Route, um dem so viel größeren Zoll, den die Seeschlangen forderten, zu entgehen, und sie kam auch nicht nur aus Tuzak. Die Erinnerung daran, daß Boran keine beliebige Stadt Maraskans war, zeigte Wirkung. Selbstverständlich war die Auswahl an Gütern, die geliefert werden konnten, begrenzt. Nicht alles konnte so haltbar gemacht werden, daß es die Reise auch überstand.

Nach einer Woche begann sich Dajins Gefolge zu langweilen. Die Buskure waren Leute der Tat, und ihre Fähigkeit, Boran zu bestaunen, schien begrenzt. Nur einzeln war ihnen gestattet, die Stadt zu verlassen, und auch nicht für lange. Das Versprechen einstweiligen Schutzes, das der Herrscher seiner Vasallin gegeben hatte, mußte schließlich eingehalten werden.

Es dauerte lange, bis die ersten Buskure beschlossen, nicht mehr nach Boran zurückzukehren. Sie hatten zu der gleichen Antwort gefunden, die ein volltrunkener König seinem damals einzigen Buskur gab: **Erkenne das Richtige und folge deinem Herzen!**

Zu diesem Zeitpunkt, der noch Monde in der Zukunft lag, bedeuteten die nicht Zurückgekehrten aber keine Schwächung mehr. Andere traten an ihre Stelle, die – genauso wie Mujajian von Sinoda vorhergesehen hatte – nach Boran gekommen waren, um ihren Ruhm zu mehren und eine Aufgabe zu erbitten.

In der Gegenwart mehrte jedoch das, was aus Langeweile geboren worden war, zunächst einmal Dajins Ruhm. Wie man sah, schickte er seine Vertreter aus, um nach dem Rechten zu sehen. Der König kümmerte sich.

Tatsächlich erging es diesem König gar nicht so viel anders als seinem Gefolge. Zudem beunruhigte ihn Boran. Es war eine Sache gewesen, von Dorf zu Dorf zu ziehen, Recht zu sprechen, den örtlichen Wichtigen entgegenzutreten und ihnen die Sicht ihres Landesherrn darzulegen, Banden auszuheben, die seit der Gier des vierten Dajins ihr Unwesen trieben, oder etwas gegen die bedrohlichen Geschöpfe des Waldes zu unternehmen, die diesen verlassen hatten, um Gehöften und Siedlungen zur Plage zu werden.

Dörfer blieben überschaubar, selbst wenn sie groß waren. Man sah, wer in ihnen lebte.

Boran war ganz anders. Boran flüsterte ständig. Doch am lautesten war es in den Augenblicken zwischen Zubettgehen und Einschlafen zu hören: Wir sind so viele, von denen du nichts weißt. Doch wir

sind nur ein winziger Teil von noch viel mehr Gesichtlosen. Wie kannst du, Dajin, der aus dem Wald von Praiobab geholt wurde, dir in deinem Kinder glauben einbilden, du könntest irgend etwas richten?

Gegen die Langeweile kannte Vegsziber ein Kraut.

»Wie du weißt, Großer«, erklärte er, »durchquerten die Beni Rurech Maraskan, bis sie nach Boran kamen, wo ihr Weg endete. Dahinter gab es nur noch das Meer, dessen Ende wir nicht kennen. Hier in Boran lebten damals schon die Beni Reich. Beide Völker wurden zu meinen Vorfahren. Nun, sage mir Großer: Warum schufen die, die vor uns kamen, am Ende des Weges einen Ort der Gelehrsamkeit? Warum am Ende? Ich meine, daß das leicht einsichtig ist! Der Weg führt weiter. Nicht über Land, auch nicht über Wasser. Er ist von anderer Art.«

Dajin mußte nicht erst davon überzeugt werden, daß er wenig wußte. Dem ehemaligen Bauernkind und heimlichen Prinzen war das wohlbekannt. Also stimmte er Vegszibers Vorschlag zu, aus der Gelehrsamkeit Borans Nutzen zu ziehen. Das wiederum führte schnell zu einem minderen Streit.

Wer etwas auf sich gab im Königreich Maraskan, und dazu gehörte jeder, der seine Gedanken wert fand, auf Papier oder Pergament festgehalten zu werden, der schrieb in Tulamidya oder Garethi, den

Sprachen der Herrschenden. Deshalb legte man Dajin nahe, eine der beiden Sprachen zu erlernen. Er hielt nichts von diesem Ansinnen:

»Ist der Haran-ga-Haran nicht mehr der Herrscher Maraskans? Spricht er nicht mehr die Sprache des Herrschers? Wenn es die Gelehrten meines Reiches vorziehen, sich in Sprachen auszudrücken, die nicht die Sprache ihres Herrschers sind, so muß sich darum nicht ihr Herrscher sorgen.«

Damit war jedem klar, der bei dieser Äußerung zugegen war, warum der König keine der Herrschaftssprachen benutzte. Nicht weil er sie nie erlernt hatte, sondern weil er sie nicht sprechen wollte.

Dieser Mangel erwies sich als leicht behebbar. Wenn man dem König nicht vorlesen konnte, so mußte man ihm eben vortragen, was man zuvor gelesen hatte.

Vegsziber war mitnichten der einzige Bücherwurm Borans. Die Priester der Stadt rissen sich darum, vortragen zu dürfen. Wie schön, endlich jemanden gefunden zu haben, dem sie ihr Lieblingswissen aufbürden konnten!

Was den König interessierte, lernten sie schnell. Letztlich gewannen die, die sich am gekonntesten in der Volkssprache auszudrücken vermochten.

Boran, das sich langsam wieder erholte und sich dabei klammheimlich zu einer zweiten Hauptstadt

mauserte, begann die Gelehrten und Denkerinnen anzuziehen. Auch sie wollten dem König vortragen. Manchmal, weil sie sich Gold erhofften, oft, weil der Verweis darauf, daß sie dem Herrscher ihre Gedanken hatten unterbreiten dürfen, ihnen später Türen öffnete, die ihnen bisher verschlossen geblieben waren, oder nachträglich Mäzene bescherte.

Kein Wunder, daß für die Huld, vom Herrscher angehört zu werden, gelegentlich Münzen gereicht und wohl auch angenommen wurden.

Wen der Herrscher dann jedoch bis zum Ende anhörte und nicht durch Fragen wie ›Was willst du mir eigentlich sagen?‹ unterbrach, war nicht vorherzusehen, und wurde mitunter auch nachträglich nicht verständlich.

So etwa im Falle eines Gelehrten, der sich selbst den Namen Ruuzech gegeben hatte und zufällig aus demselben Landstrich stammte wie die Wezyrada Duchenijida.

»Es ist ein Denkspiel, Herrscher. Wie wir wissen, warf Rur den Weltendiskus. Damit begann die Veränderlichkeit, der ständige Wechsel von Werden und Vergehen, accurato: der Lauf der Zeit. Bevor Rur den Weltendiskus warf, gab es keine Veränderlichkeit, accurato: keinen Lauf der Zeit. So wird es auch sein, wenn Gror einstens den Weltendiskus empfangen wird, um seine Schönheit zu preisen. Denn

der Zwilling lobt nicht die Vergänglichkeit, sondern das Geschenk seines Geschwisters! Accurato: Die Zeit endet.«

»Ich kann dir bis hierhin folgen, doch worauf willst du hinaus?«

»Es ist ein Denkspiel, Herrscher, das ich noch nicht zu Ende geschildert habe. Nun nehmt an, Rur habe beschlossen, einen weiteren Diskus zu werfen. Auch bei diesem beginne die Veränderlichkeit, accurato: der Lauf der Zeit, sobald er der Hand des Schönen entgleitet. Nehmt an, Rur werfe den zweiten Diskus mit viel größerer Wucht als den ersten. Ergo fliegt er schneller. Ergo mag es gelingen, daß der zweite Diskus den ersten berührt. Die Frage ist, wann wird das sein? Die Veränderlichkeit begann für jeden Diskus beim Verlassen von Rurs Hand. Die Veränderlichkeit der einen Weltenscheibe weiß nichts von der der anderen, so es ihnen Rur nicht mitgeteilt hat, accurato: Ihr Zeitenlauf ist ungleich. Auf dem einen Diskus mag es Markttag sein, auf dem anderen Feuertag.«

»Gibt es Menschen auf deinem zweiten Diskus?«

»Das mag von mir aus so sein, Herrscher.«

»Dann werden die einen sagen, es sei Markttag, die anderen, es sei Feuertag. So halten sie es bereits jetzt, auch ohne daß Rur einen weiteren Diskus werfen muß.«

»Wohl. Doch in meinem Denkspiel handelt Rur wie beschrieben. Stellt Euch nun vor, daß ein Menschlein vom einen Diskus zum anderen hinüberspränge.«

»Das vermag ich nicht. Denn wie mich andere lehrten,

ist abseits des Weltendiskus etwas, das ihr Gelehrten Äthrajin nennt, bevölkert von den Geschöpfen der Häßlichkeit. Schon das kann ich mir nicht vorstellen. Die Geschöpfe jedoch wohl. Dein Springer müßte also dieses furchtbare Gefilde durchqueren.«

»Ihr vergaßt, daß sich beide Schöpfungen Rurs berühren. Der Äthrajin trennt sie nicht mehr. Was geschieht ergo? Wird der Springer am Feuertag auf dem einen Diskus abheben und am Markttag auf dem anderen ankommen? Doch wie will er das erreichen? Der Weg scheint einfach, ist auch durch die Berührung vorhanden. Aber müßte der Springer dazu nicht eine andere Lücke überspringen? Schließlich folgt dem Feuertag der Wassertag, danach folgen noch Windstag und Erdstag. Erst dann kommt der Markttag. So Rur ergo nicht andere Diskusse wirft, wo man den Wassertag, Windstag und Erdtag zählt, wird der Springer nie den anderen Diskus erreichen. Accurato: Beide Scheiben könnten sogar an derselben Stelle sein. Doch obwohl sie sich berühren sollten, können sie das nicht. Damit endet mein Denkspiel.«

»Nun beantworte mir, ob die Menschen auf dem zweiten Diskus, die du mir zugestanden hast, Gelehrter, mit denen auf dem anderen Klatsch austauschen können? Hören sie sich, wenn sie sich gegenseitig rufen?«

»Das habe ich mir nicht überlegt, Herrscher. Schließlich ist es nur ein Denkspiel.«

»Ich wünsche, daß du darüber nachdenkst. Ich wünsche,

daß du hier in Boran darüber nachdenkst. Ich wünsche, daß du mir berichtest, sobald du die Antwort kennst.»

Nicht einmal Vegsziber, der schließlich fast ein Jahr mit Dajin zusammengelebt hatte, verstand, was den König an den nutzlosen Denkspielen des Gelehrten interessierte und warum er ihn aufgefordert hatte, sich weiter mit ihnen zu beschäftigen. Es gab schließlich keinen anderen Weltendiskus.

Erst viel später begriff Vegsziber, daß der Gelehrte in Dajins Ohren Maraskan beschrieben hatte. Zwei Welten, die nichts voneinander wußten noch wissen wollten. Die Zeit hatte beide getrennt. Doch es gab einen Springer. Wenn er versagte, konnten dann die Welten trotzdem miteinander sprechen?

Weder Vegsziber noch Dajin oder der Gelehrte selbst ahnten, daß das Denkspiel eine gefährliche Wahrheit beschrieb. Keiner von ihnen kannte die Zukunft.

Debrasab fühlte, daß etwas im Entstehen war. Was es war, konnte sie noch nicht erkennen. Dazu hätte sie mindestens eintausend Augenpaare benötigt. Doch von denen, die über so viele verfügten, gab es wenige auf Maraskan. Der König sog Wissen auf. Er zog die Gelehrten nach Boran. Sie verließen die Stadt mehr oder weniger zufrieden und nahmen unbemerkt eine Botschaft mit, von der weder sie wußten noch der,

dessentwegen sie gekommen waren: Dem Herrscher sind nicht nur die Mächtigen des Reiches wichtig, sondern auch die großen Gedanken.

Auch wenn die Botschaft nie laut verkündet wurde, so war sie gewiß dafür verantwortlich, daß eines Tages auf der anderen Seite der Insel jemand die Frage, ob Stickerei die einzige Möglichkeit sei, ein Kleidungsstück zu verzieren, als wertvoll genug ansah, um darüber nachzudenken. Anschließend dauerte es nicht mehr lange, bis die erste Holzform geschnitzt, in Farbe getaucht und zum ersten Mal auf ein Stück Stoff gepreßt wurde. Bis der Stoff gegen Papier ausgetauscht wurde, dauerte es jedoch noch sehr viel länger.

Debrasab erahnte also, daß etwas im Entstehen begriffen war. Die Harani war neugierig, welchen Weg ihr Herrscher beschritte. Der Luftgeist verliebte sich jedoch erst nach dem Besuch Snakentorns.

6.

Eines Tages erinnerte sich Ornibijian an Dajins beschädigten Holzharnisch. Er ließ sich erklären, wo ein guter Handwerker zu finden sei, bestand jedoch darauf, die Rüstung selbst wegzubringen. Die *Langweiler* – die Gelehrten –, die neuerdings bei Dajin vorspra-

chen, waren nicht nach seinem Geschmack. Wenn sie wenigstens bewegende Geschichten von großen Taten oder Geheimnissen zu erzählen gehabt hätten!

So war der Gang zum Rüstungsbauer für Ornibijian eher Erholung als leidige Pflicht.

Es lag wohl daran, daß der König und sein Gefolge nicht mehr aufgeregtes Tagesgespräch waren – Boran hatte sich an ihre Anwesenheit gewöhnt –, daß sich der Handwerker nichts dachte und seinen Kunden nicht erkannte, als der mit dem Bündel unter dem Arm in seine Werkstatt trat.

Der untersetzte Mann mit dem Haarkranz lobte das edle Stück. Die Schnalle sei schnell ersetzt, mit der Ausbesserung der Bemalung müsse man sich wohl mehr Mühe geben, damit sie nicht gleich ins Auge spränge. Die Lamelle mit dem Sprung hingegen bedürfe noch lange keines Austausches. Doch als Ornibijian darauf bestand, daß auch dieser Makel behoben werden müsse, sah sich der Handwerker die Rüstung etwas genauer an.

Er beugte sich über den Harnisch, löste sämtliche Schnallen, entfaltete ihn und betrachtete ihn auch inwendig, »hm-hm-hm« murmelnd. Plötzlich richtete sich der Mann wieder auf und befahl barsch: »Verschwinde, und zwar schnell!«

»Wie bitte?« entgegnete Ornibijian, der meinte sich verhöhrt zu haben.

Diese Zögerlichkeit schien den Handwerker zu ärgern. Er rief laut ein paar Namen, griff gleichzeitig nach einem stacheligen Mordwerkzeug, das einem langstieligen Streitkolben ähnelte, und schon schoß auch ein bulliger Geselle des Meisters auf Ornibijian zu. Auch wenn dieser nicht verstand, was das zu bedeuten hatte, trat er blitzschnell aus dem Weg, griff in den Schopf des Angreifers, riß kräftig daran und verpaßte dem vorwärts Stolpernden noch einen Schlag in den Rücken, der ihn in ein Regal stürzen ließ. Das Gestell brach zusammen, überschüttete den Unglücklichen mit seinem Inhalt, darunter auch Tonkrüge, die beim Aufprall zerbarsten und Flüssigkeiten freigaben.

Rasch duckte sich Ornibijian, einem warnenden Gefühl folgend. Er tat gut daran, da die stachelige Keule ihn so um Haaresbreite verfehlte.

Welch unpassende Waffe für so einen! dachte Ornibijian, als der Schwung des verfehlten Schlags den Handwerker mit sich riß. Schon wollte er sich zum nächsten Streich rüsten, als er Ornibijians blitzschnell gezogene Klinge am Nacken spürte. Der Mann erstarrte.

»Ich weiß, daß es etwas unbequem ist, in dieser Haltung zu stehen, doch bedenke, daß ein Kopf schnell abgeschlagen ist«, warnte ihn Ornibijian. »Und du dahinten, denke ebenfalls daran.« Damit meinte er den Gesellen, der sich stöhnend aufrichtete.

Erst jetzt erschienen die anderen beiden Gehilfen des Rüstungsbauers.

Ornibijian hätte nie gedacht, daß es derlei gab! Das waren Geschichten, die man sich spät abends am Feuer erzählte! Geschichten von Handwerkern und Händlern, die es buchstäblich so meinten, wenn sie angaben, von ihrer Kundschaft zu leben. Wer durch die Vordertür hereinkam, den sah man niemals wieder, jedenfalls nicht in einem Stück.

Trotz der Klinge am Hals hatte der Rüstungsbauer noch immer nicht genug. »Holt endlich die Gardisten!« fauchte der Mann seine untätig dastehenden Gesellen an.

»Das werdet ihr bleiben lassen!« warnte Ornibijian. »Nennt ihr Strolche eure Kumpane denn jetzt Gar...?«

Er verstummte. Etwas schien hier gänzlich verkehrt. Der Rüstungsbauer war ihm schließlich empfohlen worden.

»Der Harnisch ist nicht gestohlen«, verteidigte sich Ornibijian. »Er gehört ... nun, das tut nichts zur Sache, einem guten Freund.«

»So lieb scheint dir dein Freund nicht zu sein, Mordbube!« gab der Handwerker von sich.

Mit einem Male hatte Ornibijian ein ganz ungutes Gefühl. Er merkte, wie sich Haare in seinem Nacken aufrichteten. So schnell er das Schwert aus der Scheide gezogen hatte, so schnell steckte es wieder darin.

»Was sagtest du eben?«

Nun dämmerte auch dem Rüstungsbauer, daß ein Mißverständnis vorliegen mußte.

»Du weißt wirklich nichts von dieser hinterhältigen Büberei?«

»Wovon redest du, Mann?«

Der Handwerker ging zu dem Harnisch.

»Was weißt du über Käferpanzer?«

»Man nimmt festes Holz, Eisenholz, das Schwert-
hieben widersteht.«

Der Handwerker verzog das Gesicht. »Das ist das Unbedeutendste daran. Ich meine nicht, daß hartes Holz unwichtig wäre; es ist der Zweck eines Harnisches, Schläge abzuhalten. Aber man verwendet eben nicht nur Eisenholz, sondern auch anderes. Welches man nun wählt, zumal in welcher Zusammenstellung mit anderen Hölzern, daran zeigt sich die Kunst. Jeder in meinem Fach hat seine Geheimnisse. Man kann etwa statt des rohen Holzes ... nun, das geht dich nichts an. Ich sage es dir ehrlich: Nicht alles an einem Holzharnisch ist sinnvoll. Manches wird nur angebracht, um andere aus unserem Fach hinters Licht zu führen, die vielleicht den Harnisch einmal in die Finger bekommen könnten. Sonst gäbe es keine Geheimnisse mehr. Der hauptsächliche Grund, andere Hölzer zu verwenden, besteht allerdings darin, daß Holzharnische Dschungelrüstungen sind. Ein Kämpfer,

der tagelang dem blutsaugenden Kropfzeug ausgesetzt war, der unter den Stichen und Bissen leidet, vielleicht sogar unter einem Gift der Krabbler, das nicht nur lästig juckt, sondern gar krank macht, solch ein Kämpfer, der nur im Kopf hat, bald wieder aus dem Wald herauszukommen, der taugt nur noch halb so viel.«

Er deutete auf eine der Versteifungen: »Das ist Kurin.«

»Ist das schlecht?«

»Nein, Kurinholz ist sehr beständig. Ich habe mir sagen lassen, daß einige Zauberer darauf schwören und es für ihre Stäbe verwenden. Entscheidend ist jedoch, zu welcher Jahreszeit der Kurinbaum gefällt wird. Sein Harz ist in manchen Monden giftig. Da hilft nicht einmal langes Ablagern. Es bleibt giftig. Nimm solches Holz, zimmere Möbel daraus und richte dein Haus damit ein. Du wirst keine Freude daran haben, Bruder!«

Er deutete beiläufig auf ein andere Stelle der Rüstung. »Das da könnte man für Maraszeder halten.«

Der Handwerker schenkte Ornibijian ein überlegenes Lächeln: »Ich bin ein Meister meines Faches! Das ist keine Maraszeder! Die Maserung stimmt nicht! Dennoch hat sich offenbar jemand viel Mühe gemacht, das Holz wie Maraszeder aussehen zu lassen. Warum? Yi'Chajastrauch, getränkt in Rauschgurken-

sud. Als wäre der Strauch allein nicht schon giftig genug!

Läge es nur an dem Kurinholz, das ganz bestimmt von einem Baum stammt, der zur falschen Zeit gefällt wurde, so würde ich sagen: das Werk eines gefährlichen Pfuschers. Aber das andere – und ich habe mir noch nicht alles angesehen – sagt mir: Da wußte jemand sehr genau, was er tat. Einigermaßen jedenfalls ... ich wäre geschickter vorgegangen. Kurz gesagt: Diese Rüstung soll ihren Träger töten. Er wird langsam vergiftet, wahrscheinlich ohne etwas davon zu bemerken. Ich könnte mir vorstellen, daß das einzige, das der Träger spürt, Schwäche oder Erschöpfung sind.«

»Wie lange dauert das?« fragte Ornibijian mit Grabesstimme. Urplötzlich hatte er das Gesicht eines jungen Mädchens vor Augen. »Wie lange muß man den Harnisch tragen?«

»Ich weiß nicht«, antwortete der Rüstungsbauer. »Ich bin kein Giftmischer. Da mußt du einen Apothekarius fragen. Ich kenne mich eben mit Holz aus.«

»Und bei einem Kind?«

»Ein Kind, das die Rüstung trägt? Ganz so jung dürfte es nicht sein, sonst paßt der Harnisch nicht. Nicht lange, will ich meinen. Nicht sehr lange«, entgegnete der Rüstungsbauer ernst.

Ornibijian verpflichtete den Handwerker und seine

Gesellen zum Schweigen und eilte zurück zum Palast.

Er paßte einen günstigen Augenblick ab, um mit Dajin alleine sprechen zu können.

7.

»Du hast keinen Beweis«, begann Dajin, nachdem er sich die Geschichte angehört hatte.

Ornibijian verstand die Welt nicht mehr.

»Die Rüstung kommt von der Königin. Was für eines Beweises bedarf es da noch?«

»Des Beweises, daß Balatravis davon wußte, daß der Harnisch gefährlich ist, Ornibijian. Hast du den? Hat dir mein Weib davon erzählt?«

Ornibijian sah Dajin düster an. Er verstand nicht, warum sich der König so gegen das Offensichtliche sperrte. Schließlich sprach Ornibijian etwas aus, von dem er sich schon oft gefragt hatte, warum er es bisher für sich behalten hatte. Das, was Sindijian ihm nach dem Sieg über die Baruune von Chuvuroab und Baneggyn anvertraut hatte, und was der Krieger ebenfalls nicht hatte beweisen können.

»Sie hintergeht dich nicht zum ersten Mal.«

»Gibt es denn einen zweiten Harnisch?« entgegnete Dajin leichthin, als ginge ihn das alles nichts an.

»Sie verriet dich bereits in den ersten Wochen. Sie war es, die unseren Feinden den Kriegsplan der Wezyrada verriet.«

Dajin zuckte die Schultern. »Es hat den Baruunen nichts genützt. Ich habe sie verbannt. Möglicherweise hat ihnen ihr Wissen sogar geschadet, weil sie sich blind darauf verließen.«

Ornibijan atmete tief durch. *Es hat ihnen nichts genützt.* Genau das hatte Dajin geantwortet, als ihm Duchenijida ihren Verdacht mitteilte.

»Du wußtest es also?«

Abermals zuckte Dajin die Achseln. »So viele Möglichkeiten gab es nicht. Ich zog das in Erwägung.«

»Und dennoch verschließt du dich ...« Ornibijan schüttelte den Kopf: »Nein, nein. Du weißt auch dieses Mal, daß ich recht habe. Dieses bruderlose Weib ...«

»Die Frau des Herrschers«, wies ihn Dajin zurecht. »Du sprichst über meine Gemahlin Balatravis. Außerdem lebe ich ja noch.«

»Die Kleine, die deinen Harnisch trug, würde das sicher auch gerne über sich sagen«, entfuhr es Ornibijan. Sein Ton wurde bitter: »Balatravis ist eine wunderschöne Frau. Das erkenn ich durchaus, Haran. Schließlich bin auch ich ein Mann. Wohingegen das dumme kleine Ding, das ihretwegen starb, zu seinem Pech nur eine Gemeine war.«

»Schweig!« befahl Dajin. Doch Ornibijian war nicht mehr aufzuhalten: »Ich hätte lieber mit Sindijian reden sollen. Er mochte die Kleine, auch wenn Barscheit seine Art war zu zeigen, daß er ...«

»Das wirst du sein lassen!« fiel Dajin scharf ein. Beide Männer funkelten sich einige Augenblicke lang an. Schließlich gab Ornibijian nach: »Du bist der Haran-ga-Haran, ich bin dein Buskur. Meine Pflicht besteht darin, dir zu gehorchen, und nicht darin, mit dir zu streiten.«

Er wandte sich zum Gehen.

»Ornibijian!« hielt ihn Dajins Stimme auf. Sie klang müde. »Balatravis ist schön, und es schmerzt, sie anzusehen ...«

»Die Dschunkarim warnen dich vor ihr!«

»... doch da, wo ich aufwuchs, gibt es vieles, das schön ist und gleichzeitig gefährlich«, fuhr Dajin unbeirrt fort. »Was erwartest du denn, daß ich tun sollte?«

»Was drohte wohl jemand anderem, der den Herrscher verriet und versuchte, ihn zu ermorden?« gab Ornibijian zurück.

»Ich kann nicht, und ich will auch nicht«, erklärte Dajin. »Der Gedanke, mich mit Balatravis zu vermählen, entsprang nicht meinem Geist. Ihr sagtet mir, ich müsse das tun, also tat ich es. So sieht die Abmachung aus: Ich sitze auf dem Thron Maraskans, und

Balatravis sitzt als meine Gemahlin daneben. Diese Abmachung werde ich einhalten. Was glaubst du denn, welchen Eindruck es erweckte, ließe ich sie jetzt, gerade ein Jahr später anklagen und vertreiben oder gar hinrichten? Wer würde mir glauben? Etliche wissen, daß die Vermählung zwischen mir und Balatravis nur einem einzigen Zweck diene.«

»Viele täten es!« entgegnete Ornibijian bestimmt. »Sehr viele. Sie stand bereits unter Verdacht, schuldig am Tode des sechsten Dajins gewesen zu sein. Und wenn ich mir jetzt überlege, was der Dschunkar Den-deran ...«

Ornibijians Gedanken rasten. Der Rüstungsbauer hatte Möbel erwähnt. Starb der sechste Dajin etwa nicht nur *in* seinem, sondern auch *durch* sein Bett?

»Wie merkwürdig, daß keiner der vielen Magier, die den sechsten Dajin am Leben hielten, etwas bemerkte?«

»Vielleicht wollten sie nicht«, hielt Ornibijian dagegen. »Mancher stellt sich blind. Warum sollte das nicht auch für Zauberer gelten? Ich sage, daß viele deiner Klage unbesehen Glauben schenken werden.«

»Und die, die es nicht tun? Ich will es nicht, Ornibijian, ich will es einfach nicht. Wenn ich nicht einmal ...« Er legte eine kleine Pause ein. »Ich will meinen Vätern nicht eines Tages unter die Augen treten und ihnen gestehen, daß ich mein Weib habe umbringen

lassen. Wenn sie es nicht schon vorher erführen. Was du sagtest, wird mir eine Warnung sein. Doch mehr nicht, Ornibijian. Und du wirst auch kein Wort mit Sindijian oder jemandem anders über dieses Gespräch wechseln. Du mußt nicht glauben, Ornibijian, daß mir der Tod des Mädchens Tsaryscha aus Ferdiab nichts bedeutete. So ist das nicht, Ornibijian. Wahrlich nicht. Ich habe sogar von ihr geträumt.«

(Doch hierin täuschte sich Dajin. Er hatte von einer anderen geträumt.)

Ornibijian war ganz und gar nicht zufrieden mit dem Ergebnis der Unterredung. Dajin hatte ihm zwar Gründe genannt, warum er nichts zu unternehmen gedachte, doch der Buskur traute ihm nicht. Von nun an wachte Ornibijian aufmerksam über alles, was aus Tuzak kam und mit Dajin in Berührung kommen konnte. Nach einiger Zeit kannte er einige Alchimisten, die keine Fragen stellten, wenn ein gewisser, stets unkenntlich verhüllter Besucher bei ihnen hereinsah, um ihnen etwas zur Untersuchung dazulassen. Manchmal nickten sie bestätigend, manchmal schüttelten sie entwarnend den Kopf. Nicht lange, und Ornibijians Miene verdüsterte sich, sobald er auch nur den Namen ›Tuzak‹ hörte.

Ugo Snakentorn war ein gefeierter Tänzer aus Festum. Dieses Schicksal war ihm nicht in die Wiege gelegt worden, denn wie die meisten Bewohner des frostigen Bornlandes wurde Ugo als Leibeigener geboren und zwar unter dem vollen Namen Ugo Schnakenstich. In seinem Geburtsdorf, das am Rande Sewerians lag, blieb Ugo nicht länger als unbedingt nötig. Als er gerade zehn war, rannte er weg. Sein Ziel war die große Stadt Festum, deren Luft, wie es Brauch war, Ugo nach Jahr und Tag frei machte. Als das Jahr verstrichen war, hatte Ugo jedoch längst eine neue Herrin gefunden.

Sie war eine der Fürstinnen Hesindendorfs, jenes Viertels von Festum, wo sich Künstler und Gelehrte gerne niederlassen. Anders ausgedrückt: Sie war eine allseits bekannte Schauspielerin.

Die Herrschaften mit den Zobelkragen auf den Pelzmänteln gaben viel Geld aus, um die Kunst von Ugos neuer Herrin bewundern zu können, und bisweilen noch weitaus mehr, um sich gründlich zu Narren machen zu dürfen.

Man ahnt, was kommen mußte, denn im Grunde ist die Geschichte alltäglich, obwohl sie für Ugo ein Märchen war: Die Schauspielerin entdeckte, daß der kleine Ugo Schnakenstich eine außerordentliche Be-

gabung zum Tanze besaß. Gesegnet von Hesinde und Rahja, sagt man in solchen Fällen gerne. Damit begann Ugos unaufhaltsamer Aufstieg. Doch zuvor galt es mit elegantem Sprung noch eine Hürde zu nehmen.

Man bedenke: Der Vorhang öffnet sich, Musik erklingt, und mit kleinen eleganten Schritten erscheint der Tänzer. Da entfaltet sich für viele die Magie!

Sie ist jedoch ein flüchtig Ding und gleich dahin, sobald die erste Stimme sich räuspert und flüstert: »Das ist der große Schnakenstich!«

Daß das nicht vorteilhaft sei, erkannten Ugo und seine mütterliche (nun, nicht immer) Freundin schon frühzeitig. Also feilte Ugo kräftig an seinem Namen und verwandelte sich in Ugo Snakenstew. Das schien eine gute Wahl zu sein. Sein Name klang ihm noch immer vertraut, aber dennoch würdig und alteingesessen.

Das ging solange gut, bis das Wetter umschlug. Als die ersten trotz Pelzmänteln mit roten, geschwollenen und vor allem verstopften Nasen umherliefen, da zeigte sich, daß Ugos neuer und alter Name doch etwas zu dicht beieinanderlagen. Die ganze Mühe war umsonst gewesen. Also raffte sich Ugo erneut auf und nannte sich fürderhin Ugo Snakentorn. Dieser Name erwies sich als witterungsbeständiger.

Nachdem Ugo einige Jahre in Festum bejubelt wor-

den war, beschloß er ins Liebliche Feld zu reisen. Das Königreich war damals ein noch junges Land mit sehr alter Geschichte und großen Städten wie Vinsalt, Kuslik oder Belhanka, wo man die Künste Hesindes und Rahjas sehr hochhielt. Ugo hatte außerdem erfahren, daß es sich dort gut leben ließe. Es sei denn, das Garethische Kaiserreich, von dem sich das Liebliche Feld noch nicht lange losgesagt hatte, dachte wieder einmal, es sei ein guter Einfall, seine entlaufenen Kinder in den Schwitzkasten zu nehmen und kräftig zu würgen, damit sie ganz gerührt wieder in seine offenen, mütterlichen (nun, nicht immer) Arme zurückkehren konnten.

Ugo Snakentorn hatte nun allerdings ein sehr unfestumisches Verhältnis zu Silber und Gold. Er hatte von seiner wohlthätigen Freundin gelernt, daß die klimpernden Scheibchen möglichst umgehend wieder aus der Tasche verschwinden mußten, damit sie ihn nicht beim Tanze störten.

Seinen Reiseplänen war diese Einstellung jedoch wenig dienlich. Da kam es ihm sehr gelegen, daß eine hohe Herrin, eine Königin gar, ihn einlud, vor ihr zu tanzen. Die Stadt, in der sie lebte, lag günstig auf Ugos Weg zur anderen Seite des Kontinents, so daß kein Umweg nötig war. Ugo versprach sich von dem Aufenthalt und der Darbietung seines Könnens, von der warmherzigen Königin mit genügend der lästi-

gen Metallscheiben bedacht zu werden, so daß sie für die Weiterreise ausreichten. Und er selbst mußte seine ganze Findigkeit aufbieten, sie vor Erreichen des gelobten Landes wieder loszuwerden. Die besagte Königin hieß, wie man sich bereits denken mag, Balatravis.

Was Ugo jedoch nicht bedachte war, daß bei allen Seereisen der Wind ein Wörtchen mitzureden hat. Der Wind, der gerade an der tobrischen Küste das Sagen hatte, hatte sich urplötzlich in den Kopf gesetzt, es gar nicht darauf ankommen zu lassen, daß jemand an Bord von Ugos Schiff sich herausreden könne, ihn nicht verstanden zu haben. Deshalb säuselte und flüsterte er nicht, sondern brüllte nach Leibeskräften, so daß Ugos Kahn – als Schiff mochte man ihn nach der Unterredung mit dem Wind nicht mehr bezeichnen – mit Ach und Krach den Hafen Jergans erreichte.

Dort wurde Ugo Snakentorn sogleich eine außerordentlich mystische Erfahrung zuteil. Zugegeben, erst nachdem er wieder mehr einem leidenden Menschen ähnelte als einem seit Tagen schon toten Fisch. Diese Erfahrung bestand für Ugo in einer Reise zurück zu seinen Ursprüngen. Der Kreis schloß sich – überaus passend und stimmungsvoll für einen Abstecher nach Maraskan.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Ugo wurde

nicht sofort wieder in den Stand der Leibeigenschaft versetzt. Es ging eher um seinen Namen. Schnakenstich, Schnakendorn – da sahen die Jerganer keinen großen Unterschied. Zwar galten auch in Jergan Schnaken nicht als Blutsauger, doch ob sie es wenige Meilen weiter südlich, wo der Wald begann, ebenfalls nicht waren, dafür wollte niemand die Hand ins Feuer legen. Anzuzweifeln war vielmehr, daß die vermuteten Dschungelschnaken keine sein sollten. Ganz gewiß war deren Kusinen – noch ein Stück weiter im Wald – zuzutrauen, daß ihnen statt eines Stachels Dorne wuchsen. Vermutlich waren alle Berichte über diese schrecklichen Schnakenverwandten, auch wenn man sie bisher noch nicht kannte, überaus verharmlosend. Man wußte schließlich, wo man lebte und mit wem man die geliebte Heimat teilte.

Für Ugo waren solche Meinungen Grund genug, rasch einzusehen, daß sein Name vielleicht wunderbar nach Jergan paßte, doch sicherlich nicht er selbst. Es galt also, möglichst schnell zu dem Hort zu gelangen, wo das Gold regnen sollte, damit er alsbald seine Reise zum Lieblichen Feld fortsetzen könne.

Tuzak?

Du willst wirklich nach Tuzak, Bruder? Bist du denn noch bei Sinnen? Keiner, der bei Trost ist, geht freiwillig nach Tuzak, noch dazu in den königlichen Palast!

Das wußte doch jeder, daß es gutem Tuzaker Benehmen entsprach, sich mindestens einmal im Leben an der Erstürmung des Palastes zu beteiligen und jeden zu erschlagen, den man darin vorfand! Da half es dann auch nichts zu behaupten, man sei der Ugojian Snakenspeer. Da hieß es trotzdem: Preiset die Schönheit und auf ein neues!

(... Leben.)

So schilderten es wenigstens die, die Ugo die Schauermärchen auftischten. Einen Grund, an deren Wahrheitsgehalt zu zweifeln, sah Ugo nicht. Denn so viele Menschen wie in Jergan, die mit langen, scharfen Klingen umherstolzten, hatte er in Festum nie gesehen! Ihm war, nach dem, was er gehört hatte, nicht ersichtlich, daß die Reisenden und Auswärtigen ihren Schnittern und Hackmessern nicht mehr Bedeutung zumäßen, als Wanderer anderswo ihren Spazierstöcken.

Ugo wurde von dem Geschwätz schließlich so kirre, daß er überzeugt war, eine Reise nach Tuzak hätte unweigerlich seinen Tod zur Folge. Gewiß erwarteten die dortigen Meuchler schon ungeduldig seine Ankunft. Zweifellos murrten sie bereits: Wo bleibt der säumige Snakenlanzer bloß? Das Bürschchen bildet sich wohl ein, wir hätten nichts anderes zu tun? Der kann etwas erleben, wenn er kommt!

Damit war Tuzak als Reiseziel gestorben – Pardon! – gestrichen.

Für Ugo stellte sich allerdings nach wie vor die Frage, woher er rasch genügend Gold bekommen sollte, um diesen Windfang vorm Haus des Totengottes unbeschadet verlassen zu können.

Jergan wurde von einem Fürsten regiert, der sich als Chertzak bezeichnete, aber anscheinend ein Haran war. Als wäre das nicht schon verwirrend genug, mußte Ugo, als er äußerte, vor dem Herrscher der Stadt und seiner Familie tanzen zu wollen, sich sagen lassen: »Der Chertzak ist der *phexischen* Kunst nicht zugetan.«

Hätte Ugo gleich geantwortet: »Ich will weder mit dem Fürsten, dem Chertzak oder ihrem Haran gemeinsam einen Einbruch begehen – noch mit einem der drei einen Handel abschließen«, so hätte sich das Mißverständnis in Windeseile aufgeklärt, und Ugo wäre aus dem Schneider gewesen.

Das tat er aber nicht.

Als Bornländer und strammer Zwölfgöttergläubiger war er der Ansicht, daß man allenfalls darüber streiten könne, ob die Tanzkunst ein Kind Rahjas oder Hesindes sei. Von Phex war dabei überhaupt nicht die Rede!

Das sah man in jedem anständigen Land so.

In jedem anständigen Land wußte man aber auch, daß Phexens rotpelziges Lieblingstier – am liebsten unbemerkt huschend – heimlich Gänse stahl. Und fraß.

Phex, Fuchs, da tat sich so wenig wie zwischen Schnakenstich und Snakenstew.

In keinem anständigen Land hingegen, außer dem, in dem sich Ugo leider aufhielt, ging man davon aus, daß Phexens kleine Lieblinge der Anblick von Schlangen, und seien sie noch so giftig, in helle Freude versetzen könnte. So sehr, daß sie, einladend lächelnd – dabei spitze, kleine Zähne zeigend –, die schmachtend Begehrten, die Zuckersüßen, die sie ohne Übertreibung zum Fressen gerne hatten, sofort zum gewagten Tanz aufforderten: springend, hüpfend, sich im Takt wiegend. Das Ganze endete gewöhnlich damit, daß die Viper ungefragt die Gans vertrat.

Im Lande des Mungogottes sah man eben vieles anders.

Doch wegen dieser kleinen Unterschiede dachte Ugo, als er von *phexischer Kunst* hörte, unweigerlich an Herrschaften mit breiten, fleischigen Gesichtern und Schweinsäuglein, die teure Pelzmäntel mit Zobelkragen trugen, besessen davon, Pergamente in winziger Handschrift zu beschreiben, sodann dem Arglosen zur Unterschrift vorzulegen, um ihn an einem fernen, unheilvollen Tag an etwas zu erinnern, das sich *Klausel XII* nannte und anscheinend wichtiger war, als es ursprünglich den Anschein erweckt hatte.

Zwar war Ugo gesagt worden, der Cherkak sei kein Freund dieser Kunst, doch wenn alles schon so an-

hing, was gab es da noch zu erhoffen? Wahrscheinlich nannte er seine Klausel nicht ›Zwölf‹, sondern gleich ›Faust‹, ›Kettengerassel‹ oder ›Richtbeil‹, was mitunter ohnehin auf dasselbe hinauslief. Hesinde und Rahja gepriesen, das mußte wirklich nicht sein!

Rettung kam schließlich in Gestalt eines der erwähnten Gelehrten. Es kostete den Mann wenig Mühe, Ugo dazu zu überreden, ihn nach Boran zu begleiten. Daß die Stadt deutlich abseits der ursprünglichen Route des gestrandeten Tänzers lag, spielte keine Rolle mehr. Ugo erschien der Gelehrte wie ein Sendbote der Götter, herabgestiegen von den lichten Höhen Alvarans. Er verzieh seinem Erlöser bereitwillig, daß er nur über ein Thema zu reden wußte – sich selbst – und das keineswegs spannend. Iwo!

9.

Ugo tanzte viermal in Debrasabs Palast. Da er zurecht als der Große Snakentorn bekannt war, stieß er sich nicht an der Eintönigkeit der Melodien, die die angemieteten Marandolinenzupfer und Dablatrommler ihren Instrumenten entlockten. Notfalls hätte sich Ugo mit einer melodischen Stimme als Begleitung begnügt und dennoch bewiesen, daß er auch ohne die Kraft der Magie zu zaubern vermochte.

Ugo schritt, trippelte, sprang und drehte Pirouetten. Das geschah mit einer solchen Leichtigkeit, daß es kaum vorstellbar war, seine Kunst könne dem Tänzer irgendwelche Anstrengung abverlangen. Die Musik verbarg das Knarren des Bodens, wenn er sprang, und das dumpfe Aufschlagen, wenn er aufsetzte.

Wenn Ugo tanzte, so verwandelte er sich fortwährend. Er war eine kraftvolle Weide, die schon immer am Ufer eines eisigen Baches irgendwo in Sewerien gestanden hatte. Er war der muntere Bach selbst, war ein Fisch, der im Wasser des Baches schwamm und sprang, war der Reiher, der den Fisch gefangen hatte und mit ihm zum Himmel emporstieg, war der Wind, der den Vogel trug und rauschend durch das Laub des Weidenbaums fuhr.

Am Morgen, nachdem Ugo zum dritten Mal getanzt hatte, sahen Ugo und Debrasab im selben Augenblick, jedoch aus den Fensteröffnungen verschiedener Wohntürme, hinab in den Hof.

Ugo wunderte sich. Er hatte sich in den letzten Tagen dem Gedanken ergeben, daß nicht nur der vielfältige Herrscher Jergans der angeblich phexischen Kunst abhold war. Der oberste Herr des Landes schien es genauso zu halten. Denn während sich die Harani und der Rest von Ugos kleinem Publikum an seiner Kunst ergötzen, schien der König nur mit

wachsamem Blick zu beobachten. Als warte er darauf, daß der Tänzer einen Fehler beginge.

(Im Nachhinein konnte sich Ugo nicht oft genug beglückwünschen, nicht nach Tuzak gereist zu sein. Wenn schon der König es vorzog, über Monde fern seiner stürmischen Hauptstadt zu weilen ... Und der sollte es eigentlich am besten wissen.)

Doch nun wunderte sich Ugo. Unter ihm tanzte der König.

Er stand an einem Ende des Hofes, den Rücken der Morgensonne zugewandt, einen langen Schatten werfend. Plötzlich rannte er und sprang. Es war ersichtlich, daß er mit seinem Sprung nachzuahmen versuchte, was er dem Tänzer abgeschaut hatte, wiewohl er dessen Können nicht nahekam. Das wiederholte sich zwei-, drei-, viermal. Kopfschüttelnd ging Ugo zum Treppenhaus. Er war neugierig geworden und suchte Gewißheit.

Debrasab wunderte sich nicht, sondern staunte.

Obwohl ihr Herrscher seit vielen Wochen ihre Gastfreundschaft in Anspruch nahm, nahm sie nun eine Seite an ihm wahr, von der sie nichts gewußt hatte. Der König genoß es, im Hofe zu springen, zu einem Tänzer zu werden, zu einem Teil von Bewegung und Sprung. So wie sie selbst danach strebte, mit dem Wind verbunden zu sein.

Nun trat ein zweiter Mann auf den Hof. Debrasab erkannte in ihm sofort den bornländischen Künstler. Er trat zum König, sprach mit ihm, ging einige Schritte weg, machte eine elegante Drehung und leitete mit schnellen Schritten einen federleichten Sprung ein.

Der König tat es ihm nach. Wieder sprachen die beiden Männer, dann wiederholte sich das Ganze. Nicht lange, und König und Tänzer sprangen im Duett. Unwillkürlich mußte Debrasab bei diesem Anblick lachen. Genauso unwillkürlich verliebte sich der Luftgeist irrtümlich.

Dajin blieb stehen, als der Tänzer aus dem fernen Land auf den Hof trat. Er, der nur die Mundart Praiobabs verstand, und Ugo, der zwar Garethi sprach, doch mit sewerischem Einschlag – ein Erbe, das Ugo Schnakenstich nicht so leicht losgeworden war wie seinen Namen –, waren bestimmt nicht die Geeignetsten, um ein Zwiegespräch zu führen. Seltsamerweise verstanden sie einander. Zwar nicht mit Worten, wohl aber mit Blicken, Mimik und Gesten. Diese wunderbare Verständigung mag dadurch zustande gekommen sein, daß sich an diesem Tage auf dem Hofe in Boran ein Kreis schloß, dessen erstes Stück beinahe vor dreißig Jahren gezeichnet worden war. Damals, als der längst tote Steuereintreiber einer gleichfalls toten Baruuna den beiden Vätern eines gelenkigen, kleinen Jungen

vorschlug, ihnen ihren Sohn zu entführen, damit er vor der allgewaltigen Herrin tanze oder in Kinderuniform paradiere.

Hätten sich Ugo und Dajin in Worten ausgetauscht, so hätten diese wohl ungefähr so geklungen:

»Wie ich sehe, inspirierte Euch meine Kunst, Majestät?«

»Ich sah dich etwas tun, Tänzer, das ich nun auch zu erreichen trachte.«

»Das ist?«

»Ich sah dich über deinen Schatten springen. Ich sah dich schneller sein als er.«

(Demütiges Schulterzucken, leises Lächeln:)

»Ihr täuscht Euch, Majestät. Weder ich noch sonst einer vermag derlei zu vollbringen. Eleganz täuscht Eure Sinne. Vieles an meiner Kunst ist Täuschung. Ihr seht eine mühelos schwebende Feder, doch Ihr seht nicht die Anstrengung, den Schweiß oder den bornischen Wolf, in den ich mich oft hernach verwandle, soweit es meine Eßgewohnheiten betrifft. Niemand springt über seinen Schatten, niemand enteilt ihm. Die Götter haben ihn an unsere Fersen geheftet, damit wir uns stets unserer Unzulänglichkeit erinnern sollen. Das war schon immer so.«

(Erhabenes Schulterzucken, eingestehendes Lächeln:)

»Dann sah ich dich offenbar nicht tun, was ich

vermutete, doch sah ich dich vollbringen, was dem sehr nahe kommt. Zeige mir, wie du es erreichst. Ich glaube nicht, daß uns die Götter Dinge erahnen lassen, nur um uns zu zeigen, was uns für ewig verwehrt sein soll. Das taten sie nie.«

10.

Glauht man den Erzählern auf den Basaren – und das ist angebracht, denn schließlich bekommen sie klingende Münzen für ihre Geschichten –, so findet Liebe stets ihre Gelegenheit und einen Weg.

Wäre Debrasab ihrer Schwester ähnlicher gewesen, so hätte sie sich gewiß mehr Gedanken über den Mann gemacht, dem sie von nun an eine andere Aufmerksamkeit schenkte als bisher. Über die Gemahlin dieses Mannes hätte sie sich wohl am wenigsten den Kopf zerbrochen. Das halbe Reich wußte, was von der Vermählung zu halten war, und so oft, wie der Herrscher seine ferne Gattin erwähnt hatte – nämlich nie –, wußte er es auch. Balatravis endlich wußte es bestimmt.

Debrasabs fruchtbare Schwester hätte vielmehr die möglichen Folgen einer solchen Verbindung bedacht. Könige konnten Bastarde zeugen, Königinnen gebären grundsätzlich keine. Doch den Verbindungen

zwischen Königen und Haranis entsprangen keine gewöhnlichen Bankerte, sondern Thronfolger. Die wiederum wären bei der fernen Gemahlin bestimmt nicht auf Gefallen gestoßen, da sie der Macht näher standen als Balatruvis, die nur neben dem Thron saß.

Doch daran dachte der Luftgeist nicht. Gelegenheit und Weg, beides war leicht zu finden, da es galt, offene Türen einzurennen. Debrasabs herrschaftliche Art, sich zu bewegen, hatte Dajin auf den ersten Blick gefesselt. »Sie müßte statt meiner Herrscherin sein!« hatte er damals gedacht.

Halten wir es also kurz: Der Luftgeist, der nie gelernt hatte, sich dem Joch der Zeit zu fügen, traf den Parder, der schneller laufen wollte als sein Schatten.

Debrasab erwachte spät und allein. Es ging ihr so gut, daß sie mit einem strahlenden Lächeln die Augen aufschlug. Sie richtete sich auf, eine Hand griff zum Klingelzug neben dem Bett, zog daran, und alsbald erschien eine der Hofdamen. Sie lächelte ebenfalls, jedoch verschwörerisch.

»Richte dem König aus, daß es mir eine Freude wäre, geruhte er, mir zum Frühstück Gesellschaft zu leisten.«

Immer noch lächelnd eilte Debrasabs Dame davon, um die Einladung zu überbringen. Sie war bald zurück und wirkte nun etwas verstört.

»Er befindet sich im Aufbruch.«

Urplötzlich schlug Debrasabs Herz bis zum Hals. Etwas Wichtiges mußte vorgefallen sein.

»Ist heute morgen ein Bote eingetroffen?« fragte sie besorgt, während sie aus dem Bett stieg und sich ein Gewand überstreifte.

»Meines Wissens nicht«, beantwortete die Hofdame die Frage ihrer Herrin. Auch kein neuer oder besorgniserregender Klatsch sei ihr zu Ohren gekommen, bekundete sie auf Nachfrage, als sie im Schlepptau ihrer Herrin zu den Gemächern des Königs eilte.

Dort sah alles genauso aus, wie es die Hofdame berichtet hatte. Der König verstaute Gepäck in Pferdetaschen – als gäbe es keine Dienerschaft im Palast! Der Lange mit den schwarz-gelben Haaren unterhielt sich mit der Buskura mit dem unmöglichen Namen, ein Dritter stand schweigend daneben. Gesinde lief ein und aus, brachte Dinge oder trug sie weg. Durch das Fenster drang das Hufgeklapper von Pferden, die auf den Hof geführt wurden. Dajin sah Debrasab und nickte knapp.

»Was ist geschehen?« rief sie.

»Nichts, Harani«, antwortete Ornibijan. »Der Haran-ga-Haran hat sich kurzfristig entschlossen, zwei, drei kleinere Fischerdörfer aufzusuchen. Ein Stück nördlich von hier. Daran ist nichts Großartiges. Wir werden in ein, spätestens zwei Wochen zurück sein.«

Jetzt, nachdem sich Boran von den Folgen des Machtwortes, das der Wald gesprochen hatte, weitgehend erholt hatte, war an dem Vorhaben eigentlich nichts Ungewöhnliches. In letzter Zeit hatte sich Dajin bisweilen den Streifzügen seiner Buskure angeschlossen. Aber er hatte nichts von seinem heutigen Plan verlauten lassen, weder an den verflossenen Tagen noch während der vergangenen Nacht, in der wenig gesprochen und noch weniger verstanden worden war.

»Warum die Eile? Besteht ein triftiger Grund?«

»Nein, nur daß er sich eben ...« Ornibijian stockte und warf einen raschen Blick von Debrasab zu Dajin. Ein nachdenklicher Ausdruck trat auf sein Gesicht.

»Er hat sich den Ausflug eben in den Kopf gesetzt.«

Dajin sah auf, sagte etwas, Ornibijian übersetzte: »Es besteht kein Grund zur Beunruhigung.«

Das geschäftige Treiben ging weiter. Die Harani stand da, starrte, sah zu Ornibijian, der sich unschlüssig war, ob er schweigen oder das Gespräch fortführen solle, aus dem er gerade herausgerissen worden war. Töpel suchte mit einer Berührung seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Zwar vergaß Debrasab keinen Herzschlag lang, daß sie zu den wenigen Menschen gehörte, die über das Schicksal des ganzen maraskanischen Volkes bestimmten, also jedes einzelnen um sie herum, abgesehen von einem einzigen. Dennoch kostete es sie

Überwindung, in die Hände zu klatschen und zu befehlen: »Die Harani von Boran wünscht mit dem Herrscher Maraskans allein zu sein.«

Das Gesinde befolgte die Anweisung sofort. Die Buskure blickten zu Dajin. Der nickte, und zwei aus der Dreiergruppe verließen das Gemach.

Gerade noch rechtzeitig ergriff Debrasab den Arm ihrer Hofdame und hinderte sie, ebenfalls zu verschwinden.

Sie sah zu Ornibijian, der ihrem Blick einige Wimpernschläge lang standhielt, dann zu Dajin sah und schließlich, nach dessen Erlaubnis, als letzter ging.

Mißmut darüber, daß sie eine dritte Person benötigte, wenn sie mit Dajin reden wollte, stieg in Debrasab auf. Ihrer Hofdame war der Unmut ihrer Herrin und dessen Grund nicht verborgen geblieben. Sie stand mit eingezogenen Schultern und roten Ohren da.

»Was ist das?«

»Wie ich sagte«, übersetzte die Hofdame. »Kein Grund zur Besorgnis. Wir werden in wenigen Tagen zurück sein.«

»Das meine ich nicht.«

Dajin verstaute wortlos einen weiteren Gegenstand in der Satteltasche.

»Ich weiß«, antwortete er nach einer halben Ewigkeit. »Ich muß. Ich bin der Haran-ga-Haran.« Etwas wie Spott glimmte plötzlich in seinen Augen. »Ich

kannte nicht viele Tage in meinem Leben, in denen ich auch der Haran meiner selbst gewesen wäre. Ich trage eine erdrückende Last auf meinen Schultern. Mich drängen viele Pflichten, die ich zu erfüllen habe. Du gehörst nicht dazu, Schwester.«

Möglicherweise sagte Dajin noch etwas zwischen dem Augenblick, als er die Satteltasche zuschnürte, und dem, als sich die Tür hinter ihm schloß. Vielleicht hatte auch die Hofdame entschieden, kein weiteres Wort mehr zu übersetzen, so sie nicht ausdrücklich dazu aufgefordert wurde. Debrasab erinnerte sich später nicht mehr an die Einzelheiten. Alles was sie noch wahrnahm, war ein Rauschen in ihren Ohren, das stetig an Höhe zunahm und schließlich in ein Pfeifen überging. Ein Geräusch, verursacht von einem pfeilschnell dem Boden entgegenstürzenden Luftwesen, dem die zarten Flügel herausgerissen worden waren.

Gegen Mittag erwachte der Luftgeist aus der Betäubung des Aufpralls. Die Schürfwunden auf Debrasabs Seele näßten.

Pflicht? Was war die Pflicht? War sie, Debrasab, die Pflicht? War die gemeinsam verbrachte Nacht Pflicht gewesen?

Nein, schlimmer. Ich habe Pflichten, hatte er gesagt. Ich habe wichtige Pflichten. Sie sind wichtiger als du!

Das war nicht nur unfaßbar, sondern lag außerhalb von Debrasabs Vorstellungsvermögen. Sie war es nicht gewohnt, zurückgesetzt zu werden, hatte derlei noch nie erlebt. Sie war die Tetrarchin von Boran, auch wenn sie sich jetzt Harani nannte, und sie war die Tochter eines Tetrarchen. Niemand wies eine Harani ab, niemand bedeutete der Tochter einer alten und mächtigen Familie, daß es wichtigeres geben könne als sie! Niemand wagte das!

Und dennoch war es geschehen.

Was bildete er sich ein? Daß sie eine seiner Bäuerinnen sei ... Debrasab nahm den Gedanken gleich wieder zurück. Sie hatte schon lange gelernt, in Dajin nicht mehr die willfährige Stabpuppe des Harans von Sinoda zu sehen, die zum richtigen Zeitpunkt aus dem Dschungel geholt worden war. Das machte alles noch schmerzhafter und unverständlicher.

Stumm, allein mit ihrer Einsamkeit, machte Debrasab dem Abwesenden Vorwürfe, die sie in seiner Anwesenheit nicht laut ausgesprochen hätte. Die Mächtigen Maraskans machten ihren Königen nie Vorhaltungen. Wenn sie ihnen etwas vorzuwerfen hatten, so hoben sie Heere aus und stießen den Herrscher vom Thron. So war es Landessitte.

Doch so weit wollte Debrasab nicht gehen. Dazu war sie auch viel zu zerrissen, zu unfähig, dem, der sie mißhandelt hatte, ein Gesicht zu geben. Ein Aus-

sehen, das gleichzeitig auch zu dem Menschen paßte, der nach Boran gekommen war, als erstes sein Hab und Gut verschenkt hatte, danach bei ihr erschienen war, um ihr aus ihrer Notlage zu helfen: ohne Ansprüche, ohne Forderungen, obwohl er wußte, daß er beides stellen konnte. Hart und großzügig, verletzend und selbstlos – das paßte nicht zusammen, das wollte sich nicht fügen.

Nach Tagen seelischen Wundfiebers gelangte Debrasab zu einer nicht sehr tröstlichen Erkenntnis. Immerhin konnte die Harani für sich verbuchen, sie schneller gefunden zu haben als zwei Frauen namens Idrajida und Karhimasab, die auf der anderen Seite Maraskans lebten. Doch vielleicht lag das auch nur daran, daß die Zeit inzwischen schneller verflog und der Weltendiskus wieder ein Stück näher bei Gror war.

Idrajida und Karhimasab kannten Dajin, schließlich waren beide mit ihm verheiratet gewesen. Hätten beide mit Debrasab bei einer Tasse Tee zusammensitzen können, so wäre es einerlei gewesen, wer die bitteren Worte ausgesprochen hätte: »Dajin Derfromold handelt nicht aus dem Herzen, sondern weil er muß. Er denkt, es gäbe niemand anderen als ihn. Dennoch ist keine Liebe in ihm, vielleicht weiß er nicht einmal, was das Wort bedeutet.«

Selbstverständlich hätte Dajin heftig widerspro-

chen, wäre er ebenfalls ein Teil dieser unwirklichen Runde gewesen.

Nach der angekündigten Zeit kehrte Dajin mit seinem Gefolge wieder nach Boran zurück. Er sprach nicht darüber, was ihn zu dem Exkurs getrieben hatte, und Debrasab schwieg ebenfalls. Oberflächlich betrachtet schien alles wieder so zu sein, wie es vor der Ankunft Ugo Snakentorns gewesen war. Niemand ersehnte oder begehrte, was einfältige Brisen raunten. Ornibijian neigte zur Nachdenklichkeit und sah oft düster in die Welt. Dajin wirkte so, als läge ihm ständig ein Wort auf der Zunge, das nur darauf wartete, endlich ausgesprochen zu werden. Debrasab schließlich verspürte nicht mehr die Stimmung eines bevorstehenden Aufbruchs, wie in den vergangenen Wochen.

Das änderte sich bald.

11.

Niemand wußte genau, was der König vorhatte. Fragte man ihn, so antwortete er gleichbleibend, daß er keines Rates bedürfe. Er habe nun lange genug den Weisen seines Reiches gelauscht. Nur die Harani schien mehr zu wissen, hüllte sich jedoch in Schweigen.

Dennoch sickerte bald durch, daß sie mit der Entscheidung des Herrschers nicht einverstanden sei. Die, die vorgaben, Näheres in Erfahrung gebracht zu haben, berichteten, die Harani habe sogar bekundet, der Rede des Herrschers – ja, eine Rede wollte er halten! – fernzubleiben. Dem fügten andere hinzu, die behaupteten, alles ganz genau zu wissen, daß der König geantwortet habe: »Ich mache dir keinen Vorwurf daraus. Aus dir spricht Weisheit. So wird niemand – wie schon einmal zuvor – glauben, ich sei der Mund eines Harans oder einer Harani!«

Verläßlich wußte man nur, daß der Herrscher Maraskans auf dem Platz in der Mitte Borans eine Ansprache halten wollte. Ob mit einer Bekundung zu rechnen sei, einem Erlaß oder gar einer Kriegserklärung, stand in den Sternen.

Schreiber sollten zugegen sein, die die königlichen Worte festhalten und ins Tulamidische und Garethische übertragen würden, damit die Boten, die ebenfalls bereit zu stehen hatten, was auch immer sogleich in alle Winkel des Reiches – die zugänglichen jedenfalls – tragen könnten.

Am Tag von Dajins Rede war ganz Boran auf den Beinen. Auch aus dem Umland waren viele in die Stadt geströmt, Gemeine und Adel. Diejenigen, die bei der Krönungsansprache in Tuzak zugegen gewesen waren oder davon gehört hatten, brachten sich

vorausschauend Begleiter mit, die der Volkssprache mächtig waren.

Gardisten der Harani hatten ein Drittel des Platzes um den großen Tempel herum abgeriegelt. Die Priesterschaft war damit einverstanden gewesen, da es noch immer einen freien Eingang gab, durch den Gläubige den Zwillingsstempel betreten oder verlassen konnten. Ohnehin hätte eine Absperrung des gesamten Platzes wenig Sinn ergeben, da ja vielen durch das Bauwerk in seiner Mitte der Blick auf den Sprecher verwehrt gewesen wäre.

Ornibijian, der ein Auge für Einzelheiten hatte, entging nicht, daß Dajin mit der geplanten Rede die Anlehnung an zwei andere öffentliche Auftritte suchte. In Boran hätte es geeignetere Örtlichkeiten gegeben als den ringförmigen Platz um den Tempel. Dajin hätte etwa von einem Balkon des Palastes aus sprechen können. Die getroffene Ortswahl erinnerte Ornibijian an den Tag, als der damalige Prinz seinen Anspruch auf den Thron bekanntgab und später vor dem Tuzaker Tempel die Vereinbarung mit Balatavis traf. Die Rede an sich erinnerte ihn hingegen an die Krönung.

Dajin hatte seit ihrer ersten Begegnung in der Silbermine viel gelernt, urteilte Ornibijian.

Doch damit endeten die Ähnlichkeiten. Dieses Mal hastete Dajin nicht von einem Ort zum anderen,

wohlbehütet von Leibwächtern, die jeden Augenblick damit rechneten, die Schwerter ziehen zu müssen, um das Leben ihres Schutzbefohlenen zu verteidigen. Ebenso wenig strebte eine glanzvolle Prozession dem Ort der Ansprache entgegen, mit Bannerträgern, einem Podest, auf dem der Herrscher saß, gekleidet in einen Mantel mit langer Schleppe.

Im Gegenteil.

Nur mit Mühe hatte Dajin überzeugt werden können, nicht den Zug anzuführen, sondern zu erlauben, daß einige Gardisten vorangingen, die eine Gasse im Menschengewühl bahnen sollten.

Doch gleich hinter ihnen kam Dajin. Er ritt auf einem Pferd und trug eine Rüstung, jedoch kein Schwert. Ihm folgten zu Fuß die Buskure und Buskuras, die gerade in Boran weilten. Einige waren allseits bekannt und berühmt, andere waren gerade frisch ernannt worden und stolz darauf, dabei sein zu dürfen. Insgesamt ein knappes Dutzend. Den Abschluß bildeten die Schreiber. Keine Fahnenräger, keine Bläser, niemand sonst.

Als der Zug den Tempel erreicht hatte, wendete Dajin sein Pferd. Er stieg nicht ab, da er vom Rücken des Tieres aus zu sprechen gedachte. Hinter ihm bildeten die Buskure eine Linie. Die Schreiber setzten sich auf den Boden und legten ihre Schreibunterlagen auf die Knie.

Es begann.

»Hört, mein Volk, hört, meine Vasallen! Zu euch spricht der Haran-ga-Haran. Hört mir zu, Bruderschwestern, ich habe euch Wichtiges zu verkünden!«

Das Tempeldach, das üblicherweise von der Priesterschaft zum Flanieren und zur Muße genutzt wurde, war fast leer. Denn das Geschehen vor dem Tempel betraf Angelegenheiten des Königreiches und der Herrschaft, Dinge, aus denen sich die Priesterschaft Rurs und Gors möglichst heraushielt. Nur ein einziger Priester war zu sehen. Er saß am Dachrand und ließ die Beine baumeln. Die Angehörigen des Tempels hatten ihn nicht davon abzubringen versucht. Ihnen war bekannt, daß den kleinen, kauzigen Mann eine alte Freundschaft mit dem Herrscher verband.

Unten kam Dajin ohne Umschweife zur Sache.

»Ich erkläre, daß es richtig ist, daß mein Volk meinen Vasallen gehorche. So soll es sein!

Ich erkläre, daß es falsch ist, daß mein Volk der Besitz meiner Vasallen sei. So soll es nicht sein!

Denn das Volk meines Reiches gehört nicht einmal mir, der ich euer aller Herr bin. Wie kann es also einem anderen gehören?«

Um ein Haar wäre Vegsziber vom Dach gestürzt. Er konnte nicht glauben, was er da eben gehört hatte. Was hatte der einstige Gefährte vor? Verlangte ihn

danach, sich mit gut gewählten Worten um den Thron zu reden, indem er den gesamten Adel des Landes gegen sich aufbrachte?

Unter den Zuschauern war Unruhe ausgebrochen. Den Adligen aus der Umgebungen war anzusehen, daß sie mit sich rangen, ob sie ihrer Anwesenheit gleich ein Ende setzen oder abwarten sollten, was der König ihnen außer ihren Untertanen noch streitig zu machen gedachte.

Dajin schaffte sich Gehör, indem er die Arme hob. »Ich bin noch lange nicht fertig. Lauscht!«

Nun wandte er sich an die Adligen: »Ich bin nicht hier, meine Söhne und Töchter, um euch zu schelten oder zu berauben. Ich bin hier, um euch das Erbe zurückzugeben, das euch viele Jahre vor eurer Geburt gestohlen wurde.«

Dajin hatte eine lange Rede angekündigt. Wie zum Beweis begann er sogleich über die Anfänge Maraskans zu sprechen. Sachverhalte, die den Gebildeten bekannt waren, und die denen, die sie nicht kannten, wie Basarmärchen erscheinen mußten, denen die rechte Würze fehlte. Doch Dajins erste Sätze sicherten ihm die Aufmerksamkeit aller. Er sprach über die ersten mittelreichischen Siedler, die die Not in die junge Provinz getrieben hatte, oder die auf Befehl ihrer Herren zur Besiedlung gezwungen worden waren. Ebenso über den Stamm der Beni Rurech, der hoffte,

in Maraskan einen sicheren Platz vor den Verfolgern seines Glaubens zu finden.

Dajin beschrieb die beiden Siedlergruppen als *Flüchtlinge aus Not* und *Flüchtlinge aus Hoffnung*.

»Beide Völker verband der Wunsch glücklich zu sein. Das war kein großer Wunsch, denn so hat Rur die Welt geschaffen: als herrliches Geschenk. Deshalb wurde aus beiden Völkern eines. Doch der Herrscher Maraskans gebietet heute über zwei Völker, die sich fremder sind als Beni Reich und Beni Rurech. Keine Sehnsucht verbindet sie und keine Hoffnung. Ihr Band besteht darin, daß das eine Volk der Besitz des anderen ist. Ihr Band ist Demütigung und Gefangenschaft. So hat Rur die Welt nicht geschaffen!«

Nun wurde es erst recht unruhig. Der größte Teil der Anwesenden wirkte erschrocken, als rechne er damit, daß der aufrührerische Redner jeden Augenblick ergriffen und in den Kerker geworfen werden müsse, und jeder, der ihm zugehört hatte, gleich mit. Die Adligen hingegen schimpften laut oder wandten sich zum Gehen.

Ein vielfach von den Häuserwänden abprallender Schrei Dajins lies sie verharren. Der Schrei klang wenig menschlich, eher wie das Brüllen eines wilden Tieres. Der, der ihn ausgestoßen hatte, sah gefährlich aus, wie ein fleischgewordenes Verhängnis, das aus dem Herz der Insel seinen Weg in die Stadt gefunden hatte.

»Zu euch spricht der Haran-ga-Haran! Ihr werdet euch anhören, was er zu sagen hat! In mir ist Zorn! Zorn darüber, daß meine Vasallen bestohlen wurden, Zorn darüber, daß eure Mütter und Väter belogen wurden, als sie arglose Kinder waren!«

Diese verwirrende Behauptung sorgte tatsächlich dafür, daß die, die den Platz verlassen wollten, Dajin wieder ihre Aufmerksamkeit schenkten.

»Vor langer Zeit strebten die Mütter eurer Mütter und die Väter eurer Väter danach, ein Königreich zu schaffen, das ihnen alleine gehörte. Sie waren tapfer wie ihr, doch sie unterlagen den fremden Eroberern, die entschlossen waren, ihnen das zu nehmen, was uns alle verbindet, das Wissen um die Gnade Rurs und die Schönheit der Welt. Das gelang ihnen zwar nicht, doch sie verließen uns dennoch nicht ohne Beute. Sie raubten dem Volk Maraskans die Anführer, auf deren Schutz und Fürsorge es immer gebaut hatte. Sie raubten euch, Vasallen, die Ehre, diejenigen zu sein, die voransritten und den Weg wiesen, diejenigen zu sein, denen alle vertrauten, diejenigen zu sein, die in den Erzählungen ihres Volkes zu Legenden wurden!

Die Tyrannen erschlugen die Eltern und lehrten ihre unmündigen Kinder, daß Herrschaft sich selbst genüge. Daß es gleichgültig sei, über wen sie herrschten. Doch wenn so der Wille Bruder Praios' und der

anderen Diener Rurs gewesen wäre, hätten sie dann nicht gesagt: Beherrscht das Gras, beherrscht die Steine, beherrscht das Phraischaf!

Doch Rurs Diener schenken meinen Vasallen ein tapferes Volk, das sich nicht scheute, in den Wäldern Maraskans seine Dörfer zu errichten. Warum sollten die Harans, Baruune und Dschunkarim meines Reiches die Obersten von Gedemütigten und Furchtsamen sein wollen, wenn sie die Vordersten der Stolzen und Großartigen sein könnten?

Eure Großmütter und Großväter waren nicht tapferer als ihr, aber viel reicher.

Die Tyrannen sind lange fort, meine Vasallen. Nun ergreift euer verdientes Erbe! Wacht auf, Beni Reich, wacht auf, Beni Rurech, steht auf, Beni Maraskan!«

Niemand jubelte, niemand klatschte, niemand murrte. Das einzige, was das tiefe Schweigen durchbrach, war der Hufschlag von Dajins Pferd. Selbst die Buskure brauchten einige Herzsschläge, bis sie aus der allgemeinen Erstarrung erwachten und daran dachten, Dajin hastig hinterher zu eilen. Nicht anders erging es den Schreibern, die nun eifrig auf ihre Pergamente kritzelten, was sie in den letzten Augenblicken zwar gehört, aber aufzuschreiben versäumt hatten. Und nicht anders erging es Vegsziber auf dem Dach.

Wer hatte da eben gesprochen? fragte sich der Prie-

ster. Dasselbe zerrissene Geschöpf, das er vor drei Jahren getroffen hatte, als es seinen Tod suchte. Oder hatte ihm eine Gewalt, so mächtig wie ein ganzes Land, ihre Stimme verliehen? Der alte Freund und Herrscher hätte alles sagen können, erschien es Vegsziber plötzlich. Bedeutsam waren nicht die Worte, sondern die Inbrunst, mit denen sie gesprochen worden waren.

Mit einem Mal mußte der kleine Mann lächeln. Diese List war es wert, im Gedächtnis behalten zu werden: Befehle zu erteilen, die den Interessen derjenigen, die sie erfüllen sollten, gänzlich entgegenliefern, die unwillkommenen Pflichten aber gleichzeitig so hinzustellen, als seien sie Vorrechte. Schlau.

Dann wurde der Priester unruhig. Dajin hatte es schon wieder getan!

Vegsziber zog seine Beine aufs Dach, erhob sich und rannte zum Eingang des Treppenhauses. Er eilte die spiralförmige Treppenflucht hinab, zwei Stufen auf einmal nehmend, hetzte durch die Tempelhalle zum Ausgang und quetschte sich zwischen einigen Priestern hindurch, die an der halboffenen Tür gestanden und gelauscht hatten. Draußen schlug er schwer atmend einen gemessenen, würdevolleren Schritt an.

Er hatte es schon wieder getan!

Schon als es um die Rettung Borans gegangen war, hatte sich Dajin nicht auf seine Autorität als König gestützt, sondern auf die des Glaubens. Nun wieder-

um. So sprachen Tetrarchen. Keine Tetrarchen, wie die Harani oder ihr Vater gewesen waren, sondern echte Tetrarchen, wie es sie in der Zeit der Glaubensunterdrückung gegeben hatte oder während der Wanderschaft der Beni Rurech.

Einem König stand das nicht zu.

Dajin bewegte sich auf einem schmalen Grat.

Tetrarchen waren die weltliche Verkörperung des Glaubens. Daher war ihr Wort Gesetz, und sie selbst waren unantastbar.

Das traf auf einen König beileibe nicht zu.

Dajin mochte zwar diejenigen beeindruckt haben, die ihn sprechen hörten, doch was war mit denen, die dieselben Worte nur als leblose Schriftzeichen auf Pergamenten sähen?

Als Priester war es für Vegsziber leicht, in den Palast zu gelangen. Dort war die Stimmung geteilt: Manchen erschien Dajin wie der wiedergeborene Rurech, den sie mit feuchten Augen bewundern wollten, nach Ansicht anderer hatte er dem Adel Maraskans soeben den Krieg erklärt.

Die Harani stand dazwischen. Als Vegsziber hinzu-
stieß, erklärte sie gerade: »Der Herrscher Maraskans handelte gegen meinen Rat. Er ist kühn, und ich verstehe sein Anliegen. Doch er hätte seinen Willen in Tuzak bekannt geben sollen, geschützt von den Bewaffne-

ten seiner Kriegs-Wezyradim. Wenn der Adel gegen den Herrscher aufbegehren sollte, so muß die Harani von Boran auch an ihr eigenes Erbe denken. Sie kann ihrem Gebieter nur so lange folgen, wie das Vermächtnis ihrer Familie und ihrer Vorfahren nicht gefährdet ist.«

»Der Haran-ga-Haran handelt nicht *in* Furcht«, antwortete Dajin leise. »Er regiert auch nicht *durch* Furcht. Herrschaft, die auf Furcht aufbaut, muß scheitern. Ich habe meinem Volk sein Erbe gezeigt. Nun erwarte ich seine Einsicht.«

Entgegen dem Gerede von drohender Gefahr bat Ornibijian wenige Tag später Dajin unerwartet um Urlaub. Er wolle seine Mutter besuchen, sagte er. Dajin sah nichts, das gegen Ornibijians Reisepläne sprach. Er möge Ramelusab Grüße bestellen, sagte er, und so lange in Sinoda bleiben, wie er es für richtig hielte.

Dajins zweite Thronrede teilte den maraskanischen Adel in drei Teile. Einen Teil hatte es vorher schon nicht geschert, was der König von sich gab. Dieser Teil sah keinen Grund, etwas an seiner Einstellung zu ändern. Ein weiterer Teil wünschte sich, daß die Herrschaft Dajins VII. – des Frommen, wie ihn immer mehr der närrischen Untertanen nannten – möglichst bald ende. Doch bei erstaunlich vielen fiel seine Rede auf

fruchtbaren Boden. Bei denen, die sich schon lange gefragt hatten, was die Bestimmung des Königreiches sei, und die Zweifel plagten, seitdem ihnen ihr neuer Herrscher vorgeworfen hatte, ihre ehemaligen Feinde und Unterdrücker als Vorbilder erwählt zu haben.

Es kam zu keiner Erhebung. Diejenigen, denen ihr Herrscher ein Dorn im Auge war, murrten leise. Schuld daran trug teilweise die Wezyrada Wagurasab. Eigenmächtig hatte sie ihre Bewaffneten in Bereitschaft versetzt und ließ keine Gelegenheit aus, für den Herrscher Partei zu ergreifen. Der König sitze zwar allem Anschein nach nicht gerne auf dem Thron des Tuzaker Palastes, doch solle es kein anderer wagen, sich statt seiner darauf zu setzen. Sie gebrauchte dabei die Sprache der Gemeinen.

12.

Etwa zwei Wochen später, als Ornibijian schon abgereist war, ereignete sich ein beunruhigender Zwischenfall. Dajin hatte darauf bestanden, daß ihm Vegsziber nun die Häuser zeige, von denen er ihm so lange vorgeschwärmt hatte. Der Priester erklärte sich gerne dazu bereit.

Dajin und die vier Bewaffneten, die ihn zu seinem Schutz begleiteten, trugen zwar unauffällige Klei-

ding, dennoch blieb es nicht aus, daß der Herrscher gelegentlich erkannt wurde. Manche der Mutigeren schickten sich sogar an, der Gruppe zu folgen, doch Vegsziber untersagte es ihnen stets. Sie gehorchten. Wer widersprach schon einem Priester?

Der ehemalige Baumeister schlug den Weg zum Hafen ein, wo ein Turmhaus stand, auf das er besonders stolz war. Das Gebäude sei nicht sein schönstes, räumte er ein, jedoch das erste, das unter seiner Leitung erbaut worden war.

»Immer noch steht es kerzengerade!« erläuterte Vegsziber fröhlich.

Plötzlich sprang ein Mann auf Dajin zu. In seiner erhobenen Hand blitzte ein Messer.

»Mörder! Mörder! Mörder!« rief er.

Der Mann gelangte nicht einmal in Dajins Nähe, da beherzte Umstehende ihn ergriffen, zu Boden rangen und sogleich auf ihn einprügelten.

»Haltet sie auf, bevor sie ihn erschlagen!« befahl Dajin seinen Wächtern.

Der Mann war etwa sechzig, der Kleidung nach ein Gemeiner. Er blutete aus Mund und Nase, auch im Haar klebte feuchtes Blut. Seine Augen waren rot unterlaufen.

Er wand sich im Griff der beiden Gardisten. Immer noch tönte aus seinem zerschlagenen Mund: »Mörder! Ich kenne dich! Blutgieriger Mörder!«

Das Geschrei endete erst, als jemand aus der herbeigeströmten Menge dem Ergriffenen von hinten auf den Kopf schlug: »Schweig, bruderloser Geselle!«

Der Mann brach in Tränen aus. Sein Mund öffnete und schloß sich, doch kein weiteres verständliches Wort kam heraus.

Dajin hatte den Mann noch nie gesehen. Er nahm an, daß er ein Verwandter derer sein mußte, die bei Sergan gestorben waren.

Doch das stimmte nicht, wie Vegsziber herausfand, als er den Attentäter befragte. Der Mann wirkte nicht verwirrt. Er wußte genau, was er vorgehabt hatte und bedauerte nur sein Versagen.

»Wolltest du Ruhm erlangen, indem du den König tötetest?« herrschte ihn Vegsziber böse an.

»Nein, Gerechtigkeit begehrte ich!« entgegnete der gescheiterte Mörder.

»Sollen wir ihn gleich hier töten oder zuvor in den Kerker werfen?« erkundigte sich eine der Wachen.

Das könne warten, entgegnete Dajin. Er war aufgewühlt. Nicht nur, weil er eben einem Anschlag entkommen war, sondern auch, weil er nicht verstand, daß jemand, dem er noch nie begegnet war, ihm nach dem Leben trachtete.

»Ich habe dich noch nie gesehen«, sprach er den Gefangenen an.

»Das glaube ich. Aber ich sah dich, Bestie!«

Das brachte dem Gefangenen einen weiteren Faustschlag der Wachen ein.

»Laßt das!« befahl Dajin. »Wo willst du mir begegnet sein?«

Der Mann nannte den Namen eines Ortes, der, wie sich nach weiteren Fragen herausstellte, an der Westküste lag, rund sechzig Meilen nördlich Alrurdans. Dort hatte er einen Gasthof betrieben.

Wann das gewesen sein sollte?

Vor vier Wochen.

Nun mehrten sich unter den Umstehenden die Stimmen, daß man dem dreisten Lügner endlich das Maul stopfen sollte. Jeder wisse schließlich, daß der Haran-ga-Haran zu dieser Zeit in Boran geweltet habe.

Bevor der Volkszorn sich erneut Luft verschaffte, wurde der Gefangene zum Kerker gebracht und dort weiter befragt. Dajin war bei dem Verhör anwesend, da er verstehen wollte, was seinen unbekanntem Feind zu der Tat getrieben hatte.

Der Mann tischte eine hanebüchene Geschichte auf: Angeblich sei Dajin vor einigen Wochen zu seinem Gasthof gekommen, auf dessen Hof er zuerst die Frau und danach den Enkel des Mannes getötet habe. Er sei in seine goldenen Rüstung gekleidet gewesen und habe hämisch verkündet: »Ich bin König Dajin! Ich kann das.« Danach sei Dajin zum nächsten Dorf gezogen, wo er weiter grundlos getötet habe.

Das ergab keinerlei Sinn.

Da der Mann, wenn man von seiner Erregung absah, einen ganz vernünftigen Eindruck machte, wurde vorsichtshalber eine Magierin zu Rate gezogenen, die herausfinden sollte, ob der Gefangene vielleicht unter einem Zauber stünde.

»Nein«, erklärte sie, nachdem sie ihre Arbeit getan hatte. »Kein Zauber. Er ist von seinen Lügen fest überzeugt.«

Bei der weiteren Befragung trat zutage, daß der Gastwirt nicht alleine in Boran weilte. Eine Nichte, die aus dem Dorf stammte, in dem Dajin ebenfalls jemanden getötet haben sollte, hatte ihn begleitet. Beide hatten Verwandte besucht und erst in Boran erfahren, daß der König in der Stadt weilte.

Nun wurde nach der Nichte geschickt. Sie schloß mit ihrem Leben ab, als sie erfuhr, wessen sich ihr Onkel schuldig gemacht hatte, und daß sie nun selbst zum Palast gebracht werden solle.

Doch der größte Schrecken kam für die junge Frau, als sie Dajins ansichtig wurde. Sie kreischte wie ein Schwein, das zur Schlachtbank geführt wird, stemmte die Fersen in den Boden, rang verzweifelt mit den Wachen und krallte sich, als es ihr tatsächlich gelang, sich ihnen zu entwinden, mit den Fingern im Teppich fest. Sie tat alles, nur um nicht näher zu Dajin gebracht zu werden.

Deshalb wurde sie in seiner Abwesenheit befragt und ebenfalls auf magischen Einfluß untersucht.

Die Geschichte wurde immer merkwürdiger. Die Nichte hatte zwar nicht gesehen, wie die Bluttat vollbracht worden war, schwor aber, daß Dajin an ihre Türe geklopft und gesagt habe: »Ich bin König Dajin. Sieh dir an, was ich hinter deinem Haus habe liegen lassen.« Dort habe sie später die Leichen gefunden.

»Er hat ihnen die Gesichter abgeschnitten!« schluchzte die Frau.

Mehr Magier wurden herbeigezogen. Das Urteil blieb gleich: keine wissentlichen Lügen, keine Spur von Zauberei. Es war an der Zeit, die Priesterschaft um Rat zu fragen. Sie wußte keinen. Sie konnte den bisherigen Erkenntnissen nur hinzufügen, daß das, was der Gastwirt und seine Nichte sich einbildeten, nicht vom Genuß einer berauscheden Pflanze erzeugt worden war.

Damit ergab sich folgendes Bild aus den Schilderungen des Attentäters und seiner Nichte, die zunehmend unsicherer wurden, schien doch das, was beide als unumstößliche Wahrheit ansahen, dem Wissen aller anderen zu widersprechen: Nördlich Alrurdans ging jemand um, der eine goldene Rüstung trug, behauptete Dajin zu sein und ihm tatsächlich glich wie ein Zwilling. Der Unbekannte tötete ohne ersichtlichen Grund – sieben bereits, wie die Nichte

erfahren haben wollte – und legte Wert darauf, daß seine Bluttaten bekannt wurden!

Ich bin der Herrscher, ich kann das!

»Ich will dorthin«, bekundete Dajin schließlich. »Der Haran-ga-Haran muß wissen, wer seinen Namen mißbraucht und sein Volk verängstigt.«

Er ließ sich von diesem Entschluß nicht wieder abbringen, auch wenn das fast jeder in seiner Umgebung versuchte. Wie leichtsinnig, gerade jetzt zu reisen, da noch nicht überschaubar war, wie der Adel Maraskans Dajins Bekundung aufnahm! Noch dazu mit dem Schiff! Ein Schiff war schnell gekapert, wer an Bord kam, war ebenso schnell getötet. Nachher waren es eben unbekannte Piraten gewesen. Wenn jemand Dajins Herrschaft beenden wollte, so käme er auf diese Weise billiger zum Ziel als durch jeden Aufstand!

»Dann werde ich über Land reisen.«

Die, die Dajin von der Seereise abgeraten hatten, bedauerten nun ihren Rat. Wie sie erfuhren, meinte Dajin mit ›über Land‹ nicht den Weg nach Süden, durch die Pforte zwischen Amdeggyngebirge und Maraskankette hindurch, und dann wieder nach Norden, nach Alrurdan. Er meinte westwärts durch den Dschungel, hinein ins unbekannte Herz Maraskans, hinweg über das Gebirge, von dem man nicht wußte, ob in seiner Unwirtlichkeit überhaupt

Menschen lebten. Wenn der König danach strebte, sich selbst umzubringen, so war sein neuer Entschluß noch günstiger als ein Piratenüberfall.

Mit vereinten Kräften gelang es schließlich, Dajin von dem verwegenen Plan abzubringen und zu überreden, doch der üblichen Route zu folgen.

Einige Tage später brach Dajin mit Tölpel, der einzigen seiner ersten Buskure, und vier neu Hinzugekommenen auf. Die vier waren kaum zu halten: Im Westen wartete vielleicht großer Ruhm! Dafür wären sie ihrem König auch quer durch Maraskan gefolgt.

Debrasab trug das Gelb eines vom Sommer verdorrten Feldes, als Dajin aufbrach.





Gegenwart: Rondirais Tagebuch

Ort: Jergan

Zeit: 17. ING, 25 Hal

Dpae: nur eingebildete, wie ich hoffe

bt: weitere Studien, Erlasse, Talued

Endlich wieder eine vernünftige Unterkunft! In den Landgasthäusern sahen sie mich immer an, als hätte ich einen unzüchtigen Vorschlag gemacht, wenn ich nach einem Einzelzimmer fragte. Ist nicht üblich. Gilt als sehr eigenbrötlerisch. Anders in Jergan, Travia sei Dank!

Gassen sind hier sehr eng. Muß schon vor das Haus treten, wenn ich den Himmel sehen will. Auch dann nur schmaler Strich. Im Nachbarturm wohnt ein Marimbabläser. Erzählte mir alles über diese Tröten. Schrie's halt über die Gasse hinweg. Mischte sich auch gleich einer aus einem anderen Haus ein. Tröte war wohl während der Priesterkaiser verboten. Ging's nach mir, wäre sie's heute noch.

Wollte mich hier über verschiedenes kundig machen. Lernte, daß Dajin VII. anläßlich der Revolte auch Adlige exekutieren ließ, die gar nicht in den Aufstand verwickelt

waren. Ist ein schreckliches Durcheinander mit allen Jahresangaben, die Dajins Herrschaftszeit betreffen. Kommt mir fast vor, als hätte jemand nachträglich viel Mühe aufgewandt, einiges zu vertuschen. Üblicher Verfolgungswahn. Später mehr dazu.

König war auch hier. Nur wann? Ein Jahr vor seinem Tod, zwei oder drei? Priester müßten beste Quellen haben. Sehr heikles Thema. Doppelt. Erwinnere mich nicht gern an Audienz bei Hoher Schwester von Tuzak. Will keine Wiederholung. Hier gibt es zwei davon. Zwillinge.

Anderer Grund ist kühles Verhältnis zur Priesterschaft. Einer von ihnen wurde vor einigen Monden von unseren Leuten getötet, als ein geheimes Treffen von Rebellen (miten in Jergan!) ausgehoben wurde. War anscheinend als Vermittler dabei. Wegen Tod von Priester hätte es leicht zu einem Aufruhr kommen können. Hochgeschwister zeigten sich jedoch kooperationswillig. M. a. W.: nutzen das aus. Nichts würde von ihnen an die große Glocke gehängt, falls unsere Wachposten vor ihrem Tempel abgezogen würden. Verlangten dazu offenbar noch Spende. Kaltschnäuzige Erpressung.

Machte mich andernorts mit Erlassen von Dajin VII. vertraut. Weiß nicht, was ich davon zu halten habe. Klingt für mich nach Umsturz praiosgefälliger Ordnung. Allerdings kann ich durchaus verstehen, daß ... Tut nichts zur Sache.

Auf Seltsamkeit gestoßen. Gut, daß niemand diese Sei-

ten liest. Vielleicht Schwager von Wirtin zu schnell als Dummschwätzer abgetan. Soll im Süden eine Gegend geben, wo die Leute verflucht alt werden. 150 Jahre seien keine Seltenheit! Soll mit einer Quelle zusammenhängen (merken: Talued). Priesterschaft hält Daumen darauf. Fehlen natürlich immer noch fünfzig Jahre. Dennoch, gibt zu denken.

Sollte eigentlich nach Boran, wo König lange war. Sicher aufschlußreich. Doch wie in die Stadt gelangen? Wird seit dreißig Jahren von uns belagert. Scheint uneinnehmbar zu sein. Zwei Möglichkeiten: Könnte über Festum dorthin kommen. Diese bornischen Krämerseelen versorgen die Stadt. Weiter Umweg. Andere Möglichkeit, mich während Diskusstafette hineinzuschmuggeln. Ist aber erst im Rondra. Noch etliche Wochen. Aber ungewiß. Vielleicht wird Stafette wieder von Fürst Herdin verboten. Lästiges Rebellentpack!

Vorhin ordentliches Aftersausen bekommen. Dachte in der Menge das zwielightige Schwälbchen aus der Taverne in Tuzak gesehen zu haben. Hätte Stein und Bein schwören können, daß sie es war. Lief ihr hinterher, konnte sie aber nicht einholen. War's wohl nicht. Was sollte diese Person auch in Jergan zu suchen haben? Erfolg war, daß ich mich in der Stadt völlig verlaufen hatte. Mußte mich von einem Bengel heimführen lassen. Die Schande! Die Schande!

Fange an, Geister zu sehen! Kam mir auf dem Heimweg

vor, als erblickte ich auch noch den düsteren Freund des Schwälbchens! Man kann hier wirklich seltsam werden. Könige, die noch leben sollen, verschwörerische Rebellen, dazu diese undurchschaubare Priesterschaft.





Grün ist die Mutter von weich

1.

Es rannte so schnell es konnte durch das hüfthohe, ausgebleichte Gras den sanft ansteigenden Hügel hinauf. Auf seiner Kuppe blieb es atemlos stehen und blickte zurück. Nichts war zu sehen.

Doch auch wenn die Ursache dessen, was es so plötzlich erschreckt hatte, nirgends auszumachen war, so war die bedrohliche Nähe greifbar.

Die Tränen liefen dem kleinen Wesen über das Gesicht, als es mit schlenkernden Armen den Hügel auf der anderen Seite wieder hinunterhetzte, dabei unversehens über einen schroffen Felsbrocken stolperte, der wie ein Riff unter der Oberfläche des vergilbten Meeres verborgen lag. Es sprang wieder auf, ohne das aufgeschlagene Knie zu beklagen, rannte weiter zum Fuß des Hügel und bald darauf – *plitsch, platsch!* – durch einen schmalen Wasserlauf dem elterlichen Dorf entgegen, zu dem es die Unbekannten hatte reiten sehen.

Das Vy'tagga reckte erschrocken den langen Hals,

der in einem kieferlos anmutenden Kopf endete, als es das Mädchen näherkommen hörte. Sogleich drückten seine kräftigen Beine den hinteren Teil des braunbehaarten, weißgefleckten Körpers nach oben. Als auch die Vorderbeine sich entfaltet hatten und die trüchtige Antilopenkuh auf allen vier Hufen stand, jagte sie los. In weitem Bogen entfernte sie sich von dem flüchtenden Kind und rannte mit schaukelndem, zum Bersten prallen Leib um den Hügel herum, von dem das Mädchen herunter geeilt war. Dahinter blieb das Vy'tagga urplötzlich stehen und begann am ganzen Leib zu zittern. Wie gerne wäre das Tier weiter geflüchtet, hätte es nur gekonnt! Doch darüber hatte es nicht mehr zu entscheiden.

Um den runden Dorfplatz reihten sich Häuser, deren Fachwerk mit geflochtenen Matten aus Gras und Blättern abgedeckt war. In seiner Mitte standen die abgessenen Reiter und sahen ratlos auf die verschlossenen Türen. Kein anderer Mensch außer ihnen befand sich im Freien, nur ein paar braune Hühner schritten steifbeinig über den Platz, gelegentlich pikierend, gelegentlich mit raschem Kopfrucken die großen Pferde beäugend.

Als das verängstigte Kind unerwartet auf den Platz gerannt kam und zwischen den Fremden hindurchlaufen wollte, packten es kräftige Hände und hoben

es hoch. Sie gehörten einem jungen Mann, der einen hölzernen Harnisch trug.

»Kleine?« sprach er verwundert und wischte mit dem Daumen die Tränen von den Wangen des Mädchens.

Nun öffnete sich eine der Haustüren. Eine junge Frau stürmte heraus. Sie rannte nicht auf den Mann zu, der das Mädchen auf dem Armen hielt, sondern auf den kleinsten und ältesten aus der Gruppe. Sie warf sich vor ihm zu Boden und kreischte: »Nimm mich! Nimm mich! Nimm nicht sie!«

Eine zweite Tür wurde aufgestoßen. Sie entließ einen Mann, viermal so alt wie die Frau – der lief brüllend auf eine der Fremden zu. Er war mit einem Schnitter bewaffnet, den er mit beiden Händen hielt und vorstreckte wie einen Speiß. Die Frau, die der Mann zu durchbohren gedachte, trat flink zur Seite, umgriff mit einer Hand das Handgelenk des Angreifers, drehte kräftig daran und versetzte dem Alten gleichzeitig mit der anderen Hand eine schallende Ohrfeige.

»Na!« sagte die Frau tadelnd, als er das Hackmesser fallen ließ.

»Ich habe ihn! Ich habe ihn!« erklang eine neue Stimme.

Sie gehörte einem jüngeren Bewohner des Dorfes, der rasch aus einer anderen Tür gesprungen war und

mit beiden Armen den Anführer der Fremden von hinten umschlungen hatte. Der siegessichere Ruf des vermeintlich Erfolgreichen wandelte sich zu einem rülpsenden Stöhnen, als der Umschlungene blitzschnell den linken, dann rechten Ellenbogen in den Leib seines Gegners ramnte, herumwirbelte und ihm mit urplötzlich zu einer gemeinsamen Faust verschränkten Händen einen mörderischen Schlag in die Halsbeuge versetzte.

»Genug jetzt!« Die Frau, die die Ohrfeige ausgeteilt hatte, riß ihr Schwert aus der Scheide und rief: »Genug jetzt! Ist das eure Art, dem Haran-ga-Haran Achtung zu zollen? Ich bin Tölpel und werde euch gleich zeigen, daß nur mein Name Anlaß zur Fröhlichkeit gibt!«

Trotz der Drohung hatten sich jetzt alle Türen geöffnet. In den Türöffnungen waren Frauen und Männer jeden Alters zu sehen, die Schnitter, Heugabeln, Messer oder was sonst als Waffe dienen konnte, in Händen hielten. Trotz ihrer Bewaffnung ging keine Bedrohung von ihnen aus. Bleich und furchtsam wirkten sie, als reiche es, kurz ›Buh!‹ zu rufen, um sie wieder in ihre Behausungen zu scheuchen.

»Ich bin nicht der, für den ihr mich haltet!« bekundete der Anführer der Fremden. »Es gibt einen bösen Geist, der sich für mich ausgibt. Ich war weit weg, als er euch heimsuchte!«

Doch seine Erklärung bewirkte überhaupt nichts.

»Laß sie gehen, Alrimold!« befahl der Anführer daher seinem jüngeren Gefährten, der das Kind noch immer im Arm hielt.

Das Mädchen eilte zu der kreischenden Frau, die es ergriff und mit wehendem Kleid zurück in ihr Haus flüchtete.

Alle Türen schlossen sich wieder.

Dajin seufzte: »Das können wir noch zweimal wiederholen. So kommen wir nicht weiter.«

2.

Harlijin war als Drilling geboren worden. Wegen der halben Stunde, die er vor seiner Schwester, und der dreiviertel Stunde, die er vor seinem Bruder auf die Welt gekommen war, gebot er über drei Weiler und trug den Titel eines Dschunkars von Bockburgan. Die Stunde, die ihn dazu gemacht hatte, war eine der fünf aufregendsten seines Leben gewesen, was in drei-undsechzig Jahren nicht viel ist.

Zum ersten Mal seit fünf Jahren waren die Drillinge wieder vereint. Bei zwei von ihnen war das nicht so schwer zu erreichen gewesen. Harlijins Schwester hatte nie den Richtigen gefunden und war deshalb im Haushalt ihres Bruders geblieben, wo sie zuerst zur

Tante und zweiten Mutter seiner Kinder, danach zur Großtante seiner Enkel geworden war.

Harlijin fand seinen Bruder Nazriziber töricht. Das teilte er ihm gleich mit, als er ihn bei seiner Ankunft an die Brust drückte. Die Schwester der beiden stimmte zu.

Die Zeit hatte die Brüder, was ihr Aussehen betraf, unähnlicher gemacht, doch eine modische Laune in Magierkreisen hatte die Unterschiede wieder ausgeglichen.

Während Harlijin sein Haupthaar früh verloren hatte – weshalb er zum Trotz den verblieben Haarkranz schulterlang hatte wachsen lassen –, verdankte sich das Übel bei seinem jüngeren Bruder dem Werk eines Barbiers.

»Das Nesthäkchen spinnt doch, meinst du nicht?« hatte Harlijin die Schwester gefragt.

»Der Kleine war schon immer seltsam«, bestätigte sie trocken. »Sieh dir nur das widerwärtige Ding in seinem Gesicht an, Hadu!«

Damit meinte sie den gewachsenen Bart des Zaubers, der wie ein spitzer Dorn von seinem Kinn abstand.

Die nur strenggenommen älteren Geschwister hatten ihrem Bruder noch nicht mitgeteilt, warum sie ihn in das befestigte Gut der Eltern bestellt hatten, als ein

Bediensteter in ihren Plausch platzte und von dem Besucher berichtete. Doch da folgte der Angekündigte dem Boten bereits auf dem Fuße. Der König Maraskans war nicht geneigt, wie ein Bittsteller vor der Tür zu warten.

Die Geschwister erhoben sich. Der zaubermächtige Bruder verbeugte sich tief, begann seinen Gruß in Tulamida, wechselte jedoch mittendrin in die Volkssprache, die die Drillinge schon immer verstanden hatten. Er frohlockte. Unfaßbares Glück! Der Herrscher weilte unter demselben Dach mit ihm, der Herrscher, von dem er erfahren hatte, daß er ein offenes Ohr für neue Gedanken besitze!

Die Collegae in der Akademie würden vor Neid keinen Schlaf mehr finden, freute sich der Magier, wenn er künftig seine Ausführungen mit der Bemerkung abschlosse: »Übrigens teilt der König meine Ansichten.« Dazu müßte er sie ihm jetzt nur noch unterbreiten.

Der ältere Bruder und die Schwester schienen jedoch ob des Besuchers unangenehm berührt zu sein, fast erschrocken.

»Ihr seid es also doch«, entschlüpfte es Harlijin. Er spürte nicht den Knuff seiner Schwester, hörte nicht, was sie sagte, dachte nur fieberhaft, daß er seine Untertanen zu unrecht wegen ihres Geschwätzes gescholten hatte, als sie ihm die unglaubliche Geschichte aufsticht.

Gegen mein besseres Wissen! tadelte sich Harlijin. Gegen meine nagende Unruhe! Narr! Abgesehen von der Rüstung entsprachen die Beschreibungen der Augenzeugen viel zu gut dem Mann, den Harlijin bei seiner Krönung gesehen hatte. Die Untertanen hatten den Herrscher Maraskans nie erblickt, er, Harlijin von Bocksburgan, aber schon. Er hätte ihre Behauptungen ernst nehmen müssen.

Dajin hatte einen Platz angeboten bekommen und sich gesetzt. Töpel und ein weiterer Buskur standen hinter ihm, während Dajins restliche Begleiter an den zahlreichen Stützbalken des Zimmers lehnten. Diese verbleibenden drei schienen erschöpfter zu sein, als sie zugeben wollten.

Verwirrt sprach Harlijin ein weiteres Mal aus, was ein Gedanke hätte bleiben sollen: »Ihr tragt die goldene Rüstung nicht.«

»Ich besitze sie schon lange nicht mehr«, hob Dajin an, doch der zweite Bruder fiel ihm ins Wort. Er verstand nicht, was in Harlijin gefahren war, erkannte jedoch gut, daß, was immer seinen älteren Bruder trieb, dies seinem Wunsch, in der Akademie zu glänzen, nicht förderlich war: »Wie kann er denn, wo doch allge...«

Er verstummte und lief schamrot an.

»Erkläre es deinem Bruder, Zauberer«, forderte ihn Dajin auf.

»Verzeiht, mein König, ich wollte nicht impertinent erscheinen.« Unsicher, ob er wirklich weitersprechen solle, sah er Dajin an und fuhr fort: »Es ist bekannt, Bruder, daß der Herrscher seine Rüstung den Ärmsten als Almosen stiftete.« Er stockte: »Was ist das für ein Spiel?«

»Erkläre du es ihm, Dschunkar«, wies Dajin nun Harlijin an. »Erkläre deinem Bruder, dem Zauberer, daß du fürchtest, ein Ungeheuer unter deinem Dach zu beherbergen, dem es Vergnügen bereitet, auf deinem Land und dem deiner Nachbarn herumzustreichen und die Bewohner aus einer Laune heraus zu töten.«

»Niemals dachte ich derlei, Gebieter!« log Harlijin. Er und seine Schwester liefen rot an, während ihr Bruder leichenblaß wurde und entsetzt »Ha-ha-du!« stotterte.

»In einigen Dörfern glaubt man das, Dschunkar. Ich sehe dir an, daß du den Glauben teilst. Doch du irrst. Ich erfuhr von der Schurkerei in Boran. Die Kunde wurde mir mit einem Dolch überbracht. Nun bin ich hier. Wir sind weit geritten, Dschunkar, sage mir, was hier vorgeht?«

Darüber war Harlijin womöglich noch erstaunter: »Ihr wollt mir weismachen, daß Ihr wegen ein paar unbedeutender ...«

»Ich habe nun einmal kein anderes Volk!« unter-

brach ihn Dajin schroff. »Du ebenfalls nicht. Ich will erfahren, wer den Haran-ga-Haran herausforderte. Diesem Bubenstück soll ein Ende bereitet werden. Doch ich benötige dazu deine Hilfe.«

Das Gespräch wurde etwas entspannter fortgesetzt. Dabei erfuhr auch Nazriziber endlich, warum ihm seine Geschwister die Botschaft gesandt hatten, die ihn hergeführt hatte.

Die Untaten des Mörders, vielleicht eines Doppelgängers Dajins, hatten vor fast fünf Monden begonnen. Zuerst führte die Blutspur von Süden nach Norden, dann wieder zurück in den Süden. Jetzt wies sie abermals nordwärts. Man konnte den Eindruck gewinnen, als gebe es zwei unsichtbare Schranken, die der unheilbringende Wanderer nicht zu überschreiten beabsichtigte. Die Schwester hatte von insgesamt elf Opfern gehört. Sie glaubte nicht, daß es weitere gab, da der erbarmungslose Schlächter darauf bedacht zu sein schien, daß seine Taten nicht unbeachtet blieben.

»Als wäre es eine Botschaft«, knurrte Harlijin düster. Seine Schwester riß die Augen auf, Dajin preßte die Lippen zusammen, der Zauberer stieß rasch ein paar Worte auf Bosparano aus.

»Wir gaben zuerst nichts auf die Gerüchte«, flocht die Schwester ein, »selbst als der Schandbube zum ersten Mal einen unserer Weiler heimsuchte. Die Nennung Eures Namens ließ das, was man uns sagte, un-

glaubwürdig erscheinen. Wir befahlen zwar – mein Bruder natürlich –, das Geschehen zu untersuchen, doch außer dem Opfer, der Behauptung des Mörders und, verzeiht, dem Hinweis auf Eure Person, gab es keine weiteren Spuren.«

Dajin bekundete sogleich, die nächstgelegenen Dörfer, wo der Mörder zugeschlagen hatte, aufsuchen zu wollen. Da sein Anblick die Einheimischen erschreckte, bat er den Harlijin, jemanden zu bestimmen, der ihn begleite und bei den Untertanen Ansehen genoß. Auch sei es vorteilhaft, wenn der Dschunkar ihm einige seiner Bewaffneten überließe.

»Ich möchte nicht für die Taten eines anderen bezahlen müssen«, erklärte Dajin.

Eine Vertrauensperson war schneller gefunden als gedacht, da Harlijins Schwester sich selbst vorschlug. Da mochte auch ihr jüngerer Bruder nicht nachstehen. Magische Kunst könne bestimmt hilfreich sein, erklärte er nicht uneigennützig.

Am nächsten Tag begann die Suche nach dem Doppelgänger. Außer den Geschwistern des Dschunkars, Töpel und einem weiteren Buskur, wurde Dajin von fünf Mannen begleitet, die im Dienste Harlijins standen und denen in ihrer Haut sichtlich unwohl war. Drei Dörfer, in denen der Mörder sein Unwesen getrieben hatte, lagen in Reichweite je eines halben Tagesrittes von Harlijins Anwesen, zwei davon auf

dem Gebiet seiner Nachbarn. Eine vierte Ortschaft war zwar nahe genug, um bequem an einem Tag dorthin zu gelangen, nicht aber, um am selben Tag wieder zurückzukehren. Die Gegenwart von Harlijins Geschwistern hatte eine unerwartete Nebenwirkung. Sie sorgte nicht nur dafür, daß Dajins Behauptung von einem Doppelgänger – eine Neuigkeit, die allein schon wert war, schnell weitererzählt zu werden – geglaubt wurde, sondern für die Ausbreitung einer neuen Botschaft:

Der höchste unserer Herren ist selbst gekommen, um das Übel – sicher ein Werk des Bruderlosen Gottes, wessen sonst? – zu bekämpfen! Überraschend? Genau betrachtet nicht, da der König wohl nicht grundlos Dajin *der Fromme* genannt wurde.

Das dritte Dorf, das Dajin und seine Begleiter aufsuchten, trug den Namen Asb'Lunki. Seit kurzem bezeichnete sich der ansässige Verwalter der Ortschaft als Ka'Schîk, wie ihm seine Herrin befohlen hatte. Ein neuer Wind wehe auf Maraskan, hatte sie ihm erläutert. Deshalb müsse jetzt wieder zu den heiligen Bräuchen der Vorfahren zurückgekehrt werden, schließlich wolle sie nicht als altmodisch gelten. Also müsse ihr Verwalter künftig dem Dorf nicht nur ihre Anweisungen weitergeben, sondern ihr auch gewis-

senhaft Bericht erstatten, was das Dorf wünsche. Der Verwalter-Ka'Schîk kämpfte zu dem Zeitpunkt des hohen Besuchs noch damit, diesen Seiltanz zu bewältigen. Wäre es nach den *heiligen Bräuchen seiner Vorfahren* gegangen, so hätte er sich lieber Schulze als Ka'Schîk genannt, da er erst Maraskaner der zweiten Generation war.

Hier, in Asb'Lunki, fand Tölpel etwas Wichtiges heraus.

Daß ihr das Verdienst zukam, war letztlich nicht so überraschend.

Tölpel war ursprünglich eine Fischerin, war also an der Küste geboren. Als Gemeine sprach sie selbstverständlich die Volkssprache. Dennoch hatte sie zu Anfang große Schwierigkeiten gehabt, Dajins Binnendialekt mit den häufig verschluckten Silben zu verstehen. Einmal hatte sie Dajin so grotesk mißverstanden, daß Sindijian ungeduldig ausgerufen hatte: »Du bist wirklich ein Tölpel, Schwester!« Der Krieger hatte zwar auch Schwierigkeiten mit Dajins Mundart, dachte jedoch meist nach, bevor er etwas erwiderte. An diesem Ausbruch Sindijians wäre nichts ungewöhnlich gewesen, hätte sich der Krieger nicht gleich danach ernsthaft entschuldigt: »Verzeih mir, Schwester. Dieser Ausdruck ist deinen Fechtstunden vorbehalten.«

In Asb'Lunki fragte Tölpel eine der beiden Augen-

zeugen, eine Frau, die so zierlich war, daß man sie aus der Ferne leicht mit einem Kind verwechseln konnte, was der falsche König denn wörtlich zu ihr gesagt habe.

Die Frau wiederholte, was sie bereits berichtet hatte.

»Sprach er denn so wie der Haran-ga-Haran?«

Die Frau sah sie erstaunt an und erwiderte nach einigen Augenblicken: »Ich sehe ihn genau vor mir, doch ich höre ihn nicht. Ich weiß nicht einmal, ob er eine hohe oder tiefe Stimme hatte.«

Tölpels breitem Gesicht sah man meist wenig an. Weder ihren natürlichen Scharfsinn, der sich in mitunter erstaunlichen Geistesblitzen äußerte, noch was sie fühlte oder bewegte.

Nun stellte Töpel plötzlich eine sehr wichtige Frage: »Sprach er überhaupt?«

Die kleine Frau war danach so verschreckt, daß in der nächsten halben Stunde nichts mehr mit ihr anzufangen war. Dem zweiten Augenzeugen, einem Jungen, der die Schafe des Dorfes hütete, stellte die Buskura sofort die letzte Frage: »Sprach der bruderlose Halunke mit Worten zu dir?«

Der Knabe verneinte.

Das sorgte für nicht geringe Aufregung. Dajin hatte zwar schon früher von einem Geist gesprochen, der sein Aussehen gestohlen habe, doch das war nicht

wörtlich gemeint gewesen. Irgend etwas hatte er den Bauern, die sich bei seinem Anblick in ihren Häusern verkrochen, ja sagen müssen.

Wenn wirklich ein nichtmenschliches Wesen für das unheilige Treiben verantwortlich sein sollte – am Ende ein Geschöpf des Äthrajins! –, so war das äußerst beunruhigend. Der einzige, der bei dieser Vermutung aufblühte, war Harlijins Bruder. Wie gut war es doch, daß ein Magier anwesend war, dazu ein Meister aus Tuzak! Sofort begann er aus dem Stegreif Gedankengebäude zu entwickeln, die kein anderer außer ihm verstand.

Die Reise zum vierten Dorf wurde nach dieser Erkenntnis zu Gunsten jener beiden zurückgestellt, die bereits aufgesucht worden waren. Was in Asb'Lunki als böser Verdacht entstanden war, bestätigte sich. Der Mörder gebrauchte keine Worte, dennoch verstanden ihn die, die er zu seinen Mitwissern machte.

3.

Nazriziber wußte, daß die Zeit gegen ihn arbeitete. Im Augenblick war er zwar der einzige Zauberkundige vor Ort, der dem König Rat geben konnte, doch er verstand sich weder auf Abschwörungen noch auf das Bannen übler Geister. Sobald also jemand käme,

der sich auf beiden Gebieten auskannte, war die Gelegenheit vorbei, vor dem Herrscher zu glänzen. Dabei gab es vieles, was der Magier dem hohen Herrn längst hatte unterbreiten wollen.

Während einer Rast auf dem Rückweg vom letzten Dorf, als alle anderen damit beschäftigt waren, die Pferde zu versorgen oder unter lautem Töpfeklappern Essen zuzubereiten, bat Nazriziber Dajin um eine Unterredung. Der willigte ein und schlug vor, sich unterdessen die Beine zu vertreten – man stünde augenblicklich ohnehin nur im Wege.

Nazriziber jauchzte innerlich. Besser konnte es kaum laufen! Er warf seiner Schwester einen flehenden Blick zu, bloß nicht auf den Gedanken zu kommen, ihn und den Herrscher zu begleiten. Schon die geringste Ablenkung konnte alles zunichte machen!

Die beiden Männer folgten zunächst dem Wege, der zu Harlijins Anwesen führte. Nach einigen hundert Schritt verließen sie ihn. Das Gras war an dieser Stelle fast völlig abgegrast. Schafsköttel verrietten, wer dafür verantwortlich war. Von der Herde war nichts zu sehen, auch keine Schäferhütte oder ein Hof waren zu erblicken.

Der Zauberer legte zuerst seine Meinung über das gegenwärtige Geschehen noch einmal dar, kam dann aber schnell auf das zu sprechen, was ihn seit Monden schon bewegte.

Was Maraskan im allgemeinen und der König im besonderen dringend brauche, sei ein Hof- und Leibmagier. Die jüngsten Ereignisse hätten das zur Genüge bewiesen. Besser noch wäre ein ganzer Stab von Magiern, ein Hofmagier-Wezyrad!

Selbstverständlich hatte Nazriziber auch schon sehr genaue Vorstellungen, welcher Magier dem neu einzurichtenden Wezyrad vorstehen sollte. Doch das sprach er nicht so deutlich aus. Wenn der Herrscher den Vorschlag erst einmal gebilligt hätte, käme er sicher zwangsläufig zu denselben Schlüssen wie ein gewisser ehrgeiziger Magus neben ihm.

Mittlerweile hatten sie sich ein ganzes Stück vom Rastplatz entfernt. Harljins Bruder hatte nicht auf den Weg geachtet, baute aber darauf, daß sein königlicher Begleiter zurückfände, da der schließlich nicht damit beschäftigt gewesen war, gewichtige Argumente in wohlgewählten Worten vorzutragen. Mit einem Mal fiel Nazriziber auf, daß niemand mehr neben ihm herging. Er wandte sich um und sah, daß Dajin stehen geblieben war. Er hatte die Hand um den Griff seines Schwertes geschlossen und wirkte sehr angespannt. Der Zauberer folgte Dajins Blick und gab einen überraschten Laut von sich.

Dort stand er, keine fünfzig Schritt entfernt!

Der Doppelgänger schien genauso groß zu sein wie Dajin selbst – und ihm in jeder Einzelheit zu gleichen,

abgesehen von der goldenen Rüstung. Auch er hatte die Hand am Schwert.

Obwohl Nazriziber immer mit dem Wissen gelebt hatte, daß es einen Menschen gab, der ihm bis aufs Haar glich und bisweilen auch gleich dachte, sowie einen weiteren, der ihm und seinem Bruder sehr stark ähnelte, konnte er das, was er sah, nicht fassen. Aus reiner Neugier ging er weiter, um den Doppelgänger besser in Augenschein nehmen zu können.

Bis ihm siedendheiß einfiel, daß der, auf den er gerade schaulustig zuschritt, der gesuchte Mörder war und höchstwahrscheinlich ein Dämon oder Daimonid!

Ein Ruck ging durch den Körper des Zauberers. Sogleich sammelte er seine arkanen Kräfte, verwandelte sie in unbändige, alles beherrschende Wut und brüllte zornig die Worte eines Kampfzaubers. Nazrizibers Hand schoß vor und deutete auf den Doppelgänger, das Wesen, das er aus ganzem Herzen zu vernichten beschlossen hatte. Ein greller Flammenstrahl teilte knallend die Luft. In dem Augenblick, als die Lohe den Feind berührte, zerplatzte er in unzählige Teile.

Doch ein Augenblick ist ein sehr ungenaues Maß.

Denn immer noch in demselben, unscharf bestimmbar Augenblick, als die zerstörerische Wut des Zaubers sich Ausdruck verschafft hatte, griff ab-

grundtiefe, erdrosselnde Furcht nach dem Magier. Woher sie kam, war sehr genau auszumachen. Die Quelle stand neben ihm. Aus nächster Nähe glich sie weder Dajin noch sonst einem Menschen. Daß der Zauber anscheinend nichts bewirkt hatte, gehörte zu Nazrizibers unbedeutenderen Sorgen. Furcht zerriß ihn, Schmerz zerfetzte ihn, und in der Dunkelheit der Ohnmacht, in die ihn beide stießen, wartete Verzweiflung.

»Du sollst gehen!« hörte Nazriziber zuletzt Dajin schreien. »Geh! Geh! Geh!«

4.

Sie kam nicht leise. Ebenfalls nicht mit Posaunenhall oder Trommelschlag. Eher schon vergleichbar mit einer Bö, die durch einen Yaganstrauch strich und seine Blätter durcheinanderwirbelte. Mal zeigten sie ihre grüne obere Seite, mal die silberne untere. Aus beidem entstanden dank befreundeter Schatten vermeintliche Gesichter und Körper.

Doch die Bö, die aus dem Reich der verblaßten Träume wehte und der Rückkehr der lange Vergessenen voranging, zeigte nicht nur Einbildungen durch Licht-und-Schattenspiele. Sie zeigte eine Nacht, zeigte grimmige schwarze Wächter, knietief in einem

silbernen Teich stehend, an dessen Ufer ein toter Welp lag. Lh'Uuze hatte er geheiß, erinnerte sich Dajin plötzlich. Lh'Uuze. Er wußte auf einmal wieder, wer vor dreißig Jahren den kleinen Hund getötet hatte und auch jetzt für die Toten verantwortlich war.

»Es war überhaupt kein Traum!« sagte Dajin erstaunt und sah der scheinbar für immer verschwundenen, doch stets nur beurlaubten, jetzt unversehens zurückgekehrten Erinnerung ins Antlitz.

Aberhundert Stimmen begannen gleichzeitig zu flüstern: »Wir haben es lange nicht gesehen. Es scheint überrascht, obwohl wir unsere Rückkehr versprochen. Lehrtens wir es nicht, daß unsere Entscheidungen flüchtig seien und noch nicht gefällt? Sind sie es jetzt? Sind sie es noch immer nicht? Wie sollen wir es begrüßen? Was will es hören? Hoch Dajin? Oder: Hoch König von ganz Maraskan?«

Das Wesen, dem Dajin gegenüberstand, war vielleicht nicht einmal ein einziges Wesen, sondern ein ganzes Volk. Unzählige Schmetterlinge drängten sich zu einer dichten Wolke, deren Form der eines Menschen entsprach. Den Eindruck einer glänzenden Rüstung täuschten Schmetterlinge mit goldenen und gelben Flügeln vor, braune, schwarze, rötliche Falter formten das scheinbar menschliche Gesicht. Der Schwarm befand sich unaufhörlich in flatternder Bewegung.

Wie konnten bloß alle, die dieses Wesen erblickt

hatten, es auch nur einen Augenblick lang mit einem Menschen verwechseln? dachte Dajin flüchtig.

Nazriziber fiel ihm ein. Der Zauberer lag zwischen Dajin und dem Wesen, dem er als Kind den Namen Schmetterlingsmann gegeben hatte, ohne zu wissen, daß seine Väter und viele andere diesen Namen längst vor ihm vergeben hatten, ihn aber niemals laut aussprachen, aus Furcht davor, dadurch den erbarmungslosen Räuber herbeizurufen.

Zahlreiche, harmlos wirkende Falter krochen über den bewußtlos zuckenden Körper des Magiers. Dort, wo sie auf der bloßen Haut krabbelten, verfärbte sie sich rosa und ließ winzige rote, wie Schweiß anmutende Tröpfchen austreten. Die zarten Geschöpfe mit den bunten Flügeln fraßen den Magier auf.

»Laß ihn!« schrie Dajin zornig. »Er bedeutet dir doch überhaupt nichts!«

Als habe seine laute Stimme die Schmetterlinge auf dem Leib des Magiers erschreckt, flatterten sie auf und vereinigten sich mit dem Rest des Schwarms.

»Warum?« rief Dajin. »Warum behauptest du, ich zu sein? Warum hast du sie alle umgebracht? Sie dienten dir nicht einmal als Nahrung!«

»Es begreift nicht«, flüsterte der Schwarm. »Es war blind, nun ist es taub. Doch wie hörte es dann von unserer Sehnsucht? Wie hörte es von unserem Verlangen? Wir haben es lange nicht gesehen.«

Mit einem Mal fröstelte Dajin: »Deshalb? Deshalb hast du sie getötet? Wenn der Alte nicht mit dem Dolch auf mich losgegangen wäre, wenn ich nie von den Untaten erfahren hätte, wie viele hätten sonst noch sterben müssen? Alle, die zu ihrem Unglück hier leben?«

»Wir haben es vermißt«, antworteten die Schmetterlinge. Dieses Mal flüsterten sie nicht. Die unzähligen Stimmen klangen wie drohendes Rauschen. Einer der scheinbaren Arme hob sich. Mehrere Schmetterlinge, die die Hand formten, fielen tot zu Boden. Dajin war sich auch ohne zu zählen sicher, daß es genau elf Stück waren.

Was sollte das sein? Ein gerechter Ausgleich? Ein toter Schmetterling für einen toten Menschen? Aus der Sicht des Wesens war er das vermutlich. Doch welchen Sinn machte es, Tod gegen Tod aufwiegen zu wollen?

»Ich bin hier«, sprach Dajin grimmig. »Nun bringe endlich zu Ende, was du bezweckst. Doch du erschrickst mich heute genauso wenig wie damals, als ich ein Kind war!«

»Es ängstigt sich noch immer nicht«, flüsterte es spöttisch, »obwohl es der Furcht inzwischen begegnete. Doch seine Furcht gilt nicht uns, sondern sich selbst und dem, was sich nicht fürchten kann. Kraftvoll ist die Zeichnung auf seinem einzelnen Flügel,

mit dem es nicht fliegen kann. Doch ihm fehlt die Farbe. Es soll etwas Neues lernen. Die Niederlage ...«

Dajin brach in schallendes Gelächter aus: »Die Niederlage willst du mich lehren? Du kommst zu spät, Geschöpf! Ich kenne sie schon mein ganzes Leben lang. Sie wurde mir zur Vertrauten, wenn der schreckliche Zorn über mich kam und mich alles zerstören ließ. Sie wurde meine Geliebte, als diejenigen, die der Wut in mir endlich ein Ende bereiten sollten, immer wieder versagten. Nun ist sie meine Angetraute. Willst du mich nicht beglückwünschen? Sie teilt mein Bett und flüstert mir beim Einschlafen und Erwachen zu: Du rennst zu langsam, Dajin Derfromold! Sie ist so viel schneller als du! Niemand kann die Zeit überholen. Unabwendbar mußt du verlieren.«

»Es ist köstlich«, antwortete der unheimliche Chor. »Doch es kennt nicht die Wahrheit. Sie ist nicht seine Feindin. Dennoch will es sie besiegen. Der König Maraskans muß den König von Maraskan lehren. Sonst bleibt der Flügel farblos. Geh! Wir haben es gesehen. Wir haben es schon dreimal verschont. Geh! Wir sind nicht großzügig.«

»Ich denke nicht daran«, entgegnete Dajin trotzig. »Ich stehe hier. Ich bin kein Kind mehr, ich bin der Haran-ga-Haran. Du wirst ihn vernichten müssen, damit er von dieser Stelle weicht, solange du hier bist! Oder nenne ihm den Preis deines Verschwindens.«

Der Schmetterlingsmann bewegte sich so dicht auf Dajin zu, daß der meinte, die Flügelschläge der zahllosen Schmetterlinge hören zu können. Dajin spürte den Wind, den sie erzeugten. Alle Haare seines Körpers richteten sich auf.

»Es soll gehen! Es soll dorthin gehen, wo es einst herkam. Es soll dorthin gehen, wo es jetzt herkommt. Es soll fliegen, auch wenn es nicht fliegen kann, und die Angst, die seinem Herzen fremd ist, im fremden Herzen erfahren. Es soll sich davor hüten, uns nicht zu verstehen, denn es kann uns nicht hindern!

Es soll nun einschlafen und von uns träumen. Es soll nicht vergessen, daß wir hier sind und uns immer noch nicht entschieden haben!«

Wie vor vielen Jahren bemächtigte sich Dajins schlagartig eine bleierne Müdigkeit. Kraftlos sank er ins Gras und schlief ein.

Tölpels Tränen weckten ihn wieder. Die Dauer von Dajins und Nazrizibers Abwesenheit war ihr verdächtig erschienen. Der Schreck, als sie beide leblos im Gras liegend fand, war ihr mächtig in die Knochen gefahren. Ihr Tränenfluß versiegte nicht, als Dajin die Augen aufschlug, auch wenn seine Ursache jetzt nicht mehr Schmerz war, sondern Erleichterung und Freude.

»Was ist geschehen?« fragte die Buskura aufgeregt.

Aus dem Stand der Sonne schloß Dajin, daß er nur kurze Zeit bewußtlos gewesen war. Ohne auf Tölpels

Frage einzugehen, erhob er sich. Er faßte sich an den Nacken, knetete die verspannten Muskeln und sah die Buskura abwesend an.

Wie vor dreißig Jahren verspürte Dajin eine Hemmung, wenn er erklären wollte, wem er begegnet war. Er war sich nicht sicher, ob sein Unwohlsein bei dem Gedanken nicht ausschließlich von der Angewohnheit des Großen Vaters kam, nichts beim Namen zu nennen, was dem lieben, alten Mann unheimlich gewesen war.

Doch es gab einen wichtigen Grund für Dajins Schweigen. Alles hing jetzt davon ab, wieviel der Zauberer von dem Geschehen erfahren hatte.

Nazriziber war immer noch nicht wieder bei sich. Seine Schwester kniete stumm neben ihm im Gras und hielt eine seiner Hände umklammert. Sie sah aus, als sei ihr das Herz aus der Brust gerissen worden. Zwei von Harlijins Leuten bemühten sich um Nazriziber. Sie schüttelten ihn oder tätschelten seine Wangen. Offenbar lebte er noch. Zum Glück waren die Fraßspuren der Schmetterlinge auf seiner Haut nicht allzu deutlich ausgeprägt. Vieles konnte die kleinen Wunden verursacht haben.

Nazriziber regte sich. »Ich lebe«, stellte er erfreut fest. Hastig richtete er sich auf: »Er ist weg! Wo ist er? Was ist geschehen? Ich konnte doch überhaupt nichts ...«

»Du unterschätzt dich, Zauberer«, unterbrach ihn Dajin. »Du besorgtest das meiste. Es gab danach nicht mehr viel für mich zu tun.«

Was geschehen sei, wollte nun auch Nazrizibers erleichterte Schwester wissen. Also erzählte ihr Bruder von dem dämonischen Gestaltenwandler, auf den sie überraschend gestoßen seien und der dem König zum Verwechseln geglichen habe. Er wußte auch einen gelehrten Namen für solch ein Wesen. Doch es blieb immer noch die Frage, warum der Gestaltenwandler das Aussehen des Königs angenommen hatte.

»Bosheit!« behauptete Dajin. Wesen des Bösen handelten aus Bosheit. Das sollte einigermaßen überzeugend sein.

Plötzlich sah ihn der Magier zweifelnd an: »Doch wie konntet Ihr den Dämonen mit einem gewöhnlichen Schwert bekämpfen?«

»Das weiß ich nicht. Der Haran-ga-Haran ist nur ein Mensch. Es gibt vieles, das er nicht begreift. Wenn er etwas tut, so denkt er, daß das, was geschieht, allein seinem Handeln zuzuschreiben sei. Doch das muß nicht stimmen. Wir sind nicht auf uns allein gestellt, Zauberer!«

Nazrizibers Augen weiteten sich, als er verstand, was er verstehen sollte. »Preiset die Schönheit! Hab Dank, Schwester Hesinde, hab Dank, Schwester Ron-

dra, habt Dank, ihr freundlichen Diener Rurs! Wie hätten wir nur ohne eure Milde bestehen können?«

Dajin war zufrieden. Welchen Nutzen brachte es denn, wenn sie die Wahrheit erfuhren? Der Magier könnte sich künftig damit brüsten, einen Dämonen vertrieben zu haben, sogar mit Hilfe des Herrschers! Denen, deren Angehörige ermordet worden waren, blieb erspart, mit der Erkenntnis leben zu müssen, wie wenig dem Schmetterlingswesen das Leben ihrer Lieben bedeutet hatte, ihr Unglück und ihre Trauer. So wenig, wie einem Menschen, der eine Blume pflückte und danach die Blütenblätter herausriß: Er kommt, er kommt nicht, er kommt, er kommt nicht. Sie mußten nicht erfahren, daß sie nicht wichtig waren, nicht bedeutsam, daß sie überhaupt nicht zählten bei diesem Spiel.

5.

Auch wenn sich Dajin jetzt wieder seiner letzten Begegnung mit dem Schmetterlingsmann entsann, so war die Erinnerung keineswegs klar. Sie bestand aus dem, was ein sechs-, siebenjähriges Kind vor dreißig Jahren gesehen und verstanden hatte. Dennoch war sich Dajin sicher, der Bestie glauben zu können. Sie käme nicht zurück, falls er sich an den Handel hielte, den er nicht verstand.

Was wollte das mörderische Wesen von ihm? War sein Beweggrund, daß ihm einst ein kleiner Junge die Stirn geboten hatte, vielleicht zum allerersten Mal? Doch das Wesen hatte von *dreimal verschont* gesprochen. Was meinte es damit? Was meinte es, als es von *lehren* sprach, damals und heute?

Vielleicht ließ sich die Frage nur beantworten, wenn er wüßte, was für ein Wesen der Schmetterlingsmann überhaupt war?

Dajin glaubte den Theorien Nazrizibers nicht. Der Schmetterlingsmann war keine dämonische Wesenheit, sondern nur eines der vielen gefährlichen Lebewesen aus den Wäldern Maraskans, die Rur in seiner unbegreiflichen Weisheit erschaffen hatte.

Vielleicht hatte es sogar eine Zeit gegeben, als der Schmetterlingsmann tatsächlich nur ein harmloser Schmetterlingsschwarm gewesen war. Vielleicht war er erst zum Raubtier geworden, als ihn ein gemeinsamer Wille vereinigte. Sollte das etwa die Lehre sein?

Wie weit betraf das seine eigenen Pläne?

In Boran hatte Dajin gelernt, daß die Priesterkaiser, nachdem sie im Namen Praios' die Macht im Garethischen Reich ergriffen hatten, jeden zu Fall brachten, der ihnen im Wege stand. Ihr Gottesstaat war einig gewesen und gehorchte nur noch einem Willen. Er wurde das Raubtier, das vor vierhundertfünfzig Jahren Maraskan fraß.

Welchen Weg ginge wohl Maraskan, wenn es ihm, Dajin, gelänge, sein geteiltes Volk zu vereinen?

Harlijin war hochofren, als ihm Dajin versicherte, daß die Gefahr gebannt sei. Selbstverständlich wollte er mehr darüber hören. Damit war er nicht allein. Nachdem es Harlijins Bruder gelungen war, nach mehrmaligem Schildern der ausgestandenen Erlebnisse aus seinem zuerst knochentrockenen Bericht fast so etwas wie eine spannende Geschichte zu machen, wurde auch Dajin heftiger gedrängt. Doch mehr als ›Ich habe danach noch mehrmals auf ihn eingestochen, da löste er sich auf‹, war nicht aus ihm herauszubekommen.

Der Herrscher wirkte ohnehin sehr verschlossen. Das mochte ihm niemand verdenken, denn einen Dämon traf man nicht täglich.

Dajin wußte, daß es noch lange nicht vorbei war. Der Schmetterlingsmann hatte ihm seine Bedingungen diktiert und eine klare Drohung ausgesprochen: *Es soll sich davor hüten, uns nicht zu verstehen, denn es kann uns nicht hindern!*

Verstehen, der Anfang war leicht.

Es soll dorthin gehen, wo es einst herkam. Es soll dorthin gehen, wo es jetzt herkommt.

Praiobab und Boran. Dajin dachte nicht einen Augenblick daran, daß er in Tuzak geboren worden war.

Aufgewachsen war er in Praiobab. Dort hatte er immer gelebt ... Andererseits hatten ihn die Väter im Wald gefunden. Praiobab war vielleicht nicht wörtlich gemeint.

Es soll fliegen. Warum? Es soll die Angst im fremden Herzen finden.

Dajin brauchte den Rest des Nachmittags, um zu erkennen, daß ihm das Schmetterlingswesen seinen Rückweg vorgeschrieben hatte, zufällig genau den Weg, den Dajin ursprünglich hatte wählen wollen: hinein ins unbekannte Herz Maraskans, hinweg über die mehrere tausend Schritt hohe Bergkette!

Warum? Was lauerte dort? Vielleicht zahllose andere Wesen, wie das, dem er heute begegnet war?

Als Dajin am nächsten Tag aufbrach, ließ er zwei seiner Begleiter bei Harlijin zurück. Die Erschöpfung, unter der sie seit Tagen litten, war nicht nur den Strapazen der Anreise zuzuschreiben gewesen. Einige Tage Bettruhe hätten die beiden bestimmt wieder auf die Beine gebracht, doch Dajin wagte nicht, so lange zu warten. Er wollte nicht herausfinden, wie lange die Schmetterlinge Geduld zeigten, und wann sie auf ihre furchtbare Weise zu drängeln begännen.

Hätte Dajin nur etwas mehr Zeit bei Harlijin verbracht, so wäre ihm die Entscheidung für die Reise erheblich schwerer gefallen, da er dann erfahren hätte, was sich inzwischen in Tuzak zugetragen hatte.

Das Haus, in dem Refano Siresteen gelebt hatte, beherbergte einen neuen Bewohner. Der Tod des Liebfelder Gesandten hatte das zuständige Hofamt in Vinsalt in Verlegenheit gebracht, da sich niemand darum drängte, Nachfolger eines Botschafters zu werden, der in seinem Stadthaus an einem Schlangenbiß gestorben war, noch dazu, da die betreffende Königsstadt am anderen Ende der Welt lag, weit weg von Kultur, Zivilisation und annehmbarer Lebensart. Auch die Gerüchte, die in den einschlägigen Kreisen Vinsalts gehandelt wurden, waren der Suche nach einem geeigneten Nachfolger wenig zuträglich. Wie man munkelte, sollte es auch in dem fernen Vipern- und Käferparadies nicht an der Tagesordnung sein, daß Giftschlangen unbeachtet in die Stadtmitte vordrangen. Allerdings war dies das weniger beunruhigende Gerücht, denn solche geheimnisvollen Unfälle ereigneten sich bekanntermaßen gelegentlich auch in Kuslik und Vinsalt, wobei die heimische Schlangenwelt augenscheinlich genügend Anstand besaß, ihre Giftzähne in den silbernen Rand eines gefüllten Weinbechers zu schlagen, anstatt stillos und unelegant in das Bein ihres Opfers.

Abschreckend war vielmehr, daß *das* Directorium ein Mitspracherecht bei der Neubestellung des Gesandten einforderte. Nicht *ein* Directorium, sondern

das Directorium! Die Erwähnung der emsigen Behörde reichte aus, daß jeder für den Posten in Frage Kommende, der über einflußreiche Verwandte oder Bekannte verfügte, sich urplötzlich alter Familien- und Freundschaftsbande erinnerte. Das schränkte die Anzahl möglicher Kandidaten rasch auf diejenigen ein, die sich zwar ebenfalls gerne der grassierenden Stimmung allgemeiner Gefühlsduselei hingeeben hätten, doch bedauerlicherweise keinen Geeigneten kannten. Denen blieb also nichts anderes übrig, als über den Umweg über Wucherer und Geldverleiher neue Freundschaftsbande zu knüpfen.

Der Kandidat, der schließlich Gesandter werden sollte, meldete sich freiwillig. Die Verstrickung des Directoriums kümmerte ihn nicht, da er selbst für die gefürchtete Behörde tätig war. Sein Beweggrund war derselbe, der ihn vor Jahren bewogen hatte, seinen holprigen Geburtsnamen Kalman Zöllner gegen die bosparanisierte Form Calmano Portitore auszutauschen. Der Name paßte viel besser zu einem Magus extraordinarius, wie er sich selbst gerne nannte. Magister Portitore, nicht Magister Zöllner.

Er hatte Forderungen. Ein klangvoller Titel und etwas Land sollten dem Königreich seine Bemühungen doch wert sein? Schließlich wußte er im Gegensatz zu allen anderen Kandidaten genau, welche *besonderen* Pflichten von einem Gesandten im abgeleg-

nen, aber sehr bodenschätzereichen Maraskan erwartet wurden. Ihm mußte man nicht erst schonend beibringen, welchen spannenden Vorlieben die liebreizende Königin Balatravis anhing. Schließlich hatte er, Calmano Portitore, selbst dafür gesorgt, daß dieser Zimperialrik von SireNSTeen seiner zusätzlichen Aufgabe gewachsen war. Und was das betraf, hatte er als KöNNer seines Faches ohnehin mehr zu bieten als sein blasser – verzeiht den kleinen Scherz! – Vorgänger.

Wie sich in Tuzak zeigte, hatte das Ganze mehr als nur einen Pferdefuß. Zunächst schrumpfte der erhoffte, klangvolle Adelstitel zu einem schnöden ›ya‹ zusammen, und wie Calmano aus der Heimat erfuhr, war es mit dem ersehnten Landbesitz auch nicht so weit her. Calmano ya Portitore, Geröllhaldenbesitzer, dürfe er sich künftig mit Fug und Recht nennen, schrieb ihm seine Bekannten hämisch.

In Vinsalt mochte man es eben nicht, wenn Untergeordnete überheblich auftraten oder gar Forderungen stellten. Sie hatten dem Königreich nützlich zu sein und zu kuschen!

Ein anderer hätte nun verzagt, doch Calmano nicht. Die Mächtigen in Vinsalt hatten ihn zwar um seinen Lohn betrogen, aber es mußte doch eine Möglichkeit geben, an das Versprochene auf die eine oder andere Weise zu kommen. Der Gesandte wußte nur noch nicht wie.

Der zweite Pferdefuß war die schöne Königin selbst. Für den Zauberer war es nicht schwer gewesen, Balatravis' Interesse zu wecken, allerdings hatte Calmano nicht mit der Unersättlichkeit ihrer Neugier und ihrer Gelüste gerechnet. Er hatte nichts dagegen, mit Belkelel, der Herrin der Verbotenen Lüste, ein wenig anzubandeln, aber sein Seelenheil wollte er Balatravis' wegen nicht aufs Spiel setzen. Zumal solches Treiben auch im Diesseits nicht ungefährlich war.

Bald nach seiner Ankunft in Tuzak war dem Magister aufgefallen, daß jemand Erkundigungen über ihn einzog. Die Spur hatte geradewegs zum Rur-und-Gror-Tempel geführt. Calmano, immerhin Gelehrter, hatte sich daraufhin mit dem einheimischen Glauben beschäftigt. Ihm waren die Haare zu Berge gestanden, als er herausfand, daß die Anhänger des netten, kleinen Kultes nicht nur aus Verwirrten bestanden, die sich wider alle Vernunft tagtäglich freudig dafür bedankten, auf der schwülen Insel leben und vom Ungeziefer aufgefressen werden zu dürfen, sondern daß es auch andere gab, die in den vergangenen zweihundert Jahren so rücksichtslos gehaust hatten, daß neben ihnen selbst die Praiosinquisition wie eine Vereinigung gut gelaunter Spielleute erschien!

Deshalb hatte Calmano vorsichtshalber zwei weitere Häuser angemietet. Wenn die Königin ihn besuchte, ließ sie ihr verschwiegenes Gefolge vor der Vor-

dertür des ersten Hauses zurück. Sie selbst verließ das Gebäude durch die Hintertür, vor der bereits eine verdeckte Sänfte wartete, die sie zum Treffpunkt brachte. Vinsalt mußte die zusätzlichen Kosten eben aufbringen. Den zwischenstaatlichen Beziehungen wäre es bestimmt nicht förderlich, sollte eines Tages der Gesandte und das Stadtviertel, in dem seine Residenz lag, zerstückelt aufgefunden werden.

»Warte!« befahl Calmano dem neuen Diener. Er zerbrach das Siegel des Briefes und las die Nachricht der Königin. Sie war ungewöhnlich kurz gehalten und bestand nur aus einem einzigen Wort: Wann?

Infolge eines schnellen Nachdenkens griff Calmano zu einem Bogen Papier, tauchte die Feder in das Tintenfaß und schrieb in schwungvoller Handschrift: »Windstag. Mit Pläsier C.«

Er faltete den Bogen zusammen, siegelte ihn und überreichte ihn dem Diener: »Der Junge soll ihn in den Palast bringen, Mahmud.«

Der Diener nahm den Brief und verbeugte sich unterwürfig. Er ging zur Tür und schloß sie leise hinter sich, wie es seine Art war.

Mahmud stand erst seit kurzem in Calmanos Diensten. Er war ein großer Mann von dunkler Hautfarbe, die an manchen Tagen ungesund graubraun wirkte. Schädel und Gesicht waren haarlos, selbst die Au-

genbrauen pflegte sich der Diener abzurasierern. Calmano hatte Mahmud eingestellt, weil er zum einen sehr billig war, zum andern, weil der Magier dem geschwätzigen einheimischen Personal grundsätzlich mißtrauisch gegenüberstand.

Mahmud hatte sofort offengelegt, daß er ein entlaufener Haussklave aus Khunchom sei, der sich an Bord eines Schiffes geschmuggelt habe und jetzt für ein Dach über dem Kopf alles täte.

Calmano war kein Freund der Sklaverei, aber er war auch kein Feind von Dienern, die fast umsonst für ihn arbeiteten.

Kaum hatte Mahmud die Tür hinter sich geschlossen, da zerbrach er das Siegel des Briefes und las die kurze Nachricht. Anschließend nahm er ihn in die eine Hand, schloß sie zur Faust, drückte kräftig, so daß das Siegel völlig zerstört wurde. Ganz leise schlich er einige weitere Stufen hinab. Plötzlich ließ er sich polternd fallen. Am Fuß der Treppe erhob sich der Diener laut jammernd und humpelte die Treppe wieder aufwärts: »O Herr, o Herr, wie ungeschickt war Mahmud!«

Oben öffnete sich die Tür zum Arbeitszimmer, und Calmano sah heraus. Mißmutig nahm er den beschädigten Brief in Mahmuds Hand wahr.

»Du hättest das Schreiben fallen lassen sollen, als du stürzttest, statt es zu umklammern, Dummkopf!«

tadelte er den Diener. »Das darf nicht wieder vorkommen!«

Calmano verfaßte die Botschaft ein zweites Mal. Zum Glück war sie nur kurz gewesen.

Die Königin kam wie immer pünktlich. Calmano war es nach wie vor ein Rätsel, ob diese unkönigliche Angewohnheit ihrer Ungeduld zuzuschreiben war oder ihrer Herkunft als Mirhamer Prinzessin. Mirham war schließlich auch nicht gerade ein Ausbund an Zivilisation.

Balatravis trug zwar einen Schleier, ihr Haar mit den zahlreichen Zöpfchen, die zu Schleifen und Krin-geln geformt waren, aber unbedeckt. Die Eitelkeit verbot ihr, die aufwendige Frisur mit einem Tuch zu verhüllen und damit möglicherweise zu beschädigen.

Calmano führte seinen Gast in die obere Etage, in der er ein Gemach im Stil eines Liebfelder Salons hatte einrichten lassen. Die Königin sah wie stets anbetungswürdig aus. Ihre schwarzumrandeten Augen leuchteten in Vorfreude, Lider und Lippen waren mit Goldstaub gefärbt.

»Womit wirst du mich überraschen, Refano?« fragte sie erwartungsvoll, als sie Platz genommen hatte.

»Calmano«, verbesserte sie der Zauberer. Er brachte zwei Pokale aus Kristall, stellte sie auf einen Beistelltisch mit Spitzendeckchen und füllte sie aus einer

Karaffe mit Wein. Ausgiebig begann er über die Qualitäten des Weines zu sprechen, der – wie alles andere – aus seiner Heimat stammte. Calmano genoß es, die Königin hinzuhalten, um dadurch ihr Verlangen zu steigern. Das wußte sie auch.

»Ihr gabt mir wenig Zeit«, erklärte er schließlich lächelnd. »Eure Nachricht schien sehr dringend.«

»Welche Nachricht?« wollte Balatravis fragen, als ein Geräusch aus dem unteren Stockwerk erklang.

Calmano war sofort an der Tür. Unten im Haus sollte niemand sein.

»Wer ist da?« rief er.

Nur Stille antwortete. Wachsam stieg Calmano die Treppe hinab. Unten war es dunkel. Er schnippte mit den Fingern. Sofort erschien eine leuchtende Kugel in seiner Hand und tauchte die Diele in blaues Licht.

»Mahmud?« entfuhr es dem Magier. Unverzüglich begann er einen zweiten Zauber zu wirken, erkannte aber, daß er ihn nie zu Ende brächte. Im letzten Augenblick versuchte er noch, der langen, vorne abge-schrägten Klinge auszuweichen. Zu spät! Sie fand wie immer ihr Ziel.

»Calmano, hörst du mich? Was ist denn?« rief Balatravis besorgt.

»Katze. Dummes Vieh«, antwortete eine undeutliche Stimme von unten.

»Ich mag solche Störungen nicht«, nörgelte Balatravis, als sie sich wieder von der Tür entfernte. »Sorge dafür, daß so etwas nicht wieder geschieht. Du sollst nicht glauben, daß ich beunruhigt gewesen wäre, denn einen besseren Schutz als dich kann ich kaum finden. Jedoch ...« Sie wandte sich um, als sie Schritte hörte, und erschrak.

»Was?« stieß sie aus, als sie Calmanos unerwartet erscheinenden Diener erblickte. Ihre Augen weiteten sich in plötzlichem Erkennen.

»Ich weiß, wer du bist, trotz deiner Maskerade.« Sie nannte einen Namen, der nicht wie Mahmud klang.

Das war nicht das Schlauste, das sie zu einem Einbrecher hätte sagen können, doch um zu stehlen, war der Eindringling auch nicht gekommen. Balatravis erkannte das, kaum daß sie die Worte ausgesprochen hatte. Sie versuchte, an dem Dunkelhäutigen vorbei zur Tür zu gelangen. Er sprang flink über einen Schemel, stand vor ihr und schlug ihr kräftig in den Leib. Balatravis fiel und schnappte nach Luft. Kräftige Hände legten sich um ihren Hals und drückten erbarmungslos zu. Balatravis wehrte sich verzweifelt. Ihre scharfen Nägel fuhren in das Gesicht des Angreifers und hinterließen blutige Spuren. Doch der Druck auf ihre Kehle ließ nicht nach, selbst als sich die vormalige Königin schon längst nicht mehr regte.

Zitternd vor Anstrengung und Aufregung blickte

der Mörder auf den Hals der Toten, auf dem sich die Würgemale deutlich abzeichneten. Er rieb daran, als könne er so die verräterischen Abdrücke verschwinden lassen. Bald sah er die Aussichtslosigkeit seines Vorgehens ein. Man würde die Male im Gegenteil bald noch deutlicher erkennen können.

Der Mörder erhob sich ratlos. Es war alles nicht so verlaufen, wie er es sich vorgestellt hatte. Erst der Gesandte, den er gar nicht erstechen wollte, nun die Königin, der man nicht hatte ansehen sollen, daß sie ermordet worden war.

»Ich bin kein fähiger Meuchler«, murmelte der angebliche Mahmud. Ihm wurde schmerzhaft bewußt, daß sein Plan – den Magier *irgendwie* auszuschalten, um danach die Königin ohne Blutvergießen zu töten – etwas unausgegoren gewesen war.

Abermals kniete er sich neben den Leichnam, um die Fingerabdrücke auf dem Hals wegzumassieren. Das machte die Spuren nur noch schlimmer. Der Mann stand auf, setzte sich in den Sessel, in dem vorher Balatruvis gesessen hatte, und dachte lange nach. Ein Handkarren fiel ihm ein, den er beim Nachbarhaus hatte stehen sehen. Schnell ging der Mörder zu einem Fenster und schaute hinaus. Draußen war es dunkel, und niemand war zu erblicken.

Kurzentschlossen ging *Mahmud* auf den leblosen Körper zu, nahm ihn auf und trug ihn schwankend

die Treppe hinab, ohne den niedergestochenen Magier eines Blickes zu würdigen. Er trat auf die Straße, ging zu dem Karren und legte die Leiche darauf. Mit äußerster Wachsamkeit schob er das Wägelchen durch die Nacht. Er wußte nicht, was er tun sollte, falls ihn jemand bei seinem Tun überraschte.

Mahmuds Ziel war die Treppe zum Hafen, die zweihundert Schritt in die Tiefe führte. Er spähte und lauschte in die Dunkelheit, um sicherzustellen, daß zu allem Unglück nicht gerade noch jemand heraufstiege. Dann kippte er die Karre um. Stumm fiel Balatravis in die Tiefe. An dem zerschmetterten Körper würden die Würgemale nun nicht mehr auffallen.

Die Königin war tot!

Endlich war es vorbei, dachte ihr Mörder. Endlich!

Er fühlte eine ungeheure Erleichterung. Seine Hand berührte die Kratzer auf seiner Wange. In ein paar Tagen wären sie genauso verschwunden wie die starke Dunkelfärbung seiner Haut, die der wochenlange Verzehr von Ch'hlârwurzeln bewirkt hatte.

Preiset die Schönheit, endlich war es vorbei!

7.

Die Durchquerung des Binnenlandes wurde zu einem Tod in Raten.

Das erste Pferd starb, als sich urplötzlich der Boden unter seinen Hufen öffnete und das Tier fast zwei Schritt in die Tiefe stürzte. Nur mit viel Mühe konnte Alrimold sein festgeklemmtes Bein unter dem Leib des notleidenden Geschöpfes, das nie wieder laufen würde, hervorziehen. Als es ihm endlich gelungen war, bewegten sich die blaßgelben Wurzeln, die am Boden der Grube wuchsen. Zwei-, dreimal berührten ihre Spitzen den erschrockenen Buskur, der schnellstmöglich aus dem Erdloch herausklettern wollte. Nach den Berührungen der Wurzeln konnte er nicht mehr unterscheiden, was oben oder unten war. Statt zum Rande der Grube kroch er wie ein dummer Käfer auf ihrem Boden entlang. Auch diese Bewegung endete, nachdem die Wurzeln Alrimold weitere Male berührt und noch mehr Gift in seinen Körper abgesondert hatten. Nun hatte er gar kein Verlangen mehr zu entkommen.

Kaum daß Alrimolds Gefährten erkannten, in welcher Gefahr er schwebte, zückten sie ihre Schwerter und begannen wie Berserker auf das heimtückische Wurzelwerk einzuhacken. Als Alrimold sich gar nicht mehr bewegte, nur noch still dasaß und darauf wartete, verdaut zu werden, sprang Tölpel, alle Vorsicht mißachtend, in die Grube. Ihr Schwert beschrieb silberne Kreise und erzeugte einen Regen aus Pflanzenteilen und Erde. Dennoch wäre die Buskura das Op-

fer ihres Wagemutes geworden, hätte sich nicht plötzlich das eingestellt, wofür sie berüchtigt war. Die mörderischen Ranken schnellten mit einem Male nicht mehr ganz so flink nach dem neuen Opfer, vor allem trafen sie es nicht mehr. Statt dessen schlangen sie sich umeinander. Selbst die geistlose Pflanze schien nicht gegen den Fluch der Ungeschicklichkeit gefeit, mit dem alle Gegner Tölpels über kurz oder lang belegt wurden!

Fast ein Tag verging, bis Alrimold wieder auf die Nennung seines Namens ansprach, allerdings nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Tier, das gewohnt war, auf bestimmte Lautfolgen zu hören.

Dajin wußte, daß es eine Pflanze gab, die die Auswirkungen des Trichterwurzelgiftes bekämpfte, doch so sehr er, Töpel und Tuleyderan, der vierte im Bunde, auch suchten, nirgendwo waren die violett-gelben Dolden zu entdecken. Also blieb nur der langsame Weg, der nämlich, daß sich Alrimolds Körper selbst entgiftete.

Zwei Tage lang mußte der Buskur wie ein kleines Kind versorgt werden, danach besserte sich sein Zustand allmählich. Zu langsam, wie Dajin fand. Denn nach allem, was ihn die Väter über die Pflanze gelehrt hatten, hätte das Wurzelgift niemals so lange wirken dürfen. Vielleicht gehörte das zu den Überraschungen der tiefsten Wälder?

In der Zeit seiner Genesung war Alrimold ständiges Opfer von kleinen Mißgeschicken. Als die Jagd begann, hatte er sich gerade den Knöchel verstaucht.

Der Weg stieg seit Tagen stetig an. Immer häufiger schimmerten zwischen dem Laub der Baumwipfel die himmelhohen Berge der Maraskankette mit ihren kahlen Gipfeln hindurch. Als die Reisenden den Parder in der Ferne erblickten, staunten sie. Das Tier schien nicht schwarz, sondern schneeweiß zu sein, wie im Norden Maraskans üblich. Es mußte einen weiten Weg zurückgelegt haben. Höchstwahrscheinlich gab es in der Nähe noch ein zweites Tier, denn Parder jagten als Paare. Sorge machte sich niemand, schließlich waren sie zu viert.

Allerdings waren sie keine schwarzen Parder, sondern eben weiße. Im Gegensatz zu ihren südlichen Verwandten schlossen sich Weiße Parder gelegentlich zu lockeren Rudelverbänden zusammen. In diesem Fall bestand das Rudel aus vier Paaren.

Eines Nachts griff es an. Die Jäger kamen nicht durch das Gesträuch am Boden, sondern über das Geäst der hohen Bäume. Urplötzlich ließen sie sich aus sechs Schritt Höhe herunterfallen. Sie hatten es auf die drei verbliebenen Pferde abgesehen, die ihnen die Menschen nicht so ohne weiteres zu überlassen gedachten. Ein kurzer, heftiger Kampf entbrannte,

dann flüchteten die Katzen. Ein Pferd mußte getötet werden, ein Parderkater hatte den Überfall mit dem Leben bezahlt, und Alrimold, der Unglückliche, hatte sich drei breite, parallele Furchen an seinem gesunden Bein eingehandelt. Sie waren fast fingertief, zogen sich über den ganzen Schenkel und bluteten stark.

Der tote Parder machte den Menschen Sorgen. Dajin war nicht der einzige, der von dem Aberglauben gehört hatte, daß sich der überlebende Teil eines Parderpärchens gelegentlich in einen Roten Parder verwandelte, eine ungemein gefährliche Bestie von fast menschlicher Schläue.

Möglicherweise war an dem Aberglauben etwas Wahres, vielleicht war es auch nur Zufall, als die Reisenden zwei Tage später der Fleischwerdung ihrer Befürchtungen einige Augenblicke lang ansichtig wurden: Das Tier schien größer, als die angreifenden Raubkatzen gewesen waren. Sein Fell war rot wie frisches Blut und gezeichnet mit schwarzen Ringen. Dreimal brüllte die Parderin herausfordernd in Richtung Dajins und seiner Buskure, dann verschwand sie.

Nun zweifelte keiner mehr daran, daß die Geschichten, die sie gehört hatten, der Wahrheit entsprachen. Die Bestie, die sich ihnen eben gezeigt hatte, würde nicht aufgeben, bis sie jeden zur Strecke

gebracht hatte, der am Erschlagen ihres Partners beteiligt gewesen war. Koste es was es wolle, das war ihr einziger Lebenszweck. Also wurde beschlossen, die Katze zu jagen. Denn solange sie herumstrich, gab es keine Sicherheit, weder tags noch nachts.

Zwei Tage lang folgten die Reisenden dem Tier, während sie zugleich nach einem Paß Ausschau hielten, der sie über das Gebirge bringen sollte. Am dritten Tag erspähten sie das rote Schimmern seines Fells. Der Parder war allenfalls zweihundert Schritt entfernt.

Alrimold wurde mit den beiden Pferden zurückgelassen. Obwohl die Wunde an seinem Bein sofort gereinigt worden war, hatte sie sich entzündet.

So leise wie möglich schlichen die Menschen zu ihrem Feind. Am entgegengesetzten Rand einer Lichtung, die mit schenkelhohem Gras und vereinzelt Büschen bewachsen war, lag das rote Untier schlafend auf einem Ast. In demselben Augenblick, als Tuleyderan, der voranschlich, seinen Fuß auf die Lichtung setzte, zuckten die Ohren des Parders. Sein Kopf fuhr hoch, und er sah die Menschen mit einem bösarigen Glimmen in den Augen an. Das Tier richtete sich auf, um in elegantem Sprung das Weite zu suchen.

Tuleyderan, der die Beute nicht ungeschoren entkommen lassen wollte, stürmte los. Als er ein Drittel

der Lichtung überquert hatte, brach das Unwetter über ihn herein. Ungesehen hatten sich im tiefen Gras einige Stachelschweine aufgehalten. Es waren friedliche Tiere, die sich von Käfern, Würmern und jungen Pflanzen ernährten, aber in einem Land lebten, um dessen Besitz seit Jahrtausenden zahllose Herren stritten. Als der rennende Mensch ihnen plötzlich einen Todesschrecken einjagte, taten sie das, was maraskanische Stachelschweine bei solchen Gelegenheiten tun: Sie schleuderten ihre hohlen, aber nicht leeren Stacheln der Bedrohung entgegen. Innerhalb eines Augenblicks sah Tuleyderan fast so aus wie sie. Noch zwei Herzschläge lang stand er aufrecht, dann setzte die Wirkung des Giftes ein, und er fiel um wie ein gefällter Baum.

Tölpel und Dajin griffen sofort nach Steinen und Ästchen und warfen sie in die Lichtung, damit auch das letzte der furchtsamen Tiere die Flucht ergriffe. Als sie sicher waren, alle verjagt zu haben, eilten sie zu Tuleyderan. Sie rissen die zahllosen Stacheln heraus, die in seiner Haut steckten, saugten an den Einstichen und spuckten aus. Tölpel lauschte an der Brust ihres Gefährten. Sein Herz schlug noch, doch die Pausen zwischen jedem Schlag wurden merklich länger. Schließlich blieb der nächste Schlag aus.

In diesem Augenblick schrie Alrimold. Tölpel zögerte, den toten Tuleyderan allein zu lassen. Erst als

Dajin sie anfuhr, folgte sie ihm. Beide eilten unachtsam durch das Unterholz. Hätte noch ein weiterer Räuber gelauert, so hätte ihm einer der beiden leicht zum Opfer fallen können.

Doch die Rettung kam zu spät. Der Rote Parder hatte Alrimold die Gurgel herausgerissen und die Pferde getötet!

Tölpel schüttelte den Kopf: »Dieses Ungeheuer wußte von den Schweinen! Zuerst hat es uns geteilt, dann in die Falle gelockt und danach den Schwächsten getötet. So handelt doch kein gewöhnliches Tier!«

Doch das war genau das, was der Aberglaube besagte: so *schlau wie ein Mensch*.

Tölpel suchte nach Spuren, um herauszufinden, ob Alrimold den Parder bei seinem letzten Kampf wenigstens verwundet hätte. Plötzlich stieß sie einen Schreckensschrei aus: »Es sind zwei!«

Das ergab wenig Sinn.

Soweit Dajin und Tölpel wußten, schlossen sich Parderpäarchen auf Lebenszeit zusammen. Auch der Aberglaube sprach nur von der Veränderung eines Tieres, nämlich des überlebenden.

Von Zweien war nicht die Rede!

Entweder hatte ein unvorstellbarer Zufall dafür gesorgt, daß sich eine weitere der Mörderbestien im selben Gebiet aufhielt, oder der tote Parder hatte ent-

gegen den Gewohnheiten seiner Art zwei Weibchen gehabt.

An eine weitere Jagd war nun nicht mehr zu denken, jedenfalls nicht von Menschenseite aus. Dajin und Tölpel erkannten, daß ihre einzige Möglichkeit zu überleben darin bestand, ganz schnell die Baumgrenze zu erreichen oder wenigstens den lichterem Wald, wo der oder die Jäger nicht mehr alle Vorteile auf ihrer Seite hätten.

In den nächsten beiden Tage mußten sich den Verfolgern zahlreiche Gelegenheiten für einen weiteren erfolgreichen Angriff geboten haben.

Dennoch erfolgte kein weiterer.

Die Bestie, von der die Flüchtenden nicht wußten, ob es immer dieselbe war oder zwei verschiedene Tiere, machte sich immer nur soweit bemerkbar, daß sich ihre Beute an ihre Gegenwart erinnerte. Der oder die Verfolger hatten beschlossen, das Ende lange hinauszuzögern. Auch das entsprach nicht üblicher Paraderart.

Dajin und Tölpel wagten kaum noch zu rasten oder gar zu schlafen.

Die Berglandschaft entsprach den Erwartungen – sie war abweisend, und lange Umwege waren die Regel. Das einzige, was die beiden Menschen über ihren Weg wußten, war, daß ihr Ziel jenseits der Berge lag, irgendwo im Osten.

Wieder einmal hatten Dajin und Tölpel einen Weg gefunden, der gegen Sonnenaufgang führte und nicht, wie so oft, nach Norden oder Süden. Er schlängelte sich entlang eines rund vierzig Schritt hohen Steilhangs. Linker Hand fiel der Berg nicht ganz so steil ab. An seinem Fuß erstreckte sich ein Tal, das mit einem Teppich blauer Blüten bewachsen war. Der Weg, dem Dajin und Tölpel folgten, war breit genug, um ihn sicher begehen zu können, doch nicht breit genug, um darauf zu kämpfen.

Das wußte die Beute.

Das wußten die Jäger.

Herabfallende Steinchen kündigten ihre Gegenwart an. Ein Parder war am oberen Ende der Steilwand zu entdecken. Er sah herunter. Sein Kopf hing tief zwischen den Vorderbeinen, so, als wollte die Raubkatze gleich springen. Dajin und Tölpel konnten nicht einschätzen, was das Tier plante. Sie wußten wohl, daß Parder mit wenig Mühe auf Äste springen konnten, die sechs Schritt über ihnen wuchsen, aber sie hatten keine Vorstellung, wie tief sie sprangen, wenn sie unter sich ihre Beute sahen. Das Tier schien wahnsinnig in seinem Rachedurst. Möglicherweise hatte es beschlossen, die Jagd zu beenden und in einem letzten Sprung einen oder beide der Verfolgten in die Tiefe zu reißen.

Ein zweiter roter Kopf schob sich über den Felstrand und lieferte damit den endgültigen Beweis für das seit Tagen Befürchtete.

»Vorne, abwärts!« rief Tölpel und ging zügigen Schritts weiter. Sie hatte dreißig Schritt voraus ein kleines Plateau ausgemacht, das rund sechzig Schritt unterhalb des Wegs lag. Wenn man auf dem Hosenboden den Hang hinunter rutschte, konnte man es gefahrlos erreichen. Der Felsvorsprung schien nicht übermäßig groß, doch besser für einen Kampf geeignet als der augenblickliche Standort. Mit Glück war dort unten ein weiterer Abstieg möglich, und wenn nicht, so konnten sie mit ein wenig Anstrengung wieder zum Pfad hinaufklettern.

Gesagt getan. Dajin eilte der Buskura hinterher, fortwährend wachsam nach oben schauend. Auch die Parder hatten sich wieder in Bewegung gesetzt. Im Augenblick war nur einer zu sehen. Wo war der andere?

Dajin folgte Tölpels Vorbild und ließ sich ebenfalls sitzend den Hang hinuntergleiten.

Das war der Schwachpunkt des Plans. Die Müdigkeit trug Schuld, daß keiner der beiden Menschen an ihn gedacht hatte. Wenn die Parder jetzt angriffen, so waren sie ihnen hilflos ausgeliefert!

Kurz bevor Dajin und Tölpel auf dem Vorsprung angelangten, verlor die Welt ihre Wägbarkeit.

Mit einem Mal schien Dajins Magen nicht mehr mit seinem bisherigen Platz im Körper zufrieden zu sein. Er wanderte aus dem Bauch in die Brust bis zur Kehle, wo er sich umzustülpen begann. Gleichzeitig versuchte jemand, Dajins linke Gliedmaßen aus den Gelenken zu drehen und die Nase in den Schädel zu drücken. Mit der rechten Hand griff Dajin in sein Gesicht. Von der Nase war tatsächlich nur noch die Spitze zu ertasten. Der Rest schien sich unter die Oberlippe verkrochen zu haben. Dajin zog kräftig an seiner Nase. Knirschend kam sie aus ihrem Versteck hervor, jedoch weit mehr von ihr, als dort hätte sein sollen. Schon war die Nase einen halben Spann lang, dann einen ganzen! Sie war hart und scharfkantig.

»Anscheinend nicht«, dachte Dajin zusammenhangslos. »Das würde sich anders anfühlen. Hatten etwa die Parder angegriffen? Huch, was geht denn hier vor?«

Er fühlte seine Augäpfel anschwellen und aus den Höhlen springen. Sie wuchsen am Ende langer Stiele, die sich ihrerseits spiralförmig verdrehten. Dajin sah sich plötzlich selbst: Seine Haut war von einer Farbe, die genau in der Mitte zwischen rosa und braun lag, aber – wie Dajin gleichfalls ganz genau wußte – nichts mit beiden Farben gemeinsam hatte. Er sah seine Haare kürzer werden. Sie schrumpften nicht, zogen sich auch nicht wie Tentakel in seinen Kopf zu-

rück, vielmehr fühlte sich ihr Schwinden an, als würde jedes einzelne zurück in die Haut gepreßt.

»Aber dennoch geschieht es! Das kann doch nicht wahr sein! Je länger, je merkwürdiger!« dachte Dajin verwirrt.

Nun war leise eine Stimme zu vernehmen. Unschwer war sie als die von Väterchen zu erkennen. Und schon tauchte der alte Mann in Dajins Blickfeld auf. Mit erhobenem Zeigefinger erklärte er seinem Sohn: »Grün ist die Mutter von weich! Mehr oder weniger offensichtlich das Ganze. Wäre es anders, so wäre die Antwort gefragt. Nochmals: Wer kam? Zuerst oder das Ei? Selbstverständlich kam Zuerst! Denn zuletzt wurde das Ei zerschlagen! Es ist immer zunächst zuerst. Hier, jetzt und dort, wo sich beide berühren. Was sonst? Grün ist die Mutter von weich, Sohn! Grün ist die Mutter von weich! Da beißt die Maus nichts vom Fladen ab.«

»Es ist anders, als ich mir vorstellte«, antwortete Dajin. »Ich weiß nicht. Ist das das Ende? Wodurch? Sterbe ich gerade?« Väterchens Stimme wurde lauter und schneller. Doch er sprach nicht mehr so flüssig wie zu Anfang. Zwei Silben, Pause, wieder zwei Silben.

»An meinen Herzschlag!« flüsterte Dajin nachdenklich. »Woran er erinnert mich das bloß?« Er stutzte: »Die Antwort kommt schneller als die Frage! Alles ist verdreht! Hoppla, das stimmt doch nicht!«

Die Stimme aus dem väterlichen Mund war zu einem Brüllen angeschwollen. Immer noch unterwarf sie sich dem Rhythmus, den Dajins Herz vorgab. Rasend schnell schlug es von innen gegen die Brust, die es einsperrte. »Das-al. Les-so. Sinn-los. En-den. Muß – ...«, dachte Dajin unglücklich.

Die verwirrenden Sinneseindrücke hörten so schlagartig auf, wie sie begonnen hatten. Dajin lag auf dem Rücken. Über sich sah er den Himmel. Sein Herz schlug noch immer in einem Vielfachen des üblichen Taktes. Um die außergewöhnliche Anstrengung durchhalten zu können, nahm das Herz sämtliche Kraft in Beschlag, die in dem Körper steckte. Es ließ nicht einmal genügend übrig, damit Dajin atmen konnte. Er lag da mit weit aufgerissenem Mund, unfähig Luft in die Lungen zu saugen. Das Verlangen zu atmen wurde jeden Augenblick unerträglicher. Das tobende Herz scherte sich nicht darum.

Es schlugundschiugundschiug.

Tatamtatamtatam.

»Zerbrich endlich!« flehte Dajin voller Qual. Ungezählte Male wiederholte er den Wunsch, bis sein Herzschlag sich endlich wieder zur gewohnten Geschwindigkeit verlangsamte.

»Tölpel?« fragte Dajin schwächlich.

»Ich lebe. Noch«, antwortete von irgendwoher ihre

Stimme. Beide schwiegen wieder. Die wenigen Worte hatten sie so erschöpft, als seien sie eben einen tausend Schritt hohen Berg hinaufgerannt.

Nach einer Viertelstunde hatten sich Dajin und Töpel ausreichend erholt, um wieder aufstehen zu können. Sie befanden sich nicht auf dem Vorsprung, der das Ziel ihrer Flucht gewesen war, sondern am Grund des Tales. Von den blauen Blumen war nichts zu sehen. Statt dessen ragten überall aus dem fast mannshohen Gras Bauminseln.

»Was ist mit uns geschehen?« Dajin sah die Buskura fragend an. Sie hatte überall Schürfwunden, die sich sogar unter ihrer Kleidung fortzusetzen schienen. Dajin warf einen Blick auf seine Hände. Sie wiesen die gleichen Abschürfungen auf. Er spuckte aus. Sein Speichel war rötlich.

Töpel hob die Schultern: »Ich habe keine Ahnung.«

Bewegung kam in das Bild. Ein Dutzend großer, grauer Rücken, mit spärlichen braunen Haarbüscheln bewachsen, hoben sich aus dem Gras. Wollnashörner! Mit einer Schulterhöhe von zwei Schritt waren sie deutlich größer als üblich. Die Tiere hatten keine Hörner. Als sie die Menschen erblickten, stießen sie klagende Laute aus und wandten sich trampelnd zur Flucht.

Dann überschlugen sich die Ereignisse. Urplötzlich

standen zwei Gestalten vor Dajin und Tölpel. Sie waren fast so groß wie durchschnittliche Menschen – größer als Dajin, kleiner als Tölpel –, sahen jedoch entfernt aus wie aufrecht gehende Alligatoren. Sie hatten kurze Arme und kräftige Beine mit krallenbewehrten Füßen. Ihre Schuppen waren grün-braun. Sie trugen *Kittel*, die aussahen, als bestünden sie aus zusammengenähten Seerosenblüten. In den Händen hielten sie lange Holzstangen, die an beiden Enden mit scharfen Steinspitzen versehen waren.

Dajin bog den Oberkörper rasch zurück, als eines der Echsenwesen nach ihm schlug. Er zog sein Schwert gerade noch rechtzeitig, um einen zweiten Hieb abblocken zu können. Er schlug nach seinem Angreifer, doch der parierte den Angriff mit dem einen Ende seines Kampfstabes und führte sofort mit dem anderen Ende einen Hieb nach Dajins Beinen. Der sprang über den Stab hinweg. Seine Ohren verkündeten ihm, daß sich auch Tölpel ihrer Haut wehren mußte.

Beide Kämpfer wichen auseinander und beobachteten sich abschätzend. Sie tauschten einige Schläge aus, nur mit halber Kraft geführt, um den Gegner kennenzulernen. Jeder der beiden wehrte sie ohne Mühe ab.

Blitzschnell ließ das Echsenwesen die Stange durch die Hände gleiten. Nun hielt es die Waffe fast am un-

teren Ende und führte beidhändig einen Schlag nach Dajins Kopf. Gewand tauchte der Angegriffene unter dem Stock hindurch und stand danach fast Angesicht zu Angesicht seinem Gegner gegenüber. Er führte einen Schlag von oben nach dem Kopf der Echse. Die Klinge sprang an einem der Knochenhöcker des Schädels ab. Das Geschöpf wich mit einem gurgelnden Laut zurück und trat nach Dajin. Scharfe Krallen schnitten in sein Bein. Der Mensch taumelte rückwärts. Schon wieder schoß der Kampfstab auf ihn zu, dieses Mal geführt wie ein Speer. Mit einem kräftigen Abwehrhieb schlug Dajin die Stange zur Seite. Sie brach entzwei. Doch ebenso schnell ließ das Echsenwesen den halbierten Stab in seiner Hand herumwirbeln. Nun hielt es ihn wie eine Keule.

Schlag folgte auf Schlag, Angriff auf Gegenangriff. Die Körper der Kämpfenden berührten sich wiederum, als sich ihre Waffen verhakten. Während der letzten Phase des Kampfes war Dajin aufgefallen, daß sein Feind die Waffenhand ständig wechselte. Als nun sein Schwert gegen die Überreste des Holzstabes drückte, erkannte er, daß seine Armmuskeln stärker waren als die der Echse. Das kurze Frohlocken wäre fast sein Ende gewesen. Denn unversehens schnappte der zahnstrotzende Rachen nach ihm. Die kräftigen Kiefer schlossen sich zu weniger als Daumenbreite vor Dajins Gesicht!

Ohne nachzudenken riß Dajin seine Linke hoch und bohrte der Echse den Daumen ins Auge. Sie stieß einen wütenden Schrei aus. Dajins Schwert beschrieb einen Bogen und drang von unten in den Leib des Gegners ein. Mit zwei weiteren Schlägen enthauptete er ihn.

Ungefähr zu diesem Zeitpunkt hatte auch Tölpel ihren Gegner besiegt. Er lag mit befremdlich abgewinkeltem Kopf am Boden.

»Der Lump ist gestürzt und scheint sich den Hals gebrochen zu haben«, erklärte die Buskura in beiläufigem Ton, als sei das ganz selbstverständlich.

»Was war das?« rief Dajin aus.

»Marus«, antwortete Tölpel. Den Namen hatte sie nicht im heimischen Fischerdorf gelernt, sondern von einem der Gelehrten, die nach Boran gepilgert waren, um vor dem Herrscher sprechen zu dürfen. Sie hatte ihn nicht im Rahmen eines klugen Vortrages aufgeschnappt, sondern in einer Stunde, als das Haupt des Gelehrten auf ihren vollen Brüsten lag und sein Besitzer nach Tölpels Vorstellungen andere Dinge hätte tun sollen, als von toten Echsen zu erzählen.

Marus! Abkömmlinge der verschwundenen Echsenvölker, die lange vor den Menschen auf Maraskan gelebt hatten.

Dajins wußte fast nichts über sie. Zwar lebten in den Mangrovensümpfen im Südosten seines Reiches

zurückgezogen Echsenmenschen vom Volk der Achaz, doch die waren sehr menschenscheu. Von den einstigen Beherrschern der Insel war wenig mehr übrig als einige überwucherte Steine mit unleserlichen Schriftzeichen, die gelegentlich entdeckt wurden und deren Fund die Zauberer und Gelehrten jedesmal in helle Aufregung versetzte. Ansonsten hatten sie ihren Platz in Sagen, die nicht einmal ihnen selbst galten, sondern von kühnen Abenteurern erzählt, die von verborgenen Schätzen in den Wäldern und Bergen träumten, auf der Suche nach dem diamantenen Thron des EchSENSULTANS mutig ins Binnenland vorstießen und die üblicherweise nie wieder gesehen wurden.

»Was ist mit uns geschehen?« fragte Dajin erneut.

Tölpel antwortete mit einer Gegenfrage: »Wo sind wir?«

Mit unerschütterlicher Ruhe begann sie die vielen Merkwürdigkeiten aufzuzählen. Nichts schien die Frau beeindrucken zu können, deren Leben sich an einem, wie ihr vorkam, jahrzehntelang zurückliegenden Tag von Grund auf geändert hatte, und das seither keinem vertrauten Gesetz mehr gehorchte.

Es hatte damit begonnen, daß sie vor den Pardern geflohen waren. Danach war das seltsame, schwer in Worte zu fassende Ereignis eingetreten. Sie hatten sich nicht dort wiedergefunden, wo sie ursprünglich

hinwollten, sondern einige hundert Schritt tiefer. Bei dem Sturz, Rutsch oder wie immer es zu nennen war, hatten sie sich unbedeutende Verletzungen zugezogen, jedoch an Stellen, für die sich keine Erklärung fand. Die Berge sahen immer noch gleich aus, doch das Tal entsprach nicht dem Anblick, den es aus der Höhe geboten hatte.

Die Wollnashörner wiederum waren nicht nur größer gewesen als üblich, sondern schreckhaft wie Vieh. Statt anzugreifen, waren sie weggerannt, so weit, daß man sie jetzt nicht mehr sah. Konnte es sein, daß die Marus, die sie angegriffen hatten, vielleicht nur Hirten gewesen waren? Doch dann mußten im Tal noch viel mehr dieser Echsen leben, vielleicht ein ganzes Dorf! Die beiden Erschlagenen waren gefährlich genug gewesen. Sollten sie wirklich nur Hirten gewesen sein, so war es nicht ratsam, den Kriegern zu begegnen.

Eile und Vorsicht waren angebracht! Sie und Dajin mußten so schnell wie möglich das Tal wieder verlassen. Der Weg, auf dem sie gekommen waren – gekommen sein mußten! – war zwar steil, schien jedoch bewältigbar. Allerdings warteten dort oben noch immer die Roten Parder und damit der sichere Tod. Sie mußten einen anderen Weg finden, bevor weitere Echsenwesen auftauchten.

Obwohl Dajin und Tölpel mit aller gebotenen Vor-

sicht ausschritten, konnten sie die Begegnung nicht vermeiden. Die Marus erwarteten sie in einer Senke hinter einer der Baumgruppen. Die fliehenden Nasenhörner mußten sie alarmiert haben. Die Echsenwesen zählten ungefähr vierzig Köpfe und waren in der Mehrzahl etwas größer als Menschen. Die Hälfte von ihnen trug spiegelnde Harnische, Helme und Lanzen, der Rest *Kittel* und *Mäntel* aus Blütenblättern, wie die beiden, gegen die Dajin und Tölpel gekämpft hatten. Bei manchen schlangen sich um Arme und Beine Ranken, an denen Blätter und ebenfalls Blüten wuchsen.

Ein Maru zog Dajins und Tölpels Blicke auf sich. Sein Leib, die Oberseite der langen Schnauze und die Stirn zwischen seinen Augenvülsten war mit buntem Flaum bedeckt. Flaum? Nein, Moos! Grünes, graues, gelbes, blaues und violette Moos!

Dieser Maru löste sich aus dem Haufen. Mit ausgestreckten Armen, die Handflächen nach oben, schritt er auf Dajin und Tölpel zu. Die beiden nahmen an, er sei ein Unterhändler, der zeigen wollte, daß er unbewaffnet war. Auf halbem Weg blieb der Maru stehen. Er stieß dieselben gurgelnden Laute aus, die sie schon gehört hatten. Urplötzlich riß er die Arme hoch.

Auf der Grundfläche eines Hauses und gut zwei Spann dick, löste sich die Erdscholle und schwebte samt Gras und Buschwerk in der Luft. Tiefreichende Wurzeln hingen an der Unterseite herab. Der Anblick

währte nur einen winzigen Augenblick. Dann wurden Dajin und Tölpel lebendig begraben.

9.

Als die Bewußtlosigkeit Dajin wieder aus ihrem Dunkel entließ, sah er zuerst Tölpel. Sie hing kopf-über an einem Baum. Der Ast, der sich um ihre Knöchel wand, sah aus, als wäre er in Jahren um sie herumgewachsen.

Dajin senkte den Blick. Eine dicke Ranke wuchs um seine Beine und fesselte sie an den Pfahl, den er in seinem Rücken spürte. Ähnliche Ranken schienen um seine Hände und seinen Hals gewunden zu sein, doch die konnte er nicht erkennen.

Der Schmerz war kaum zu ertragen. Dajin hätte viel darum gegeben, die Hände frei zu haben, um sein Gesicht in ihnen vergraben zu können. Tölpel war ohne Zweifel tot. Sie war ausgeweidet worden.

Der Ort, an dem Dajin erwachte, mußte sich weit weg von der Stelle befinden, wo er und Tölpel gefangen genommen worden waren. Er lag nicht in einem Dorf, sondern in einer Stadt, deren *Häuser* wie zer-schlagene Vogeleier aussahen. Sie wiesen Auswüchse auf, deren Sinn sich nicht erschloß, und waren aus dunklem Lehm, spiegelndem Kristall und lebendi-

gem Wurzelwerk gebaut, vielleicht gewachsen. Zwischen den Häusern lag ein runder, trichterförmiger Platz, in dessen Mitte sich Dajin befand.

Die Hitze machte das Atmen schwer. Schuld an ihr trugen die aus Kristall bestehenden Teile der Häuser, die das Sonnenlicht gebündelt auf den Platz warfen. Die Marus – sie zählten nicht Dutzende, sondern Hunderte! – schienen sich ganz wohl zu fühlen. Sie drängten sich in sitzender Haltung, gestützt auf Beine und Schwanz, und gaben gurgelnde, scharrende, hustende und schnalzende Laute von sich. Marus jeder Größe hatten sich versammelt. Die meisten von ihnen trugen Blütengewänder, nur wenige Rüstungen, die aus demselben Material zu bestehen schienen, wie das Kristall der Gebäude, nur eingefärbt. Eine gehörige Anzahl *Bemooster* war zu erblicken. Auf den Köpfen und Schultern vieler Marus saßen kleine Vögel und pickten.

Die Größe der Echsenwesen schien in ihrer Gemeinschaft eine Rolle zu spielen, denn danach war die Menge geordnet. Große, mittelgroße und kleinere Marus vermengten sich nicht. Dajin fiel auf, daß nicht alle von grün-brauner Farbe waren. Bei etwa der Hälfte der größeren Marus waren die Schuppen von der Unterseite der Schnauzen bis zur Brust gelb bis orange getönt. Vielleicht Kinder, Ausgewachsene, männliche, weibliche, dachte Dajin flüchtig.

Er war nicht der einzige Gefangene. An einen zwei-

ten Pfahl zu seiner Linken war ein Maru gefesselt. Er war mittelgroß, ohne bunte Schuppen und auch ohne *Kleidung* oder Bewuchs.

Die Szenerie sah sehr nach einer öffentlichen Hinrichtung aus.

Das Gurgeln, Schnalzen und Scharren schwoll plötzlich zu ohrenbetäubender Lautstärke an. Zweifellos kamen die Herrscher der Stadt. Sie waren drei an der Zahl, gekleidet in goldene und rote Blüten. Sie saßen auf einer kristallinen Sänfte, die von anderen Marus getragen wurde.

Bei ihrem Anblick wallte in Dajin ein Zorn auf, so schrecklich wie in den schlimmsten Tagen seiner Jugend. Ein roter Schleier vor seinen Augen machte ihn buchstäblich blind. Ohne nachzudenken schrie er: »Ich verfluche euch für das, was ihr meiner Freundin angetan habt! Ich verhöhne euch! Ich beuge mich euch nicht! Sollten mir die Geschwister erlauben, zu euch zurückzukehren, so verspreche ich euch Rache, Rache, Rache! Ich verfluche euch, ich verwünsche euch! Das gelobe ich, Dajin Derfromold, der Haranga-Haran von Maraskan!«

Die hilflose Drohung schien augenblicklich Wirkung zu zeigen. Eine lähmende Stille legte sich über die Versammlung. Die Herrscher sprangen auf. »Er lügt!« riefen sie klar und verständlich.

»Keineswegs! Er lügt nicht. Überzeugt euch!« wi-

dersprach ein angenehmer Baß. Die Stimme schien dem Gefangenen am anderen Pfahl zu gehören.

Das Schweigen endete genauso plötzlich, wie es begonnen hatte. Das willkürliche Durcheinander der Geräusche, die die Marus vorher von sich gegeben hatten, verschmolz zu einer gemeinsamen Lautfolge: »H'Ranga-Arran! H'Ranga-Arran!«

In diesem Augenblick stürzten sich die Sänftenträger auf ihre Herrscher und bissen sie tot!

Mehrere der bewaffneten Echsen eilten zu den eben noch Todgeweihten an den Pfählen. Ohne ersichtlichen Grund erschlafften die Ranken, die beide gefesselt hielten. Der gefangene Maru wurde beinahe unterwürfig vom Pfahl weg geführt. Unverkennbar hatte ein Herrscherwechsel stattgefunden.

Dajin hatte keine Zeit, sich Gedanken darüber zu machen. Er wurde ergriffen und trotz heftiger Gegenwehr in eines der *Häuser* geschleppt. Dort drängten ihn die Gepanzerten eine Schräge hinab, die sich in Spiralen abwärts wand und stießen ihn in einen Kellerraum. Sie verschlossen die Tür. Dajin gab sich keinen falschen Hoffnungen hin. Er war sich sicher, daß sie auf der anderen Seite Wache hielten.

Der Boden des Gefängnisses war knietief mit modrig riechendem Schlamm gefüllt. Die Zelle schien so niedrig, daß nicht einmal Dajin aufrecht darin stehen konnte. Durch einen gezackten Riß an der Decke fiel

spärlich graues Licht, nicht genug, um die Zelle bis in den letzten Winkel erhellen zu können. Dajin war nicht so furchtbar unglücklich darüber. Widerwillig setzte er sich in den Morast.

Als der Tag endete, brach eine der schrecklichsten Nächte in Dajins Leben an. In der Zelle war es stockdunkel. Dennoch fühlte er die niedrige, unsichtbare Decke auf sich herabdrücken, drohend, ihn abermals, jetzt endgültig zu begraben, wie vor Stunden – gar Tagen? – die durch Magie aus dem Boden gerissene Erdscholle. Er hatte zu Anfang ganz kurz leuchtende Flecken gesehen, die sich über eine der rauhen Zellwände bewegten. Es schienen Leuchtkäfer zu sein. Dajin hatte versucht, einen zu fangen, doch als er sich dem Tier näherte, war es plötzlich verschwunden gewesen.

Ungezählte Mal schreckte er mit bis zum Hals pochenden Herzen aus dem Dämmer Schlaf auf, der ihn stets wieder übermannte. Dajin befürchtete, schlafend im Morast zu versinken und zu ersticken. Wenn ihm die Augen dann doch wieder zufielen, sah er Tölpel. Manchmal lachte sie, erzählte mit gerunzelter Stirn etwas Wichtiges, manchmal hing sie mit aufgerissenem Bauch von einem Baum.

»Ich habe ihr kein Glück gebracht«, murmelte Dajin.

Als ihm das Mädchen Tsaryscha antwortete, wußte er, daß er träumte.

»Nein?« fragte sie verwundert.

»Wer sollte das besser wissen als du?« entgegnete Dajin. »Schließlich starbst du an der Rüstung, die ich hätte tragen sollen. Dir brachte ich ebenfalls kein Glück.«

»Bist du befähigt, das zu entscheiden, Dajin Derfromold?« antwortete das tote Mädchen.

Wieder einmal schreckte Dajin aus dem Schlummer auf. Das war nicht die junge Fischerin gewesen, die ihm im Traum erschienen war, sondern ein schwarzhaariges Mädchen an der Grenze zum Frausein – Dajin wußte, daß er ihr Gesicht schon irgendwann früher gesehen hatte, doch er konnte sich nicht erinnern, wann oder wo.

10.

Als das Tageslicht schon einige Zeit wieder durch den Riß fiel, öffnete sich die Zellentür. Der Maru, der hindurchtrat, war ebenfalls zu groß, um aufrecht stehen zu können. Gewandt ließ er sich im schmatzenden Schlamm nieder.

Er starrte Dajin eine Zeitlang an.

»Weißt du, wer ich bin?« fragte er plötzlich.

»Ein Folterknecht, der meinen Kerker besucht?« schlug Dajin vor.

»Kerker?« Das Wesen hustete mehrmals.

»K'rzz ist überaus töricht!« verkündete es. »Ich hätte daran denken sollen. Das bekümmert mich. Wahrscheinlich hättest du eine Kerkerzelle tatsächlich angenehmer gefunden, F'zzmech. Das hier ist keine. (Schnalz!) Du weilst im schönsten Gemach meiner Wohnstätte.«

Die Stimme der Echse klang zwar überhaupt nicht weiblich, dennoch war sich Dajin sicher, daß sein Gegenüber ein weiblicher Maru war. Sie stieß einen Luftschwall aus, der nach Fleischfresser roch. Es wurde heller. Das Licht stammte von Leuchtwürmern, die über die Wände krochen und von denen Dajin während der Nacht schon einige erblickt hatte.

»Weißt du, wer ich bin?« fragte die Echse nochmals. Dajin konnte sie jetzt besser erkennen. Die Maru sah aus wie viele andere. Sie trug ein Blütengewand, die Schuppen auf ihrer Brust schimmerten rötlich.

»Nein«, antwortete er. »Wie auch?«

Die Kiefer der Echse öffneten sich zweimal und klappten laut zu. »Das dachte ich mir. Du bist kein H'Ranga-Arran. (Schnalz!) Denn sonst könntest du sehen. Ich war gestern bei dir. Wir sollten gemeinsam sterben.«

Jäh erkannte Dajin, daß das Öffnen und Schließen des Marurachens unabhängig davon geschah, ob das

Wesen sprach oder nicht. Der Schmetterlingsmann schien offenbar nicht das einzige Wesen zu sein, das lautlos zu sprechen verstand. Neuerdings schien das fast die Regel!

Die Maru hustete mehrmals.

»Nur wenn du es willst«, beantwortete sie eine Frage, die Dajin gar nicht gestellt hatte. »Selbst mächtige *Zim* können deine Gedanken nicht gegen deinen Willen lesen. Dazu mußt du mithelfen.«

»Ich weiß weder, was ein *Zim* ist, noch was du von mir willst!« erwiderte Dajin barsch. »Ganz bestimmt bist du nicht der Maru, der am zweiten Pfahl gefesselt war. Ich bin kein Narr. Du siehst anders aus. Außerdem war der andere ... männlich?«

»In K'rzz fließt das Blut des *Langen Schattens*. Viele, die von ihm abstammen, können ihr Geschlecht wechseln. Wenn du ein H'Ranga-Arran wärst, könnte dich mein Aussehen nicht täuschen. Ich bin die, die du sahst.«

Dajin wußte nicht, ob er die Behauptung glauben sollte. Er seufzte. *Langer Schatten!* Jede Antwort warf zwei neue Fragen auf. Das war wenig erquicklich. »Was meinst du mit H'Ranga-Arran?« fragte er ungeduldig.

Binahe menschlich schüttelte die Echse den Kopf. »Solche gefährlichen Fragen solltest du künftig nur noch K'rzz stellen. Wenn jemand anderes von deinem

Unwissen erfährt, wirst du getötet werden. Ich – nebenbei gesagt – ebenfalls, doch das dürfte dich nicht kümmern. H'Ranga-Arran bedeutet: Der Abgesandte H'Rangas ... des Heiligen Wesens ... der die schwierige Entscheidung herbeiführt.«

»Abgesandter der Götter?« Dajin war verwirrt.

»Der toten Götter.«

»Ein Abgesandter von toten Göttern? So. Wie können tote Götter ...«

»Sie waren Götter«, antwortete K'rzz, was der Name des Geschöpfes zu sein schien, unbeirrt. So als erkläre das alles. »Ich frage mich, warum du dich dennoch so nanntest, obwohl dir der Begriff unbekannt ist?«

Dajin klärte das Mißverständnis auf.

»K'rzz ist dumm!« rief die Maru aus. »Sie hätte selbst darauf kommen können. Die Wahrheit – und dennoch nicht die Wahrheit. Keine Lüge, aber auch nicht das, was wir glaubten. Daher deine Gewißheit. Selbst ich zweifelte nur deshalb an dir, weil du zu günstig für mich kamst. Andererseits irrst du vielleicht, F'zzmech. Niemand versteht H'Ranga. Vielleicht bist du ein H'Ranga-Arran, auch wenn du es gar nicht bist. Du wirfst viele Rätsel auf.«

»Was soll nun geschehen?« fragte Dajin. »Wenn ich dir Glauben schenken darf, so bin ich offenbar nur wegen eines Irrtums noch am Leben. Ansonsten wäre

ich so grausam geschlachtet worden wie meine Gefährtin.«

»Grausam? Ich hörte, daß ihr zwei Hirten tötetet. Ich kannte sie. Sie waren meine *Eilinge* ... Nachwuchs. Ich lehrte sie, mit dem Stock zu fechten. Nicht gut genug. H'Ranga! Ihr habt sie überwunden. Ihr kämpftet nicht zum ersten Mal. (Schnalz!)«

Kinder? dachte Dajin kopfschüttelnd. Hatten er und Tölpel nur gegen Halbwüchsige gekämpft?

»Ich will nicht mit dir rechten. Der Irrtum, aufgrund dessen ich noch lebe, scheint auch dich zu betreffen. Was hast du damit zu tun?«

»H'Ranga«, antwortete die Maru. »Ein Streit wegen der Götter. Ich bin die letzte meines Geleges. Die anderen neun starben aus demselben Grunde, aus dem ich gestern hätte hingerichtet werden sollen.«

»Doch wegen des Irrtums änderte sich alles? Deswegen starben die Herrscher?«

»Ja.«

»Götterbote«, murmelte Dajin spöttisch. »Zuviel der Ehre. Verstehe ich richtig, daß du nun dein Volk führst?«

»Führen.« K'rzz hörte sich an, als wollte sie einem schrecklichen Hustenanfall erliegen. »Ja, ich werde sie führen. Ich bin K'rzz, die Zerschneiderin. Du bist H'Ranga-Arran. Du wirst mir helfen.«

»Wobei?«

»Einen Gott zu töten.«

Nun bekam Dajin einen Hustenanfall.

»Einen Gott? Einen lebendigen?«

»Nein. Einen toten.« Das klang gar nicht spöttisch. Die Maru schien das ganz ernst zu meinen.

Dajin schüttelte den Kopf. »Niemand kann Götter töten. Warum sollte man auch? Vielleicht ist es anders, wenn sie schon tot sind. Doch sage mir, warum sollte ich dich bei diesem Irrwitz unterstützen?«

»Weil wir sonst beide sterben werden. Das scheint mir ein guter Grund für dich zu sein, mir zu helfen.«

»Ist das alles, was für dich zählt?«

»Nein! (Schmalz!) Krr'Thon'Chhs Tod ist das einzige, das zählt.«

»Krr'Thon'Chh? Ist das der tote Gott, den du zu töten wünschst?«

»Ja. Krr'Thon'Chh. Der Zermalmer, der Unerbittliche Verwüster, der Versenger des Landes. Der Gott, der mein Volk einst erschuf. Krr'Thon'Chh, der hinterhältige Betrüger. Unser Vater.«

»Aha«, meinte Dajin. »Und danach?«

K'rzz hustete: »Selbstverständlich wird er uns erschlagen. Er war ein Gott. Er war der Zermalmer.«

Das machte das Maß voll.

»Ich ziehe es vor zu fliehen«, beschied Dajin K'rzz.

Die Maru schüttelte wiederum auf beinahe menschliche Weise den Kopf. »Das wollte ich sehen,

F'zzmech. Das wollte ich sehen! Niemand verläßt Maru-Zha. (Schnalz!) Mich wundert ohnehin, wie ihr lebend hierher gelangt seid.«

Blitzschnell legte sie die Klaue auf Dajins Brust, genau über dem Herzen. »Es schlägt!« stellte sie fest. »Eigenartig. Vielleicht bist du doch ein H'Ranga-Arran.«

Dajin starrte auf die schuppige Hand mit den kurzen, dicken Fingern, die in stumpfen Krallen endeten, und spürte ein Prickeln im Nacken. Was wußte die Maru? Hatte K'rzz seinen Erinnerungen entnommen, was ihm und Tölpel widerfahren war, als sie vor den Pardern flüchteten, über das Danach, als sie mit rasendem Puls im Gras lagen und dachten zu sterben? Hatte sie es von Tölpel, oder wußte sie mehr?

»Es gibt keinen Weg, auf dem man von dem Ort, wo ihr hergekommen sein müßt, hierher gelangen kann«, erklärte K'rzz ruhig. »Keinen, der mit Füßen begehbar ist. Ein Abgrund liegt dazwischen. Er ist nicht tief, nicht breit, sondern lang. Einhundertneunundsechzig Herzschläge lang, um genau zu sein. So viel Zeit trennt unser Land von eurem. Durch ein Wunder ist es dir offenbar gelungen, den Abgrund zu überspringen. Doch ich prophezeie dir: Ein zweites Mal wirst du es nicht überleben!«

Dajin fühlte den Schweiß aus allen Poren treten.

»Woher weißt du das so genau, wenn dieser ... Abgrund ... angeblich nicht überquerbar ist?«

»Ein andermal«, vertröstete ihn die Maru.

Von wegen nur ein Denkspiel! dachte Dajin bitter. Der Gelehrte hatte keine Ahnung gehabt!

Die Unterkunft, die K'rzz Dajin zuwies, lag unter dem Dach, ein heller, trockener Raum, dessen Wände und Decke ausschließlich aus der Substanz bestanden, die Dajin als kristallen erkannt hatte. Wie er erfuhr, wurde sie aus getrocknetem Schleim oder Pflanzensaft gewonnen. Genauer verstand er die Erklärung nicht.

Das Material fühlte sich feucht an und war nicht klar, sondern ließ die Außenwelt als verzerrte Schemen erscheinen. Vegsziber hätte beim Anblick des Gemachs die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Nichts schien regelmäßig oder entsprach menschlichen Gewohnheiten.

Dajin hatte den unbestimmten Eindruck, daß es K'rzz peinlich war, ihn hier einzuquartieren. Offenbar entsprach die Unterkunft tatsächlich dem, was Marus als qualvolles Verlies ansahen. Das paßte zu dem, was K'rzz über die vermeintliche Zelle sagte, in der Dajin die Nacht verbracht hatte.

Ohne die Ausführungen des Gelehrten Ruuzech wäre Dajin möglicherweise in lethargische Starre versunken. Doch auch mit der Kenntnis des Denkspieles war es schwer hinzunehmen, daß Zeit genau-

so trennen konnte wie eine Mauer. Dajin klammerte sich an dem Gedanken fest, daß ein Mensch – ohne diesen Ort zu kennen – auf eine Idee gekommen war, die seine Lage hinreichend gut beschrieb. Und wenn einem Menschen derlei eingefallen war, dann allemal Rur, dem Allweisen. Selbstverständlich wußten dann wiederum Rurs Diener, daß es auf dem Weltendiskus eine Gegend gab, in der ein Augenblick stets kurz vor oder kurz nach dem gleichen Augenblick an anderen Stellen der Welt stattfand.

Dajin erinnerte sich der regnerischen Nacht nach dem Abschied von Praiobab, als er mit den Dschunkarim, Ornibijian und dessen Mutter in Tuzak angekommen, mit ihnen in den Tempel geeilt war und danach allein mit dem Hohen Bruder Tuzaks gesprochen hatte.

»Die Welt«, hatte Xanderan erklärt, »ist vielleicht gar nicht so, wie wir sie sehen. Vielleicht entspricht das, was wir zu erkennen glauben, der Wahrnehmung eines wenige Wochen alten Säuglings. Die ist ganz anders als die eines Erwachsenen, da der Säugling sich nicht vorstellen kann, um wieviel größer die Welt ist als seine Krippe, geschweige denn, daß er von Jahreszeiten wüßte, von Bergen, vom Meer, dem Altern oder warum er gesäugt wird. Die Welt ist das große Geschenk Rurs an Seinen und Ihren Zwilling Gror. Und der Weltenschöpfer denkt bestimmt nicht

einfach. Es mag sein, daß es Teil Seines Planes ist, daß wir eines Tages die Wiege verlassen werden, um vor das Haus zu treten und die Stadt zu sehen.«

Was war dieser Ort also? Ein Teil des großen Weltengeheimnisses! Eines von Rurs listig versteckten Rätseln – ein Wunder? Statt sich zu fürchten, war es angebracht, sich über die Enthüllung zu freuen.

Das waren allerdings rein verstandesmäßige Erwägungen. Dajins Gefühl sagte ganz etwas anderes. Welchen Sinn ergab das Jetzt, wenn es mit der Frage ›Wo?‹ verbunden war?

11.

Dajins Leben in Maru-Zha – das Wort schien mehr zu bedeuten, als nur den Namen des Tals (Landes?) – kam milder Gefangenschaft gleich. Jedoch gab es gute Gründe, daß K'rzz nicht wollte, daß Dajin auf eigene Faust irgend etwas unternähme. Er lernte sie mehrfach einprägsam kennen. Zunächst, als ihm K'rzz eines der Blütengewänder brachte. Es roch unangenehm süßlich, offenbar auch nicht sonderlich erfreulich für die Maru.

»Es stinkt grausig!« beschwerte sich Dajin.

»Ich weiß«, stimmte K'rzz bereitwillig zu. »Doch ich ziehe diesen Geruch deinem eigenen vor.«

Dajin wunderte sich. Für ihn rochen Marus auch sehr ungewohnt, wie Echsen eben. Doch daß sein eigener Geruch widerwärtiger sein sollte als der des Gewandes, der an Vergorenes erinnerte, erschreckte ihn.

Nach mehrmaligem Husten zeigte ihm die Maru, wie er üblicherweise für sie roch. Urplötzlich stieg Dajin der Geruch des Hasen in die Nase, den Väterchen früher bei besonderen, aber seltenen Gelegenheiten zubereitet hatte. Sein Magen knurrte, und der Speichel lief ihm im Munde zusammen. Nach dieser Erleuchtung beschloß Dajin, das übelriechende Gewand nicht einmal mehr im Schlaf abzulegen.

Die zweite Gelegenheit bot sich, als Dajin Tölpels Überreste begrub. Diese Handlung war für die Marus ganz unverständlich. Sie waren fest davon überzeugt, daß Dajin den Leichnam irgendwann wieder ausgraben würde, wenn er lange genug abgelagert und schmackhafter wäre. Dajin fragte nach dieser Erfahrung gar nicht erst, was aus den getöteten Herrschern geworden war. In Maru-Zha kannte man keine Totenrituale. *Königlicher Schmaus* hatte hier einen sehr eindeutigen Sinn. Danach ernährte sich Dajin nur noch von pflanzlicher Kost.

Die dritte Gelegenheit unterschied sich von den anderen beiden und gab Dajin zu denken. Er hatte K'rzz mehrfach gefragt, was *F'zzmeh*, wie sie ihn oft

nannte, wörtlich bedeute. Nachdem die Maru jedesmal der Frage ausgewichen war und Dajin schon beschlossen hatte, daß die Bezeichnung etwas mit Fressen zu tun haben müsse, erklärte ihm K'rzz das Wort: »Ich meine es nicht beleidigend, doch wir kennen keinen anderen Namen für euch. Das Wort ist dasselbe, wie ... wenn man bestimmte Dinge gegessen hat ... das, was danach aus dem Körper kommt.«

Erbrochenes, Kot, vielleicht Durchfall. Das war sehr überraschend. Warum eine derartig abfällige Bezeichnung für *Mensch*?

Obwohl sich K'rzz in Gedanken mit Dajin unterhielt – also durch Zauberei –, eine Kunst, die nach ihren Angaben viele der *Gehaßten Kinder* – so nannte sie ihr Volk (!) – beherrschten, verlief die Verständigung nicht reibungslos. Tölpels Begräbnis hatte bereits gezeigt, daß es Konzepte im Denken von Mensch und Maru gab, die sie sich gegenseitig nicht verständlich machen konnten. *Grausam* gehörte dazu. Was war *grausam*? Dajins Bemühen, K'rzz den Begriff zu erklären, kam dem Versuch gleich, einem Menschen nahebringen zu wollen, er müsse ein Gemüse – kein rohes, sondern gekochtes – schonend kauen, damit es sich nicht ängstige.

Somit war Tölpel nicht grausam getötet worden, sondern so, wie es sich gerade ergeben hatte. Marus kannten keine Grausamkeit. Sie töteten und fraßen.

Ein anderer Begriff war *besiegen*. Marus konnten miteinander kämpfen und fechten, genauso wie Or-nibijian und Dajin das gemeinsam während ihrer Schwertübungen taten. Wie K'rzz bei der ersten Begegnung gegenüber Dajin erwähnt hatte, hatte sie die Hirten, die er und Tölpel erschlagen hatten – zwei ihrer Kinder –, selbst ausgebildet.

Jedoch durfte bei solchen Übungskämpfen kein Blut fließen. Sobald auch nur ein Tropfen Blut vergossen wurde, und sei es nur deshalb, weil einer der Kämpfer stürzte und sich unglücklich verletzte, bedeutete *besiegen* zwangsläufig *töten*. Dann wurde es ernst. Einer der Beteiligten hatte zu sterben.

Nicht ganz in diese Sammlung, aber auf gewisse Art doch, gehörte etwas, daß Dajin erfuhr, als er die Marustadt zu besichtigen wünschte. Seine Absicht stieß auf blankes Unverständnis. Gebäude konnte man nicht besichtigen. Gebäude bewohnte man. Nachdem Dajin lang genug gedrängt hatte, fand sich K'rzz endlich bereit, ihn herumzuführen. Sie geleitete ihn vor die Stadt und zeigte ihm mehrere der Nashornherden, die die Marus als Vieh hielten. Ihm und K'rzz, der Zerschneiderin und dem H'Ranga-Arran, schloß sich bei dem Ausflug ein mittelgroßer Volksauflauf an. Dajin war sich nicht sicher, ob die Echsen von ihm, dem Götterboten, erwarteten, daß er wie ein Perainegeweiheter seinen Segen über die massigen Leiber der Tiere spräche.

Für die Marus war der Anblick der Viehherden ein ungemein spannendes, bewegendes und zugleich befriedigendes Erlebnis. Dajin hingegen sah in ihnen nur außergewöhnlich große äsende Wollnashörner, die ihn schnell langweilten.

Fressen, Töten, Blut. Menschen sind Kot. Über allem sehr viel Magie. Wie paßte das zusammen?

Die Frage schien zunächst so unbeantwortbar zu sein wie die, wie Marus überhaupt lebten. Menschen schliefen, standen auf, aßen, gingen irgendeiner Tätigkeit nach, aßen, schliefen wieder. Marus taten das auch, aber nicht mit der tageszeitgebundenen Regelmäßigkeit oder gar Einheitlichkeit von Menschen. Manche schienen über lange Zeit nur zu schlafen, entweder im Sonnenlicht oder in den dunklen, unterirdischen Geschossen ihrer Häuser. Falls es überhaupt Häuser waren und nicht nur die oberirdischen Teile eines großen Komplexes, der vielleicht die ganze Stadt einschloß. Herauszubekommen war das nicht, da ihre Wohnstätten für die Marus nichts waren, worüber es sich zu reden lohnte.

Ähnlich undurchsichtig verhielt es sich mit Familienbanden. Das Gelege schien die einzige bedeutsame Bindung darzustellen. Wie K'rzz erwähnt hatte, gab es in ihrem Falle keines mehr. Denn alle, die mit ihr aus den ledrigen Eiern geschlüpft waren, waren hin-

gerichtet worden. Dennoch war K'rzzs Haus ständig bevölkert, aber keineswegs immer von denselben Marus, soweit das Dajin beurteilen konnte. Sie waren keine Bediensteten, Freunde oder Verwandten, sondern Marus, *die hier schliefen oder hier aßen*. Liebhaber? Verehrer? Manchmal. Teilweise.

Dies brachte Dajin auf die Frage nach Kindern. Wer zog sie groß? Statt einer Antwort fauchte K'rzz drohend: »Wir sind keine Tiere! (Schnalz!), (Schnalz!)«

Diese heftige Gefühlsäußerung erstaunte Dajin. Die Frage war in seinen Augen harmlos gewesen, doch die zugehörige Antwort war es nicht. Das Thema war bedeutsamer als erwartet.

Tiere behüteten ihre Nachkommenschaft. Marus nicht.

Marus legten ihre Eier außerhalb der Stadt und überließen sie danach sich selbst, bis die Jungen nach Monden oder Jahren aus eigener Kraft in die Stadt fanden.

Deshalb, wegen der fehlenden Bindung zwischen Eltern und Kindern, war es für K'rzz nur einer Feststellung wert gewesen, aber keines Bedauerns, daß die beiden Viehhirten ihr Nachwuchs gewesen waren.

Dajin fragte sich, ob sich aus der Art, wie Nachkommen behandelt wurden, das geringe Interesse K'rzzs an seinem Vorleben außerhalb des Tales er-

klärte, etwas, das ihn oft verunsicherte. Offenbar sah sie ihn als tierhaftes Wesen an, da er nach ihren Vorstellungen aufgewachsen war wie ein Tier. Oder etwa nicht? Seine Väter hatten ihn schließlich als Säugling im Wald gefunden. Spielte das eine Rolle?

Dajin zögerte, K'rzz danach zu fragen. Er wollte keinen weiteren Zornausbruch der Marus riskieren. Dann tat er es aber doch.

K'rzzs Reaktion darauf war genauso wenig vorhersehbar wie zuvor. Es kam keine. Das Echsenwesen starrte ihn über eine Viertelstunde lang nur reglos an, so daß Dajin bereits annahm, sie sei eingeschlafen.

»K'rzz ist dumm!« stieß sie plötzlich aus. »Ich sah es als letzten Beweis an, daß du kein H'Ranga-Arran seist, weil du mich nicht erkanntest. Ich nannte dich blind, doch ich war es selbst. Es ist nicht wichtig, was du siehst, verstehst oder wofür du dich selbst hältst, H'Ranga-Arran. Nur die Wahrheit zählt. Die *Pflegemutter* zeigt mehr Geduld als die Verstorbenen Götter.«

Pflegemutter. Wieder fügte sich ein winziges Teilchen ins Bild. Die *Pflegemutter* schien eine Gottheit zu sein, die K'rzz verehrte. Dajin fragte nicht, ob sie lebte, tot war oder doppelt tot. Er verstand den Unterschied ohnehin nicht.

Die Eröffnung über Dajins Herkunft hatte jedoch Folgen. K'rzz bezeichnete ihn danach nie wieder als F'zzmech.

Dajin hatte bisher nicht beurteilen können, was andere Marus über ihn wußten, wieviel K'rzz sie wissen ließ, und ob sie überhaupt verpflichtet war, ihnen irgend etwas mitzuteilen. Doch die für Dajin unbedeutende Tatsache, daß ihn seine Väter einst adoptiert hatten, stellte eine unerhört wichtige Neuigkeit dar. Von nun an ließen die Wachen, deren Hauptzweck es gewesen war, Dajin vor den anderen Marus abzusichern, Besucher zu. Sie kamen allein oder zu mehreren, unangekündigt, nur selten Dajins Einverständnis erfragend. Sie sprachen nicht mit ihm, was sie vielleicht auch nicht vermochten, sondern starrten schweigend und reglos. Nach einiger Zeit entfernten sie sich genauso formlos wieder, um was auch immer bereichert.

Selbst *Zim*, Zauberer, erkenntlich an ihrem Moosbewuchs, vor denen K'rzz Dajin stets sorgfältig ferngehalten hatte, wurden vorgelassen. Der erste von ihnen, der größte Maru, den Dajin bisher gesehen hatte, und der sich Zz'Krach nannte, stellte sogleich klar: »Wir wissen jetzt, daß du dich nicht begreifst, H'Ranga-Arran. Doch das ist bedeutungslos.«

Danach verfiel er in dasselbe stumme Starren wie alle anderen.

Dajin zögerte sehr lange, K'rzz danach zu fragen, wie ihr Volk trotz der Kluft aus Zeit in das Tal gelangt sei. Er vermied es, überhaupt an das Vorhandensein der unbegreiflichen Erscheinung zu denken. Dazu war sie zu beunruhigend und beängstigend.

An dem Tag, als ihm K'rzz zeigte, woher die Blü-
tengewänder stammten – sie wuchsen so, wie sie wa-
ren, auf Feldern –, überwand Dajin seine Scheu.

»Damals gab es den Abgrund noch nicht«, erklärte K'rzz. »Er wurde erst später geschaffen.«

»Geschaffen?«

»Ja, durch Magie. Ein Beinahegott erschuf ihn.«

Zauberei? Das war fast noch schwerer hinzunehmen. Dajin fragte jedoch weiter: »Lebt dieser Beinahegott noch?«

»Nein, er ist schon lange tot.«

Wegen der bisherigen Erfahrungen mit dem Wort *tot* im Zusammenhang mit Wesen, die Marus als Gottheiten ansahen, hakte Dajin vorsichtshalber nach: »So tot, daß man ihn noch töten kann?«

»Nein. Er war nur ein Beinahegott. Er ist tot.«

K'rzz schien dieses Mal gewillter zu sein, über das Thema Auskunft zu geben, als während ihres ersten Gesprächs:

»Als Krr'Thon'Chh noch nicht tot war, diente mein

Volk den Sskrrim, die fast so mächtig wie Götter waren. Wir waren ihre Krieger.«

»Und Zauberer?«

»Nein, nur Krieger. Magie gehörte allein den schlangenleibigen Sskrrim. Sie waren mächtig und herrschten an vielen Orten jenseits des Wassers, jedoch nicht in Maru-Zha.

Sie hatten einen Feind, einen F'zzmech, der sich H'Rastul nannte. Auch H'Rastul war sehr mächtig, doch erst als Krr'Thon'Chh, der Zermalmer, starb, konnte er die Sskrrim besiegen. Er nahm den Schlangenleibigen viele der Orte ab, wo sie bisher geherrscht hatten, und zwang sie, dem Verlust zuzustimmen. Die Sskrrim und H'Rastul schlossen einen ewigen Vertrag. Er legte fest, welches von nun an und für alle Zeiten die Orte sein sollten, wo die Sskrrim herrschten, und welches die Orte H'Rastuls und seines Volkes sein sollten.

Diese Vereinbarung erzürnte Krr'Thon'Chh über alle Maßen. Obwohl er schon tot war, streute er Zwietracht unter die Sskrrim und blendete sie, was unser Vater schon immer gut konnte.

Deshalb erkannten die Sskrrim nicht, was der Lügner K'Strabun – ein Nachkomme H'Rastuls – im Schilde führte. K'Strabun kümmerte nicht, was für ewig vereinbart worden war. Er begann einen neuen Krieg, an dessen Ende die Sskrrim die letzten Orte

verloren hatten, an denen sie noch herrschten. Da K'Strabun nicht dulden wollte, daß die Sskrrim und die, über die sie herrschten, bei seinem Volk lebten – also wir und andere –, vertrieb er sie auf diese Insel.

Sie sei nun für alle Zeit ihre Heimat, erklärte er. Damit der Vertrag nicht erneut gebrochen werde, wirkte K'Strabun einen mächtigen Zauber, der die Sskrrim hinderte, wieder über das Meer zurückzukehren. Er war ein Lügner und Heuchler, wie ich schon sagte, denn schließlich hatte er selbst die Ewige Vereinbarung gebrochen.

K'Strabuns und Krr'Thon'Chhs Pläne gingen auf. Kaum daß die Sskrrim hier waren, stritten sie erneut und bekriegten sich untereinander. Der Sskrrech, der mein Volk beherrschte, gehörte zu den Verlierern. Er floh in dieses Tal und verschob die Zeit, damit er nicht gefunden werden könne. Er dachte wohl, nach einigem Warten gestärkt zurückzukehren, um Vergeltung zu üben. Doch dazu kam es nicht. (Schnalz!)

Viele, denen er befahl, waren Nachkömmlinge des *Langen Schattens*. Deshalb hatte sie der Zermalmer nicht ganz so sehr blenden können wie den Sskrrech. Sie erkannten eine Wahrheit, die zu sehen er unfähig war. Als der Beinahegott schlief, fielen unsere Vorfahren über ihn und alle her, die nicht unserer Art angehörten. Der Sskrrech war der einzige, den sie nicht gleich zu Tode bissen. Maru-Zha hatte ihnen

davon abgeraten. Statt dessen folterten sie ihn neunzig Jahre lang. Danach kannten sie alle Geheimnisse des Sskrrech.«

»Maru-Zha bedeutet für euch mehr als nur dieses Tal?«

»Ja«, bestätigte K'rzz. »Maru-Zha ist die Pflegemutter. Sie ist alles: das Tal, die Berge, jede Erdkrume.«

Sie bückte sich und ergriff einen Stein: »Alles ist ein Ausdruck von Maru-Zha.« Sie warf den Stein fort: »Selbstverständlich beten wir keine Steine an.«

»Wenn eure Vorfahren diesem Wesen seine Geheimnisse entrissen ...«, hob Dajin an.

»Du weißt nicht, was du verlangst, H'Ranga-Arran«, antwortete K'rzz, ohne das Ende der Frage abzuwarten.

Als der Zauberer Zz'Krach wieder einmal zum Starren vorbeigekommen war, sprach ihn Dajin auf den Schmetterlingsmann an. Seit dem Tag, als sich herausgestellt hatte, daß er doch nicht wie Tölpel sterben werde, beschäftigte Dajin die Frage, wieviel das Schwarmwesen mit seinem Hiersein zu tun hatte. Im Grunde war der Verdacht abwegig. Wie sollte das Wesen – selbst wenn es über das Tal Bescheid wußte – vorausgesehen haben, welchen Weg Dajin und die Buskure einschlugen, für welchen Fluchtweg sich Tölpel angesichts der Parder entschiede? Sicher, das Er-

scheinen eines zweiten Roten Parders war sehr ungewöhnlich gewesen – einer alleine war es schon. Weiterhin hatte der Schmetterlingsmann bewiesen, daß er das menschliche Auge über sein wirkliches Aussehen zu täuschen vermochte. Jedoch schienen Dajin zu viele Annahmen nötig, damit eine Verantwortung des rätselhaften Wesens für seine jetzige Lage halbwegs stichhaltig erschien. Letztlich, was sagte eine Bemerkung wie ›Der König Maraskans muß den König von Maraskan lehren‹ schon groß aus? Gehe in dich?

Dennoch drängte es Dajin nach letzter Gewißheit.

Zz'Krach antwortete, daß er auf Anhieb mit Dajins Beschreibung des Wesen nichts anzufangen wisse. Jedoch könne er in der Bibliothek nachsehen.

Dajin war sprachlos. Zz'Krach hustete und erklärte, Dajin könne ihn begleiten, was der Suche sicher förderlich wäre. Dajin schien neugierig und folgte nur zu gerne. Er hielt es nicht für nötig, K'rzz über seine Abwesenheit zu unterrichten.

Die sogenannte Bibliothek lag etwa zwei Meilen außerhalb der Stadt und bestand aus einem Hain von Nadelbäumen, zwischen denen mit Flechten bewachsene Findlinge lagen. Der Maru hielt auf einen davon zu und tröpfelte aus einer Kürbisflasche, die er mitgebracht hatte, ein wenig ihres Inhalts auf den Stein. Danach versank Zz'Krach in sein vertrautes, regloses Starren.

Nichts geschah.

Erst als der Maruzauberer gezielt Fragen nach dem Schmetterlingswesen stellte, erkannte Dajin, daß sein Eindruck ein Irrtum war. Er mußte schon sehr aufmerksam hinsehen, um zu entdecken, daß sich der Flechtenbewuchs des Steines verändert hatte, ja, sich fortwährend in Veränderung befand. Er wechselte Form und Helligkeit, jedoch war das nichts, womit Dajin etwas hätte anfangen können.

Schließlich wurde Zz'Krach fündig.

»Das ist sehr alt. Heutzutage würden wir das anders ausdrücken.« Es klang fast nach einer Entschuldigung. Mit einem Mal knurrte der Maru wild und bedrohlich: »Im Dritten Krieg schmiedete die Sskrrechu Yash'zir ein neues Schwert. Ihre Feinde sollten zu Nahrung werden. Sie wurde Beinahegöttin zahlloser Käfer und Schlangen. Der Schwarm gehorchte ihr nicht. Das Schwert wandte sich gegen Yash'zirs Kämpfer. Sie suhlten sich in ihrem Blut. Yash'zir zerstampfte das Schwert. Yash'zir wurde abermals Beinahegöttin zahlloser Käfer und Schlangen und Spinnen. Das neue Schwert war mächtiger als das alte. Das Blut von Yash'zirs Kämpfern machte den Boden schlammig. Yash'zir zerstampfte auch das zweite Schwert. Ein drittes Mal versuchte Yash'zir, Beinahegöttin des gefräßigen Schwertes zu werden. Die ihr dienten, entblößten klagend die Zähne, weil das erste

und zweite Schwert Yash'zirs Kopf abgebissen zu haben schien. Doch der neue Schwarm war unbotmäßiger als der Schwarm davor und der davor und kam gar nicht zu Yash'zir. Statt seiner erschien das Fliegende Flüstern. Yash'zir wurde seine Nahrung. Wenig ließ das Flüstern von Yash'zir übrig. Wer für die Beinahegöttin kämpfte, mußte hungern. Yash'zir ist vergessen.«

Nicht sehr blumig, dachte Dajin.

Ein Stück abseits der *Bibliothek* wartete ein Grüppchen Marus. Als Dajin mit Zz'Krach unter den Bäumen hervortrat, fuhren ihre Schnauzen wie auf ein geheimes Zeichen gleichzeitig herum. Einen Augenblick lang fühlte Dajin den kalten Blick von sieben Augenpaaren auf sich lasten. Die Marus rissen ihre Rachen auf. Ein lautes Gurgeln war zu vernehmen. Mit großen Schritten rannten sie auf den Hain zu. Auch wenn die Marus keine Waffen in Händen gehalten hätten, hätte Dajin keine Zweifel an ihren Absichten gehegt.

Er wirbelte herum, um zurück unter die Bäume zu flüchten. Sein Blick begegnete dem von Zz'Krach. Das Echsenwesen stand ungerührt da und starrte ihn mit halbgeöffnetem Rachen an. Die näherkommenden Marus schienen Zz'Krach weder zu interessieren noch zu überraschen.

Warum unternahm er nichts?

Dajin schnappte nach Luft. Was für ein Einfaltspinsel war er doch gewesen! Zu glauben, daß alle Marus K'rzzs Ansichten teilten, war eine unverzeihliche Dummheit.

Gerade der Herrscher der Menschen Maraskans hätte das besser wissen sollen! Statt dessen war er arglos in die Falle getappt.

Maßlose Wut packte Dajin und ließ ihn am ganzen Leibe zittern. Er war viel wütender auf sich selbst als auf Zz'Krach, der ihn in diese Falle gelockt hatte. Dajins Finger krümmten sich. Schon wollte er sich mit bloßen Händen auf das verräterische Echsenwesen stürzen, als Zz'Krach den forschenden Blick von ihm abwandte und auf die Heraneilenden richtete. Ein Arm fuhr vor und deutete auf einen Baum. Unmittelbar darauf war ohrenbetäubendes Krachen und Splittern zu hören. An dem Baum war allerdings keine Veränderung zu erkennen. Zz'Krachs anderer Arm schnellte vor und deutete auf die Angreifer. Der Baum zerbarst.

Zz'Krachs Zauber mußte den fünfzehn Schritt hohen Baum, dessen Stamm gut einen dreiviertel Schritt dick war, völlig zersplittert haben. Nun rauschten die Splitter als eine Wolke aus Tausenden von Speeren und Pfeilen den anderen Marus entgegen. Sie durchbohrten ihre Leiber hundertfach. Die Gewalt der Splitterwolke fegte die Heranstürmenden weg wie

ein großer Besen. Gut vierzig Schritt entfernt blieb das, was von ihren Körpern übrig war, liegen.

Zz'Krach sog hörbar die Luft ein. Ein tiefes Knurren drang aus seinem Rachen. »In die Stadt zurück!« befahl er barsch und setzte sich in Bewegung. Seine Stimme klang ähnlich gefährlich wie schon vorher in der *Bibliothek*.

Dajin benötigte einige Augenblicke, um den Eindruck des eben Erlebten abzuschütteln. Warum hatte Zz'Krach solange gezögert? War sein Abwarten einer Prüfung zuzuschreiben, die gerade stattgefunden hatte und deren Ausgang ungewiß gewesen war?

Dajin setzt dem Maruzauberer nach. Im Vorbeilaufen ergriff er eines der Schwerter, die den Angreifern aus den Händen gerissenen worden waren. Die Klinge schien unregelmäßig, sah überhaupt nicht aus wie geschmiedet. Eher so, als sei sie gewachsen. Dajin hatte große Mühe, Zz'Krach einzuholen und mit ihm schrittzuhalten. Der Maru lief schneller, als er ihm zugetraut hätte.

In der Stadt schienen Unruhen ausgebrochen zu sein. Zwar sah man keine Kämpfe, doch der Lärm ließ darauf schließen. Auf Umwegen, ständig die Richtung wechselnd, führte Zz'Krach Dajin zu K'rzzs Wohnstatt. Kurz davor begegneten sie einem weiteren Maru, der sich zähnezeigend und waffenschwingend auf sie stürzen wollte. Wiederum streckte Zz'Krach beide

Arme aus. Der eine deutete auf den Heranstürmenden, der andere auf eines der Häuser. Ein Stück vom Rand dessen, was an eine zertrümmerte Eierschale erinnerte, brach ab, sauste pfeifend durch die Luft und schnitt dem Angreifer den Kopf ab.

K'rzz war sehr aufgebracht. Als sie Dajin und Zz'Krach erblickte, stieß sie ein böses Knurren aus. Jeder Maru, der gerade in der Nähe war, stimmte in den bedrohlichen Laut mit ein. K'rzz wartete keine Erklärung ab, sondern sprang Zz'Krach an. Beide Marus kämpften mit allem, was ihnen zur Verfügung stand: Sie schlugen mit den Schwänzen nacheinander, suchten sich mit den scharfen Krallen ihrer Füße die Leiber aufzureißen, schnappten mit den kräftigen Kiefern nach, verbissen sich ineinander und wälzten sich am Boden. Plötzlich schnellte K'rzzs Kopf hoch. Etwas Zappelndes hing zwischen ihren Zähnen. Mit einer ruckartigen Bewegung schleuderte sie es weg. Das Zappelnde war ein abgebissener Arm Zz'Krachs.

Erneut schnappte K'rzz nach ihrem Gegner. Der Biß hatte ein vernehmliches Knirschen zur Folge. Zz'Krach regte sich nicht mehr. Der Echsenmagier hatte seinen Leib zu Stein verwandelt.

K'rzz versuchte dem nicht mehr Verwundbaren trotzdem weitere Bisse beizubringen. Schließlich sprang sie auf. In hilfloser Wut, der sie keinen rechten

Ausdruck mehr verleihen konnte, umkreiste sie den Versteinerten. Immer wieder schlug sie ihre Krallen gegen den unverletzbaren Körper. Erst nach geraumer Zeit verrauchte ihr Zorn.

Ihre Augen richteten sich auf Dajin. Er rechnete fest damit, daß ihm nun dasselbe wie Zz'Krach widerföhre.

»Der Dummkopf brachte dich leichtfertig in Gefahr«, knurrte die Maru. Ihr Blick fiel auf den abgebissenen Arm, der in trocknendem Blut lag. Zwei-, dreimal öffneten und schlossen sich ihre Kiefer lautstark. »Er ist ein *Zim*«, schnaubte sie. »Er wird sich zu helfen wissen.«

»Ist ein Aufstand ausgebrochen?« fragte Dajin etwas erleichtert.

»Nein«, antwortete K'rzz düster. »Dafür ist unser Vater verantwortlich.«

13.

Der blutige Wahn, der von den Marus Besitz ergriffen hatte, endete so plötzlich, wie er begonnen hatte.

Am nächsten Tag lernte Dajin Krr'Thon'Chh kennen, den Zermalmer, den grausamen Vater.

Obwohl der Name Krr'Thon'Chh gleich bei der ersten Unterhaltung mit K'rzz gefallen war, hatte sich

Dajin stets taub gestellt, wenn das Gespräch auf den Echsen-gott kam. Er wußte nicht, was er mit Echsen-göttern anfangen sollte. Rur hatte den Weltendiskus erschaffen. Seine unermüdlichen, wohlmeinenden Diener begleiteten ihn auf dem Flug zu Gror. Gab es Echsen-götter oder gab es sie nicht? Entsprangen sie einem Irrglauben der Marus? Konnte es sein, daß sich Rurs Diener dem so viel wilderen Echsenvolk in ganz anderer Gestalt zeigten als in der, die den Menschen vertraut war? Oder entstammten die vermeintlichen Götter gar aus Gefilden, die mit Rurs Schöpfung nicht das geringste zu tun hatten?

Dajin war kein Priester. Er wußte nicht, was er als richtig ansehen sollte. Der Boden schien unsicher. Ihn zu beschreiten, kam einer Wanderung durch den Urwald bei Praiobab – und zwar mit geschlossenen Augen – gleich. Und dabei war noch nicht einmal vom Töten einer Gottheit die Rede.

Maru-Zha hingegen war einfach zu verstehen. Das Land, das die Echsen als Ausdruck eines Gottwesens betrachteten, war Teil des Weltendiskusses, Teil des Größten Wunders, Teil der Schöpfung Rurs.

Um zu Krr'Thon'Chh zu gelangen, war ein Marsch von zwei Stunden nötig. Wie gewohnt folgten K'rzz und Dajin zahlreiche Marus, die einfach nur Zeugen dessen sein wollten, was geschah oder auch nicht geschah. Dajin erspähte in der Menge auch Zz'Krach.

An seiner Schulter sproß schon wieder ein dünnes Ärmchen.

Krr'Thon'Chh war rund fünfzehn Schritt groß. Er bestand aus dunkelgrün glänzendem Stein, durch den sich blutrote Adern zogen. Die Statue stellte ein aufrecht schreitendes Echsenwesen dar, das nur entfernt den Marus ähnelte. Der Kopf war viel gedrungener. Statt einer spitzen Schnauze besaß Krr'Thon'Chh massive Kiefer, die den Beinamen *Zermalmer* äußerst passend erscheinen ließen. Ober- und Unterkiefer waren mit jeweils mehr als einer Zahnreihe bestückt. Tatsächlich schien der ganze Rachen mit spitzen Zähnen gefüllt zu sein. Gewaltige Hauer ragten oben und unten aus dem Maul.

Zwei Linien scharfkantiger Dreiecke liefen den Rücken des gleichfalls viel plumperen Körpers abwärts. Der lange Schwanz endete in sechs Auswüchsen, Dornen und Sensen zugleich. Dajin schätzte, daß sie ihm bis zur Brust reichen mußten. Die Krallen der Hinterbeine glichen großen Sichel, die sich tief in den Boden bohrten. Wenn sich ihre Krümmung im Erdreich so fortsetzte, wie der sichtbare Teil der Krallen andeutete, so mußten sie weit über einen Schritt tief im Untergrund verankert sein.

Die Statue versinnbildlichte genau das, was sie sollte, nicht mehr, nicht weniger: Gewalt und Zerstörung.

Krr'Thon'Chhs Anblick war für Dajin ein bißchen enttäuschend. Verglichen mit dem, was er bislang bei den Marus gesehen hatte, war die Statue das Zeugnis eines ziemlich armseligen Handwerks.

»Krr'Thon'Chh erschuf uns allein«, erklärte K'rzz. »Nur aus sich selbst heraus, ohne sich zuvor mit einer anderen H'Ranga'zz zu paaren. Er wollte Kinder, die ihm bis ins Letzte glichen, vielleicht sogar in gewisser Hinsicht reiner waren als er. Das gelang ihm. Er schuf ein zorniges Volk von Kriegeren, das beim Geruch von Blut in rasende Wut verfiel. Krr'Thon'Chhs Kinder kannten keine Furcht. Sie lebten nur für die Zerstörung. Der rote Rausch endete selbst dann nicht, wenn es niemanden mehr gab, in den Krr'Thon'Chhs Kinder ihre Zähne schlagen konnten. Der Rausch trieb sie gegeneinander. Du kannst dir nicht vorstellen, H'Ranga-Arran, welche Freude unser Vater dabei empfindet, wenn wir uns gegenseitig zerfleischen!

Wir wissen von Schlachten, bei denen viel mehr durch uns selbst starben, als durch diejenigen, denen der Kampf galt. Mein Volk empfand kein Bedauern dabei. Die Raserei war Krr'Thon'Chhs göttliche Gabe. Wir waren die Reinen. Maßlos wie unser Vater selbst. Wir waren stolz darauf.

Doch der *Lange Schatten* durchschaute Krr'Thon'Chh.

Er haßt uns, verkündete er. Krr'Thon'Chh ist es

gleichgültig, ob wir unsere Feinde zerfleischen oder uns selbst. Beides gefällt ihm gleich gut. Wir bedeuten ihm gar nichts. Wir sind nur Ausdruck seiner Blutlust. Er sieht keinen Unterschied darin, ob der Gestank unseres Blutes in seine Nüstern dringt oder der unserer Feinde. Krr'Thon'Chh ist ein Lügner und Blender. Er betrog uns schon, bevor die ersten von uns aus den Eiern schlüpfen. Denn kein Wesen der Welt entsteht nur aus einem einzigen! Krr'Thon'Chh paarte sich nicht deshalb mit keiner anderen Gottheit, um seinen Nachkommen mehr von seiner Göttlichkeit zu geben, sondern damit seine Pläne nicht entdeckt würden. Wir sind nicht seine stolzen und furchtbaren Nachkommen, wir sind seine gehaßten Kinder!

Das offenbarte uns der *Lange Schatten*.«

»Was war der *Lange Schatten*?« warf Dajin ein.

»Ein Gelege. Sie waren zu sechst. V'htkk und Rrk'bal, die Beschützer. Große Krieger, die zwar auch dem Rausch anheimfielen, doch sich niemals gegeneinander wandten. P'ssek, die Spötterin. Sie war zeitlich kleiner als du. Zwei Daumen breit etwa. Ff'kaal, der Traurige Frosch. Sein Name geht auf eine Geschichte zurück, die fünf Tage, nachdem er ... Ff'kaal war davor weiblich ... zum ersten Mal ...«

Dajin unterbrach sie: »Wie lange ist das denn her?«

»3042 Jahre«, erwiderte K'rz z ohne nachzudenken.

»Das ist unfassbar lange!« rief Dajin aus. »Ich kann nicht glauben, daß nach so langer Zeit ...«

K'rzz fiel ihm ins Wort: »Wie könnte irgend jemand wissen, wie groß P'ssek war, oder wann Ff'kaal seinen Beinamen erhielt? Sie waren wichtig! Sie warfen einen riesigen Schatten. Länger als die Jahrtausende, weiter als alle Zeit. Daher nennen wir sie den *Langen Schatten*.«

Eine unbestimmte Unruhe befiel Dajin, doch schon fuhr K'rzz mit ihren Ausführungen fort: »Der *Lange Schatten* hatte einigen von uns die Augen geöffnet. Krr'Thon'Chhs Spaß wurde dadurch nicht geschmälert. Nun wußten eben ein paar seiner Geschöpfe über ihn Bescheid. Na und? Konnten sie etwas unternehmen? Nein! (Schnalz!) Sie mußten auch weiterhin für sein Vergnügen herhalten. Ich traue unserem Vater zu, daß er an ihrer Hilflosigkeit sogar ein besonderes Gefallen fand.

Ich erzählte dir von K'Strabun, dem Heuchler, und wie wir auf diese Insel kamen. Krr'Thon'Chh spielte sein Spiel. Er rechnete nicht damit, daß seine verhaßten Kinder die *Pflegemutter* fänden. (Schnalz!) Maru-Zha nahm sich unserer an, wie wir uns der Eilinge, wenn sie nach dem Schlüpfen in die Stadt kommen. Sie fand kein Vergnügen an unserem Leid. Sie lehrte uns, dem Beinahegott seine Macht zu rauben und sie für uns selbst zu verwenden. Sie lehrte uns zu verste-

hen und zu begreifen. Sie lehrte uns viel mehr, als du dir vorstellen kannst. Sogar, Krr'Thon'Chh gelegentlich zu widerstehen.

Er hat nie von uns abgesehen. Du sahst, was sich gestern ereignete. Seine schreckliche Gabe beherrscht uns immer noch. Jedoch richtet sie sich nun ausschließlich gegen uns selbst.

Ginge alles allein nach Krr'Thon'Chhs Willen, so hättest du ein totes Tal vorgefunden, H'Ranga-Arran. Vielleicht, daß unser Vater ein paar am Leben gelassen hätte, nur damit auch alles so weitergeht, wie er es wünscht. Doch ich bin die Zerschneiderin. Ich werde Krr'Thon'Chh töten.«

Dajin zögerte auszusprechen, was ihm durch den Kopf ging. »Ich kann nicht sagen, daß ich alles verstehe, was du sagst. Schon gar nicht, wie man einen toten Gott töten kann. Ich will dir nicht verhehlen, daß meine Vorstellung von Göttern gänzlich verschieden ist von deiner.«

»Alles andere hätte mich verwundert«, erklärte K'rzz schlicht.

»Doch eines verstehe ich nicht: Du sagtest mir, daß du erwartest, daß der ... Zermalmer ... euch vernichten wird, wenn du versuchst, ihn ... zu töten. Wo ist der Gewinn? Ist das nicht das, was dieser schreckliche Gott deinen Worten nach ohnehin bezweckt?«

»Wegen dieser Frage starben neun aus meinem Ge-

lege. Die Antwortet lautet, daß Krr'Thon'Chh das Werk selbst vollbringen muß. Wir werden ihn dazu zwingen. Er ist der große Betrüger. Die Tat ist sein Eingeständnis. Wir entreißen ihm seine Macht über uns, wie damals dem Sskrrech. H'Ranga-Arran! Du kennst Krr'Thon'Chhs Rausch nicht. (Schmalz!) Du hast nie die furchtbare Wut gespürt, die er in uns gepflanzt hat. (Schmalz!) Du weißt nichts von der Lust der Zerstörung. Ansonsten stimmtest du mir zu: Alles ist recht, wenn Krr'Thon'Chhs Macht über uns endlich endet.«

Dajin verblüffte die Echse, als er sich ins Gras setzte, die Hände hinter dem Nacken verschränkte und den Kopf zwischen den Knien baumeln ließ. Sie wartete geduldig wie stets.

»O doch!« brach es aus Dajin hervor. »Und ob ich das kenne! Und ob! Ich weiß genau, daß jeder Preis gut erscheint. Ich weiß es! Ich weiß.«

Er sprang auf. »Wie willst du es anfangen?«

»Wir binden Seile um die Statue und kippen sie um. Sie wird dabei zerbrechen.« K'rzz bemerkte Dajins Fassungslosigkeit. Sie hustete ein paarmal. »Die Statue ist nur ein Stein, H'Ranga-Arran. Jedoch ist sie ein Teil Krr'Thon'Chhs, und Krr'Thon'Chh ist Teil der Statue. Ich weiß, daß du das so wenig begreifst wie dich selbst. Krr'Thon'Chh war ein Gott. Vergiß das nicht! Er war der Zermalmer.«

Dajin schüttelte den Kopf. Nein, das begriffe er

wirklich nie. Er ging zu der Statue. In ihrer Umgebung wuchs kein einziger Grashalm. Der Boden war kahl. In Krr'Thon'Chhs Nähe gab es kein Leben. Plötzlich sträubten sich Dajin die Haare. Mit einem Mal erfüllte ihn ein unbändiger Haß, der sich gegen nichts Greifbares richtete. Eilends wich Dajin zurück.

Nur ein Stein?

»Er war ein Gott«, wiederholte K'rzz.

Auf dem Rückweg sprach Dajin K'rzz auf den *Langen Schatten* an. Die Maru wußte wirklich sehr viel über die fernen Vorfahren zu erzählen. Einiges war Legendenstoff, vieles bestand aus Nebensächlichkeiten. Unbedeutend an sich, doch für wert befunden, seit über einhundert Generationen aufbewahrt und weitergegeben zu werden.

»Aus welchem Grunde willst du wirklich davon hören?« unterbrach K'rzz ihren Redefluß.

Dajin lachte verlegen. »Bei meinem Volk habe ich eine Aufgabe zu bewältigen, die deiner vergleichbar ist, obwohl sie ganz verschieden scheint. Ich bin oft ratlos, wie ich meine Pflicht erfüllen soll. Sie ist so groß, daß ich fürchte, nicht genügend Zeit zu haben. Ich dachte oft, ich müßte schneller sein können als mein Schatten, müßte über ihn hinweg springen und ihn hinter mir zurück lassen.«

»Warum tatest du das nicht?«

»Es ist unmöglich.«

K'rzz sah sich um. Auf einen Wink näherte sich Zz'Krach. Obwohl die beiden Marus gestern auf Leben und Tod miteinander gekämpft hatten, benahmen sie sich heute nicht anders als an den vorangegangenen Tagen. Kein Vorwurf, keine Vergebung.

K'rzz sagte etwas zu Zz'Krach, was Dajin nicht verstand. Anscheinend handelte es sich dabei um etwas, das menschlichem Denken so fremd war, daß K'rzzs Worte nicht in Gedanken umsetzbar waren, die Dajin hätte verstehen können.

Ein durchdringender Geruch nach saurer Milch breitete sich aus. »Ist deine Aufgabe jetzt erfüllt?« fragte K'rzz ernst.

Mit einem Aufschrei taumelte Dajin rückwärts. Wiederum war die Welt durch etwas ins Wanken geraten, das immer so selbstverständlich erschienen war, daß es sich nicht lohnte, darüber nachzudenken. Dajins Schatten war nicht mehr mit ihm verbunden. Erst hatte ihn nur ein Spann von seinen Füßen getrennt, nun war es mehr als ein Schritt. Der Schatten veränderte sich nicht mehr, sondern war in seiner letzten Form erstarrt.

»Es ist nur Zauberei«, erklärte Zz'Krach in einem Ton, in dem er auch hätte sagen könnten: »Mach nicht so viel Aufhebens davon. Daran ist überhaupt nichts Besonderes.«

»Ist deine Aufgabe nun erfüllt?« fragte K'rzz.
»Oder muß er sich noch bewegen?« Mit einem großen Schritt stieg sie über Dajins Schatten und wieder zurück.

Dajin starrte auf seinen Schatten. Vorsichtig näherte er sich ihm, umkreiste ihn langsam, zögerte und sprang schließlich über ihn hinweg. Er stieß einen schrillen Lacher aus.

Die dunkle, unregelmäßige Fläche kam Dajin auf einmal wie etwas völlig Fremdes vor, wie ein heimlicher, dunkler Begleiter – keineswegs ein Gefährte! –, der ihm zeit seines Lebens unauffällig gefolgt war, und der nun gezwungen worden war, seine Anwesenheit, wenn auch noch nicht seine verborgenen Absichten, zu erkennen zu geben.

Beide Marus husteten. Abermals roch es nach saurer Milch. Dajins enttarnter Schatten verbarg sich wieder in der Unauffälligkeit des Gewohnten.

»Die Aufgabe scheint nicht so schwer zu sein«, meinte K'rzz.

»Nur Zauberei!« bekräftigte Zz'Krach beruhigend.

Dajin konnte schier nicht mehr den Blick vom Boden und seinem zwielichtigen Weggefährten losreißen.

»Ich meinte es nicht wörtlich«, erklärte er. »Schneller zu sein als mein Schatten, bedeutet schneller zu sein als die Zeit.«

»Das ist dumm, H'Ranga-Arran«, erwiderte K'rzz.
»Niemand kann das.«

Dajin reckte sich und streckte die Arme zum Himmel. Langsam drehte er sich, so daß die Sonne in seinem Rücken stand, und beobachtete aufmerksam, wie sein Schatten länger und länger wurde.

»Das begreife ich nun«, stellte er fest.

14.

Dajin fand lange keinen Schlaf. K'rzzs Beweggründe verstand er sehr gut, wenn auch nicht, wie die Maru ihr Ziel erreichen wollte und was danach käme. Er stellte sich vor, wie die furchtbare Statue umstürzte, zerbrach und sich nichts änderte. Die Marus von Maru-Zha sahen sich seit einer Zeitspanne, halb so lange, wie der Flug des Weltendiskusses bereits andauerte, als Opfer eines böartigen Schöpferwesens. Dennoch nannten sie es immer noch ihren Vater. Schwer zu verstehen.

Rur war vollkommen. Er und Sie hatte die Welt in einem Augenblick größter Freude erschaffen. Nun befand sie sich auf dem Wege zu Gror, der und die das Geschenk des Zwillinges einst jubelnd und verzückt annähme.

»Ich weiß nicht, ob man das vergleichen kann«,

murmelte Dajin. Er führte kein Selbstgespräch, sondern tat das, was man bei seinem Volk, das im Schöpferwesen den Stammesführer von Gottheiten sah, diese wiederum als erwachsene Geschwister, unter Beten verstand. »Ich wünschte, Ihr schenktet mir Erleuchtung! Vielleicht kommt es Euch gerade gelegen? Ich stelle mir vor, der Allschöne wäre tot. Ich stelle mir vor, sein Zwilling wäre tot. Ich stelle mir vor, Ihr wäret es auch. Was bliebe? Der Weltendiskus fliegt weiter. Den, der ihn schuf, gibt es nicht mehr. Die, die ihn empfangen soll, gibt es nicht mehr. Die, die ihn behüten sollen, gibt es nicht mehr. Alles ist Leere. Das erschreckt mich. Ich weiß nicht, was für ein Wesen die Echsen als Gott betrachten. Ich weiß nicht, wie es dazu kommen konnte, noch hoffe ich, daß es Euch gelegen erscheint, mich zu erleuchten. Ich stelle mir vor, den Großen Vater getötet zu haben. Ich stelle mir vor, Väterchen erschlagen zu haben. Mir macht das angst.«

Krr'Thon'Chh war ein Ungeheuer. Er verdiente das Schicksal, daß ihm K'rzz zudachte. Zaboron war auch ein Ungeheuer gewesen.

Einer der Priester Borans hatte Dajin von der Lehre des Philosophen erzählt: Die Welt ist schön. Doch ihre Schönheit ist nicht immer im gleichen Maße gegeben. Sie kann vermindert werden. Unsere Aufgabe ist

es, die Verminderung, soweit das in unserer Kraft steht, wieder auszugleichen.

Auf Grund dieser Lehre waren Zaborons Jünger sechs Generationen lang durch Maraskan gestrichen und hatten jeden umgebracht, den sie als Ursache einer Verminderung ansahen.

»Warum ächtet ihr seine Lehre nicht?« hatte Dajin den Priester gefragt. »Ist es Furcht? Seine Jünger gibt es nicht mehr, wie du mir sagtest.«

»Nein, das ist es nicht. Zaboron erschreckt uns. Doch er könnte recht haben. Rur denkt nicht einfach, Haran-ga-Haran.«

»Seine Lehre ist verantwortlich für zahllose Morde!« hatte Dajin ausgerufen.

»Das ist mir durchaus bewußt. Ich habe mir sagen lassen, daß in den Dschungeldörfern des Binnenlandes gelegentlich jemand durch Maraskengift stirbt. Du wuchst in einem dieser Dörfer auf, Herrscher. Warum habt ihr die Spinnen nicht längst ausgerottet?«

»Das wäre ein Frevel an Rurs Schöpfung.«

»Laß das außer acht.«

»Der Krötenschemelpilz würde sich freuen. Niemand fräße ihn mehr. Man müßte ihn roden.«

»Was tötet ihr wegen der Mäuse?«

»Was haben die damit zu tun?«

»Marane fressen Marasken. Sie würden nun mehr Vipern verschlingen. Nicht nur die Mäuse würden sich darüber freuen. Rurs Schöpfung ist nicht einfach, Haran-ga-Haran. Sie handelt auch nicht immer sanft und liebevoll, wenn sie danach trachtet, das Gleichgewicht, das ihr Rur befahl, wieder herzustellen. Es mag sein, daß wir eines Tages Zaborons Lehre verdammen werden. Doch noch haben wir keine Gewißheit über seinen Irrtum. Wir spüren nur die Furcht vor ihrer Frucht.

Sieh es so: Ein kleines Kind begreift nicht immer, warum es etwas nicht tun darf oder nicht bekommen kann. Wohl aber erkennt es den Mangel.«

Dicke, lange Taue waren um den Hals der Statue geschlungen. Auf ein Zeichen K'rzzs hin griffen jeweils zwanzig Marus nach den losen Enden und legten sie über ihre Schultern. Wie umgekehrte Bögen verliefen die noch schlaffen Taue von den Maruschultern zu Krr'Thon'Chhs Hals. Auf einen weiteren Befehl K'rzzs strafften sie sich. Die Marus legten ihr Gewicht in die Seile und zogen mit aller Kraft. Krachend brachen die im Boden versenkten Krallen der Statue. Langsam neigte sie sich zur Seite, kippte, schlug auf und zerbrach in mehrere Teile. Lähmende Stille legte sich über die Anwesenden. Der abgebrochene Kopf der Statue bewegte sich. Er rollte auf ihren Torso zu und

verschmolz mit ihm. Das taten alle Bruchstücke. Die Statue erhob sich. Ein donnerndes, triumphierendes Grollen entwich dem zähnestarrten Rachen, rollte bis zu den Enden des Tales und wieder zurück. Krr'Thon'Chh schritt aus. Jedesmal, wenn seine Füße den Boden berührten, erbebte das Tal, schwankten die Berge, erzitterte der Himmel.

Dajin erwachte.

»So einfach ist das!« sagte er laut und schlief wieder ein.

Sein zweiter Traum ließ an Eindeutigkeit und Farbigkeit nichts zu wünschen übrig. Er handelte von Debrasab. Genau gesagt, von Dajin und Debrasab. Nicht von der einen Nacht, die Dajin mit der Harani von Boran verbracht hatte, sondern von zahllosen Nächten, die er nicht mit ihr verbracht hatte – und die, wie der Traum behauptete, es durchaus wert gewesen wären.

Als Dajin erwachte, fühlte er sich matt, aber immer noch erregt.

K'rzz ließ sich ihr Erstaunen darüber nicht anmerken, daß sich Dajin in die Tiefe des Gebäudes gewagt hatte, in ihr niedriges, dunkles, feuchtes Gemach. Allerdings sah man ihr ohnehin nie ein Erstaunen an. Sie verjagte die Marus, die die morastige Suhle mit ihr teilten.

»Du darfst es nicht tun!« erklärte Dajin, als sie al-

lein waren. »Er ist der Zerstörer. Deshalb wird er aus der Zerstörung wiedererstehen.«

»Er ist tot«, antwortete K'rzz.

»Doch nicht so tot, wie du möchtest. Ich spürte ihn, als ich mich der Statue näherte.«

»Er war ein Gott. Was erwartest du?«

»Ich träumte von ihm. Ich sah, wie er stürzte und sich wieder erhob.«

»Du wirst mich nicht von meinem Plan abhalten! (Schnalz!)«

Dajin sprach lange auf K'rzz ein.

Schließlich war sie seine Einwände und Ausführungen leid.

»Das ist Unfug! Nein, das ist wirklich Unfug! Du bist der H'Ranga-Arran, du bist nicht mein Berater. (Schnalz!) Alles wird so geschehen, wie ich es beschlossen habe. Ich bin die Zerschneiderin. Kein Wort mehr! (Schnalz!)«

15.

Die Wirklichkeit kam dem, was Dajin geträumt hatte, sehr nahe. Der Unterschied bestand wesentlich darin, daß sich offenbar alle Marus des Tales bei der Statue eingefunden hatten, selbst die jüngsten, die kaum einen Spann groß waren. Dajin erschien alles wie die

Wiederholung von etwas, das bereits stattgefunden hatte und keine Überraschungen mehr bot. Er war felsenfest davon überzeugt, daß die Zerstörung der Statue die Wiedergeburt des Zermalmers einleiten, oder zumindest zur Freisetzung dessen führen werde, was sich womöglich in ihrem Stein eingeschlossen befand. Alles war nur noch eine Frage der Einzelheiten. Würde die Statue, wie es K'rzz zu erwarten schien, zunächst jeden Anwesenden zertrampeln, um sodann das gesamte Tal zerstörend zu durchwandern? Oder würden die Marus in einen Bluttausch verfallen und sich gegenseitig zerreißen?

Wie im Traum der vorletzten Nacht packten die Echsenwesen die Tauenden. Dajin wunderte sich, daß sie die Statue auf diese Art umstürzen wollten. Mehr als genug der moosbewachsenen Marus waren anwesend. Wer Schatten von Körpern trennen, wer Bäume in Splitter verwandeln konnte, der mußte doch auch eine Statue umstürzen können! Oder nicht?

Mit einem Knall zerbrach die erste Kralle.

K'rzz befahl innezuhalten.

Sollte sie etwa doch noch im letzten Augenblick von ihrem Vorhaben abgekommen sein?

Weitere Seile wurden um den Hals der Statue geworfen. Als könne man das Furchtbare, das seine Rückkehr erwartete, damit bändigen!

Etliche der Bemoosten sammelten sich um K'rzz.

Nachdem sie ihr einige Zeit zugehört hatten, gaben sie Laute von sich, die Dajin noch nie von irgendeinem Maru gehört hatte. Sie faßten sich an den Händen. Ein kaum zu ertragender Geruch von ranzigem Fett breitete sich aus.

Dajin dachte daran, daß er und Tölpel bestürzt mitangesehen hatten, wie der Maruzauberer die Hände ausstreckte und sich die Scholle vom Boden löste, die sie kurz danach unter sich begraben hatte. Das war nichts im Vergleich zu dem, was die Zauberkundigen gemeinsam bewirkten. Sie hoben ein tiefes Loch aus, groß genug, daß eine fünfzehn Schritt hohe Statue darin Platz fände.

Als sie fertig waren, stellte sich K'rzz vor das Standbild des Zermalmers. Sie brüllte/dachte so laut, daß Dajin sie mühelos verstand.

Wenn sich K'rzz üblicherweise mit ihm unterhielt, konnte der Mensch wenig von den Gefühlen der Maru aus ihren Worten lesen. Wut, vor allem Unbehagen. Dieses Mal triefte K'rzzs Stimme vor Hohn.

»Krr'Thon'Chh, Vater, wir haben dich überlistet!

Wir, Vater, wir werden dich nun zwingen das zu tun, was du zu Beginn der Zeit bereits hättest tun sollen. Schau her, Vater, deine gehaßten Kinder haben ein herrliches Weib für dich gefunden. Nun paare dich endlich, Betrüger!«

Überaus vorsichtig versenkten die Marus die Sta-

tue des toten Echsengottes im fruchtbaren Schoß Maraskans, ihrer Pflegemutter.

Das Gebrüll der Marus war ohrenbetäubend. Sie feierten den größten Sieg ihrer Geschichte. Dajin lief zu K'rzz. Aufgeregt fragte er sie: »Wie kamst du auf diesen Einfall?«

»Du selbst gabst mir den Rat«, behauptete sie.

»Nein, ich riet dir etwas anderes«, widersprach er.

Die Maru legte den Kopf auf die Seite: »Haben wir nicht festgestellt, daß du dich nicht einmal selbst begreifst? Wie willst du dann wissen, was du sagst, H'Ranga-Arran?«

In den beiden Wochen nach Krr'Thon'Chhs Vermählung schienen die Bewohner Maru-Zhas nichts anderes mehr im Sinne zu haben, als sich miteinander zu paaren. So, als sei der alte Rausch von einem neuen abgelöst worden. Vielleicht war er das sogar.

Auch Dajin blieb von der alles beherrschenden Stimmung nicht unberührt. Er dachte unentwegt an Debrasab. Doch nicht nur mit Verlangen, sondern auch voller Sehnsucht. Er ertappte sich bei Tagträumen, in denen er ihr kunstvoll bemaltes Gesicht sah, die sanfte Biegung ihres Halses, die Bewegungen ihrer Hände beim Sprechen. Er hörte ihren hoheitsvollen Schritt, lächelte grundlos, sah die Verletztheit in

ihren Augen. Er empfand eine Zärtlichkeit, die ihm gänzlich neu war.

Dajin ging zu K'rzz. Er fand sie in ein Knäuel aus schuppigen Leibern gewunden, das sich nur widerwillig auflöste.

Er kam gleich zur Sache: »Hier wartet keine weitere Aufgabe auf mich. Es drängt mich zu gehen. Ich bin überzeugt, daß ihr wißt, wie ich das Tal verlassen kann.«

K'rzz schwieg lange.

»Du wirst dabei sterben.«

»Darauf habe ich ohnehin keinen Einfluß. Ich werde auch sterben, wenn ich hier bleibe.«

K'rzz hustete. »Damit könntest du recht haben. Einige meines Volkes meinen, ich sollte dich nun aufessen. Ich sagte ihnen, das könne jemand anders tun.« Nach abermaligem Husten wurde die Maru wieder ernst.

»Der Beinahegott wußte, was er zu tun hatte, aber er verstand nicht alles. Unsere Vorfahren konnten ihm nichts entreißen, was er selbst nicht begriff. Die *Zim* sagen, daß die Welt keine Wunden dulde. Daher gebe es unser Tal zweimal, am Anfang und am Ende der einhundertneunundsechzig Herzschläge, einmal mit uns, einmal ohne uns. Sie halten für möglich, daß es auch dich zweimal gibt, seitdem du den Abgrund überquertest. Möglicherweise noch öfter.«

Benommenheit legte sich auf Dajin. Er atmete tief durch und schüttelte das klamme Gefühl ab. Zauberei hin oder her, ohne Schwester Tsa war derlei nicht möglich. Rurs Dienerin liebte die Vielfalt, nicht die Vervielfältigung.

»Um so begründeter wäre mein Wunsch. Du bist die Zerschneiderin, ich bin derjenige, der die Entscheidung herbeiführt. Ich wünsche zu entscheiden.«

K'rzz öffnete und schloß ihre Kiefer.

Nicht einmal eine Woche war verstrichen. Offenbar hatten sich die Marus schon länger Gedanken über das Schicksal des H'Ranga-Arran gemacht.

Dajin befand sich in der Mitte eines großen, dreizehnzackigen Sterns, an dessen Spitzen je einer der bemoosten Marus stand. Er konnte sehen, hören, sogar riechen, sich aber nicht bewegen. Sein Körper bestand aus Stein. Zz'Krach hatte den Vorschlag gemacht, Dajin zu verwandeln. Der Maruzauberer hatte zugegeben, daß er nicht wisse, ob die Verzauberung etwas nütze, doch Stein sei schließlich dauerhafter als Fleisch. Es könne zwar sein, daß nun ...

Dajin erfuhr nicht, was *nun* sein könne, da Zz'Krach den Satz nicht beendete. Alles könne eintreten, erklärte er statt dessen. Wer wisse das schon? Dajin war nicht begierig darauf zu erfahren, welche Bedenken Zz'Krach hegte. Was ihn betraf, war das Un-

terfangen keine Frage von Zauberei, sondern eine der Anweisungen, die Rur einst Boron und Tsa gegeben hatte.

Kurz bevor Dajin versteinert wurde, trat K'rzz zu ihm. Vorsichtig schloß sie ihre Kiefer um Dajins Hals und öffnete sie wieder. »Ich hoffe, daß du erfolgreich bist, H'Ranga-Arran! Wir verdanken dir viel. Die Schuld ist nicht abgetragen. (Schnalz!)« Dann ging sie.

Von dem Ritual der Zauberer erlebte Dajin nur den Anfang mit: ein drohendes Fauchen aus dreizehn Marukehlen und die Worte »Fürchte unsere Zähne, Zz'Navv!«

Etwas war geschehen. Die verwirrenden Sinneseindrücke hatten sich nicht wiederholt. Dajin erkannte, daß er nicht mehr stand, sondern lag, und zwar in einem Ameisenhaufen. Er sah Arbeiterinnen und Kriegerinnen verstört umherrennen, aufgeregt wegen dem, was plötzlich in ihre geordnete Welt geplatzt war.

Die Ratlosen schickten eine Botin zur Königin, da sie stets wußte, was zu tun war.

»Königinmutter!« rief die Botin.

»Nicht so voreilig!« tadelte sie die Königin. »Soweit sind wir noch nicht. Wir sind sehr beschäftigt. Wir haben die Grundfesten des Staates zu legen. Was gibt es?«

»Ein Ärgernis hat das Volk heimgesucht, Königinmu... Majestät!«

»Das wissen Wir bereits! Was ist das Ärgernis? Ist es ein Zermalmer, der auf unserem Palast herumtrampelt? Wir befehlen: Zwanzig Banner der Leichten und Schweren Zwickerei sollen unverzüglich ausschwärmen und den Zermalmer in die Flucht jagen!«

Die Botin duckte sich.

»Was ist?« fragte die Königin ungeduldig. »Ah! Wir verstehen wie immer: zwanzig ist zu viel. Wir ändern: Je ein halbes Regiment der Leichten und Schweren Zwicker sollen meinen Befehl erfüllen. Du weißt, was ein Halbes ist?«

»Ja!« erwiderte die Botin stolz. »Ich kenne eins und sogar zwei! Erst von drei ab wird's schwierig.«

»Hurtig!« mahnte die Königin. »Hurtig!«

Doch alsbald war die Botin wieder zurück.

»Kö...!« rief sie.

Die Königin war ungnädig: »Sagten Wir nicht, Wir seien beschäftigt? Will man Uns den ganzen Tag davon abhalten, Unsere Herrschaft zu mehren? Nein, Wir erwarten keine Antwort hierauf. Wir wissen genau, daß dem nicht so sein soll. Sprich!«

»Der Zermalmer ist kein Zermalmer«, berichtete die Botin kleinlaut. »Er ist nur ein Stein.«

Die Königin dachte ungewöhnlich lange nach und gebar währenddessen ihrem Volk zwei bedeutende

Philosophinnen. Schließlich entschied sie: Der Stein wird weggetragen!

Sofort eilten die Heerscharen ihrer Kinder und Sklaven herbei, den königlichen Willen zu erfüllen. Und da es in diesem Volk keinen Schmarotzer wie Tadha gab, drückte sich auch niemand vor seiner Pflicht. Jedoch bewirkte die Anstrengung der Vielen überhaupt nichts. Zum dritten Mal eilte die Botin zur Königin, um das Versagen zu melden.

»Selbstverständlich wissen Wir genau, was zu tun ist!« erklärte die Herrin gereizt. »Wir wissen das immer. Jedoch müssen auch Wir gelegentlich nachdenken. Das Volk halte solange Ruhe und kehre zu seinen Aufgaben zurück.«

Doch siehe, ein Wunder geschah! Der unerwartete Eindringling begab sich von alleine fort.

Dajin kam nicht einmal dazu, sich ganz zu erheben. Gerade zur Hälfte, dann stürzte er wieder und rollte vom Ameisenhaufen weg. Bekümmert stellte er fest, daß sich sein Herzschlag verlangsamte.

So leicht ließ sich die Zeit nicht betrügen.

»Daß-al ... les-so ... en-det ...«, dachte Dajin traurig.





Gegenwart: Rondirais Tagebuch

Ort: Hauptlager der Fren'Chira Marustazzim

Zeit: 5. RAH, 25 Hal

Dpae: Mujiabor, Baruuna

bt: nur ein dummer Brief

Liebes Füchslein!

Ich schreibe diesen Brief an Dich, obwohl ich weiß, daß Du ihn nie erhalten wirst. Ihn zu schreiben, bringt mir ein wenig Trost. Fast, als würde ich mit Dir reden. Ich fühle mich nicht mehr ganz so allein. Doch es ginge mir besser, wenn ich wüßte, daß Du noch auf mich wartest. Vielleicht auch nicht. Du tust es ja bestimmt nicht. Es ist vieles anders verlaufen als geplant, nicht wahr? Wahrscheinlich wird Dir alles leid tun, wenn Du erfährst, was mir zustieß. Zu spät, Liebster, zu spät!

Die Schurken lauerten mir auf, als ich auf dem Weg zur Stammburg der Templer war. Sie liegt außerhalb Jergans, bei dem berühmten Hemandu, in einer alten maraskanischen Festung. Ich hoffte, in der Schriftenkammer des Ordens noch den einen oder anderen nützlichen Hinweis zu

finden. Viel Hoffnung hegte ich allerdings nicht. Ich befürchtete, daß die grimmigen Ritter das meiste schon vor Jahren verbrannten. Ihr Ziel war schließlich stets nur die Unterwerfung des Landes. Anderes kümmerte sie nicht.

Ich weiß nicht einmal genau, wie sich meine Entführung abspielte. Den einen Augenblick gehe ich noch, den anderen komme ich mit schmerzdem Kopf und verbundenen Augen zu mir. Seltsamerweise keine Beule. Ich vermute, daß sie mich nicht niederschlugen, da wir bereits im Dschungel waren, als ich zu mir kam. Er beginnt ein ganzes Stück von Jergan entfernt. Zudem hatte ich einen Bärenhunger. Ließ mich folgern, daß sie schon einige Zeit mit mir unterwegs waren.

Die Rebellen, die mich verschleppten, waren zunächst zu dritt. Später reichten sie mich an ein anderes Grüppchen weiter, dann an noch eins. Weiß nicht, ob die alle zum gleichen Haufen gehörten. Denke nicht.

Mir bereitete Sorge, daß sie mir nicht mehr die Augen verbanden. Ich war mir sicher, daß das ein sehr schlechtes Zeichen sei, weil ich dadurch einige ihrer Verstecke sah. Doch sie lachten mich aus: »Ihr blinden Garethjas verlauft euch sogar in Jergan. Wie wolltest du dich wohl in unseren Wäldern zurechtfinden? Wir könnten dir alles zeigen, Schwester, alles! Keine Sorge.«

Da ich zu der Zeit noch gefesselt war, schlug ich ihnen vor, mich loszubinden, wenn sie sich so sicher fühlten. Sie meinten, das wollten sie nicht, da ich dann weglaufe und mir bestimmt etwas zustieße. »Ihr Garethjas habt ein Ge-

schick für derlei!« meinte der Kerl. Ich hätte den eingebildeten Pinsel erwürgen können! Außerdem, fügte er hinzu, bekämen sie dann Ärger mit ihm. Das wollten sie nicht. Wer ihm? Er eben. Ich würde das schon sehen.

Wie Du Dir ausmalen könntest ... Du kannst es natürlich nicht. Wie auch? Ich erzählte Dir ja nichts. Nun gut, Du wirst den Brief ja nie lesen. Ich stellte mir jedenfalls alles mögliche vor, nicht aber das, was schließlich kam.

Machen wir's kurz: Ich bin in der Gewalt der Fren'Chirra Marustazzim. Ich hätte mir schier in die Hosen gemacht, als ich das erfuhr. Sie gelten schließlich als die grausamsten des Packs. Ich hätte nie gedacht, daß sie so weit im Norden anzutreffen sind!

Sie sind anders, als ich sie mir vorstellte. (Als wäre ich eine Kennerin!) Ich dachte immer, die Rebellen seien mehr oder weniger große Haufen von Bewaffneten. ›Stammesgemeinschaften‹ trifft die Wahrheit eher. Sie sind mit ihren Kindern unterwegs, nur Alte haben sie nicht dabei. Und wenn doch, dann sind sie Krieger des ehemaligen Königreichs, die seit Jahrzehnten gegen uns kämpfen.

Ich habe einen sehr bekannten ›Gastgeber‹, nämlich Mujiabor selbst. Ich weiß nicht, wie viel sein Kopf inzwischen wert ist, doch ich könnte von der Belohnung vermutlich lange sorglos leben. Er hat eine große Ähnlichkeit mit Deinem Vetter (nicht dem aus Beilunk, sondern dem anderen, dessen Namen ich mir nicht merken kann). Doch das ist rein äußerlich.

Ich frage mich oft, ob irgend etwas an diesem Menschen echt ist. Manchmal komme ich mir vor wie in einem Theaterstück. Jeder spielt seine Rolle. Tatsächlich scheint sein engerer Stab sogar einer Theatertruppe zu entstammen, die wegen reichsfeindlicher Umtriebe eingesperrt wurde. Alles ist große Geste! An anderen Tagen könnte man auch sagen: Es ist ein Tollhaus, zumal wenn der große Anführer seine Visionen hat. Sehr seltsame Stimmung.

Fing schon damit an, wie er mich empfindet: »Wer bezahlt für Dich, Gösselbögen?« Er grinste dabei. Wollte mir wohl zeigen, wieviel er über mich wußte.

Niemand, antwortete ich.

Das sei schade, sehr schade. »Wir wollen hoffen, daß Dir bald jemand einfällt, Schwester. Du hast viel Grund nachzudenken. Ich habe diesen Eindruck. Ja, ich habe sehr den Eindruck.«

Ich erklärte, daß ich nur eine schlichte Gelehrte sei, die ein Buch verfassen wolle. Da gebe es nicht viel zu holen.

Man werde sehen. Er interessiere sich stets für Personen, für die sich andere interessierten.

Welche anderen?

Gefährliche Leute. Ich zum Beispiel. Gelächter. Du solltest mir für meinen Schutz dankbar sein.

Ich durchschaue nicht recht, wer nach welchen Regeln etwas bei dem Haufen zu sagen hat. Mujiabor behauptet von sich, ein Dschunkarensprößling zu sein. Eine seiner Kämpferinnen ist angeblich eine Baruuna, also eigentlich

höher gestellt. Doch sie steht gleich mit anderen, die gar nicht von Adel sind. Ich fragte die angebliche Baruuna, ob das nicht schwer zu erdulden sei? »Gegenwärtig kämpfen wir Maraskaner gegen euch«, antwortete sie. »Der Rest geht nur uns etwas an.«

Mujiabors Traumgesichter. Der Mann bildet sich ein, daß ihm ein gewisser König nachts erschiene. »Der Haranga-Haran wies mich folgendes ...«, heißt es dann am nächsten Morgen. Alle hängen an seinen Lippen. Jeder nimmt das, was er sagt, für bare Münze. Ich habe die Baruuna ganz vorsichtig darauf angesprochen, weil sie noch den vernünftigsten Eindruck macht. Täuschte mich offenbar. »Traumgesichter? Ansichtssache. Ihr werdet das nie begreifen, wie? Dabei kämpft ihr schon seit dreißig Jahren gegen den großen Dajin. Es mag dich trösten: unser letzter König begriff das auch nicht.«

Nun ist's doch wieder ein Bericht geworden. Offenbar vermag ich keine Briefe mehr zu schreiben. Schade.





Die Beschwörung

1.

Die Rückkehr des Königs kam so unerwartet, daß die Wachen am Stadttor ihre Pflicht vergaßen und dem Vermißten hinterherliefen, wie jeder, der ihn erkannte, wie die meisten, die nur sahen, daß sich eine wachsende Menschenmenge zum Palast der Harani von Boran bewegte, und deshalb neugierig folgten.

Damit hatten also die recht behalten, die an der Rückkehr des Königs nie gezweifelt hatten: Er sagte, er kehre zurück, hielt er nicht immer seine Versprechen?

Obwohl der Thron für Monde verwaist war, drängte es niemanden, sich darauf zu setzen, dank einer seltsamen Allianz. Mujajian, der Haran Sinodas, setzte das Gerücht in die Welt, der König sei alles andere als unauffindbar. Der Herr sei schlau genug zu wissen, daß die Rede von Boran nicht überall auf Begeisterung gestoßen sei. Nun war er angeblich verschollen. Mußte da nicht jeder, der zu rebellieren erwog, seine Stunde gekommen sehen? Mußten diejenigen,

die solche Pläne hegten, nicht versucht sein, ihre wahren Absichten zu erkennen zu geben? Man messe dem bloß keine Bedeutung bei, daß der Herrscher nicht zum Begräbnis seiner Gemahlin erschienen sei. Bekanntermaßen standen sie sich nicht sehr nahe.

Mujiajian teilte die Meinung, die er von sich gab, allerdings nicht. Sein Dschunkar Denderan hatte ihn zu diesen Mutmaßungen angestiftet, indem er seinem Herrn ein Versprechen in Erinnerung brachte, von dem Mujiajian sich nur erinnerte, es vor längerer Zeit versehentlich gegeben zu haben.

»Er ist aufrichtig, Mujiajian, und meint es gut. Deshalb sollst du ihn stützen, Haran«, hatte Denderan gefordert.

»Das sehe ich inzwischen auch«, hatte Mujiajian geantwortet. »Doch die Aufrechten sind am gefährlichsten.«

Die Beamtenschaft Tuzaks war ebenfalls Teil der Allianz. Sie gewöhnte sich immer mehr daran, im Auftrag eines fernen Königs zu handeln, was ihr allemal lieber war, als unter der Aufsicht eines möglichen neuen Herrn, der nur wenige Schritte entfernt im Palast säße. Also legten auch sie scheinbar verschwiegenes Wissen und Sorglosigkeit an den Tag.

Selbstverständlich gehörten auch die Buskure dazu. Der Haran-ga-Haran war mit Tölpel und zwei weiteren unterwegs? Wer mußte sich da sorgen?

Dennoch begannen sie heimlich nach dem König zu suchen.

Die Nachricht von Balatravis' Tod bekümmerte Dajin sehr. Er hatte nicht aufgehört, sie so zu sehen, wie bei ihrer ersten Begegnung vor dem Tuzaker Tempel: fremd, einsam, Opfer ihrer Bestimmung, wie er selbst. Zwar hatte sie oft versucht, ihm zu schaden, doch jedes in die Enge getriebene Tier zeigte seine Zähne – warum nicht auch ein Mensch, dessen Erwartungen das Schicksal zunichte gemacht hatte? Das war verständlich.

Debrasab hingegen war überrascht. Sie hatte nicht mehr mit Dajins Rückkehr gerechnet. Dennoch hatte sie begonnen, die Volkssprache zu erlernen. Deshalb war kein Übersetzer mehr nötig, als ihr Dajin von der gefährlichen Reise über die Berge erzählte, und von Tölpels Tod durch die Parder.

Von Echsen war nicht die Rede.

Sie war noch überraschter, als sie entdeckte, was außerdem in Dajin vorging. Der Mann, der aus der Wildnis zurückgekehrt war, schien ein anderer zu sein, als der, der vor Monden Boran verlassen hatte. Wie ausgewechselt.

Damit begann Dajins und Debrasabs kurzes Glück.

Eine neue Besessenheit hatte Dajin ergriffen, die für das geschriebene Wort. Sie drückte sich nicht in Erläutern aus, sondern in Denkschriften. Sie begannen stets

gleich, entweder mit ›Meine Vasallen, ich erbitte Euren Rat‹ oder mit ›Mein Volk, ich gebe Euch zu bedenken‹.

Dajins und Debrasabs Glück währte etwas über drei Monde. Ein kleiner Abschnitt in einer langen Geschichte.

Die Götter Maraskans sind nicht neidisch auf das Glück der Sterblichen. Die Sterblichen ihrerseits brauchen keine Götter, um einander ihr Glück zu mißgönnen. Das können sie allein.

In den Augen der Mächtigen gab es keinen Grund, daß der Herrscher noch länger in Boran weilte. Außer dem, der getuschelt wurde. Klatsch hatte es zwar schon früher gegeben, doch zu der Zeit, als es auch noch eine Königin gab. Die lebte nun nicht mehr. Tuzak und Boran, die Königsstadt und die Heilige Stadt – eine Vereinigung beider würde große Macht gebären. Das war für viele kein Grund zur Freude.

Als bald wurden mahnende Stimmen laut: Herr, du zeugst in deinen Nächten Gefahr!

Dajin wollte nichts davon hören. »Es schert mich nicht! (Schnalz!)« entgegnete er erregt.

Eine flüchtige Bedeutung erlangte ein fahrlässig für tot gehaltener Magier: Calmano Portitore.

2.

Dajin hielt sich auf dem obersten Balkon eines der Palasttürme auf. Er hatte die Augen geschlossen und lauschte dem Flüstern des Windes, von dem ihm Debrasab vorgeschwärmt hatte. Der Wind war verwirrend. Geschwätzig erzählte er von fernen Küsten, jenseits aller Meere. Er fühlte sich angenehm auf der Haut an. Ein Räuspern brachte Dajin in die Gegenwart zurück.

Er öffnete die Augen und dachte einen Augenblick lang, Debrasab sei gekommen, um ihm Gesellschaft zu leisten. Doch die schlanke Silhouette gehörte nur einer ihrer Hofdamen.

»Ein Herr bittet empfangen zu werden. Er sagt, er sei der Gesandte des Königs von Vinzak, nein, Vinsalt.«

»Er soll morgen wiederkommen.«

Als sich die Frau zu gehen anschickte, widerrief Dajin seine Anweisung. »Ich werde ihn gleich empfangen. Hier.«

Sie kam mit einem schmalen, aber nicht schwächlichen Mann zurück, der sein rotblondes Haar zu einem Zopf geflochten hatte. Zwei Gardisten begleiteten die Hofdame und den Botschafter.

»Ich schwatze die Sprache des Hochherrn«, radebrechte der Gesandte. »Mein Kommen ist von großer

Verschwiegenheit. Wenn der Hochherr Gunst erweisen will, ziehe ich vor, allein zu schwatzen.«

Auf ein Nicken hin wurde Dajin mit Calmano Portitore, Gesandter und Magier, allein gelassen. Dajin deutete auf das weite Meer. »Ich werde diesen Anblick nicht satt. Dort, wo ich aufwuchs, gab es eine solche Weite nicht. Wir kannten den Himmel über dem Wald. Kennt man das Meer, wo du herkommst?«

Das Meer! Der Magier lächelte überheblich. »Ich bin aus Grangor. Das ist eine Stadt mit sehr viel Hafen. Schiffe aus aller Herren Länder schauen ständig herein. Ich kenne das Meer, Hochherr.«

»Träumst du von ihm?«

Calmano lachte: »Mein grundgütig! Nein.«

Einen Augenblick dachte Dajin, daß es etwas voreilig gewesen war, auf die Übersetzerin zu verzichten.

»Welche Botschaft überbringst du mir von deinem Haran?«

»Kanin Botschaft vom Hochherr zu Vinsalt. Doch ich bin nicht unwichtig. Ich bringe eine sehr schwierige Neuigkeit. Sie betrifft die Hochherrin.«

Dajin runzelte die Stirn. »Sie ist tot.«

»Ich weiß das überaus genau. Doch sie wurde nicht gestorben, wie man schwatzt.«

»Was willst du damit andeuten?«

Calmano zuckte die Achseln: »Kanin Unfall. Kanin

Sturz von der langen Treppe. Sie war schon tot. Ich weiß überaus genau.«

Dajin überkam ein flaes Gefühl. »Wie starb sie deiner Meinung nach statt dessen?«

»Mir ist das ...« Der Gesandte suchte nach einem Wort, fand es nicht, und gebrauchte dafür das aus dem Garethi. »... *genierlich* ... unangenehm zu sagen, Hochherr. Sie ist totgemacht worden. Ich weiß. Ich war dabei. Ihr Mörder stach mich tot. Er dachte so, doch er täuschte sich. Ich war nicht ganz tot.« Calmano verzog verächtlich den Mund. »Ich bin ein prächtiger Zauberer. So leicht mich nicht töten. Auch wenn ich sagen muß: Der Mörder ist sehr schnell mit dem Schwert. Ich lag. Ich hörte die Hochherrin seinen Namen schwatzen. *Seine Maskerade* ... verzeiht ... Die Hochherrin durchschaut seine unnütze Verkleidung.«

»Halte mich nicht hin, Gesandter. Nenne den Namen des angeblichen Mörders und erkläre mir, warum du dabei gewesen sein willst?«

»Das zwei zuerst! Die Hochherrin vertraute mir in-
nig. *Ihr versteht?* Sie war allein ... *vernachlässigt* ... umgeben von fremdem Volk. Ich war ihr prächtiger Ratgeber oft. Der Name ... *Majestät, das ist mir äußerst genierlich* ... – verzeiht mein falsches Schwatzen! –, er wird Euch traurig machen. Ich fragen dich: Wer ist so bekanntlich, daß er die Haare abschneiden muß? Am Kopf, den Bart, über den Augen? Wer hat so verräte-

risches Aussehen? Nicht viele wachsen wie Wespenhaar.«

Dajin krallte die Hände in die Brüstung und starrte wieder aufs Meer. »Du klagst Ornibijian an, Balatras getötet zu haben?«

»So ist der Name.«

»Würdest du ihm das ins Gesicht sagen?«

»Alle Zeit! Doch er nicht da jetzt«, erwiderte Calmano und dachte dabei: Ich bin kein Idiot, mein Bester!

»Ich frage mich, warum du mit deinem Wissen solange hinterm Berge hieltest? Ich war lange fort, doch ich bin auch einige Monde wieder zurück.«

»*Pardonnier mir das ...* Verzeihen, Hochherr, verzeihen sehr, doch ich muß offen schwatzen. Ich nicht glauben am Anfang, daß Mörder handeln von allein.«

»Du dachtest, ich hätte Ornibijian beauftragt?«

»Verzeihen sehr, Hochherr! Ich fürchten. Doch dann erkenne, daß das nicht sein konnte. Es ist nicht Euer ... *Stil ...* Art und Weise.«

Dajin wandte den Blick vom Meer ab und sah Calmano in die Augen. »Was erwartest du, Gesandter? Daß ich ihn anklage und richte? Ist es das?«

Calmano seufzte. »Ich nur denke, Ihr das müßtet wissen. Ich bin nur ein *Ambassador* aus Vinsalt. Ich kann stumm sein. Ich bin gewohnt. Allein, die Gerechtigkeit, das Andenken Eurer Gemahlin verlangte anderes.«

»Die Gerechtigkeit?«

Wieder lächelte Calmano. »Eher meine Seelenruhe. Mir fliegt ...? Verzeiht, nein, mir schwebt eine Vereinbarung vor. Eine Gunst, die Ihr mir erweisen wollt.«

Dajins Blick wurde leer. »Du meinst, ich solle dich für dein Schweigen bezahlen?« murmelte er. »Ts, ts, ts«, gab Calmano tadelnd von sich.

Wie erhofft, war Calmano Portitore doch noch auf eine Möglichkeit gestoßen, das zu erlangen, worum ihn der Vinsalter Hof und letztlich sein eigener König geprellt hatten. Er sprach nicht von Gold, sondern von Handelsvollmachten. Auf Maraskan gab es einiges, was es in keinem anderen Land gab, zum Beispiel Xordai, die Rinde des Axordabaumes, woraus die einzige bekannte Medizin gegen die Landstriche entvölkernden Zorganpocken gewonnen werden konnte.

Calmano dachte nicht daran, selbst in den Dschungel zu gehen, um die Rinde vom Baum zu schälen. Er träumte davon, derjenige zu sein, der das alleinige Recht besaß, mit der Rinde zu handeln, und der freischaltend, freiwaltend dieses Recht verpachtete. Ihm schwebte die Rolle eines Maklers vor. In guten Zeiten war zwar mit Xordai nicht übermäßig viel Gold zu scheffeln, doch Calmano hatte sich kundig gemacht: Xordai war nicht das einzige seltene Gut Maraskans.

Den Magier belustigte heimlich, daß Balatravis' ehemaliger Gemahl zunächst gar nicht zu begreifen schien, wovon er überhaupt sprach. Der König Maraskans war eben genau das, als was ihn die Königin geschildert hatte, nämlich ein kleiner Mann, der eine Rolle auszufüllen versuchte, die ihm nicht zustand. Ganz geschickt bisweilen, doch das größere Verständnis eines wirklichen Monarchen vermissen lassend.

»Warum sollte ich dem zustimmen?« fragte Dajin verärgert.

»Ich verstehe, daß Euch viel Ansehen geschenkt wird«, erklärte Calmano geduldig. »Verzeihen, ich und der Hochherr kennen die Wahrheit, doch was wird alle glauben? Die Hochherrin ist gestorben worden von einem engen Vertrauten des Hochherrn. Der Hochherr ... *poussiert* ... hat gutes Verständnis mit der Harani von Boran. Was alle glauben? Verzeihen, Hochherr, wir kennen die Wahrheit, doch Ansehen kann sehr schädigen.«

»Du bist tollkühn, Mann! Du erbost mich. Ich könnte dich jederzeit töten lassen. Ich bin der Herrscher, ich kann das!«

»Verzeihen, Hochherr, ich bin kanin Tor. Ich sorge vor. Ich bin der Gesandte aus Vinsalt. Abgesehen davon, nicht ist das Euer ... *Stil* ... Herangehensweise.«

»Ich verstehe«, antwortete Dajin. »Du hältst mich für einen schwachen Herrscher, weil es mir keine Freude bereitet, prunkvoll in Tuzak zu regieren oder ruhmreiche Kriege zu führen?«

Calmano hob die Schulter: »Ich habe das kanin zu entscheiden.«

Dajins Hände krallten sich unerwartet in Calmanos Kleidung und preßten den Magier gegen die Brüstung.

»Was weißt du schon über meinen Stil? Du weißt gar nichts über mich!«

Überrascht rang Calmano nach Worten: *»Majestät, ich ahnte nicht, daß Ihr Garethi sprecht!«*

»Du ahntest nicht einmal, mit wem du dich anlegtest! Nicht mit mir, nicht einmal mit dem Haran-ga-Haran, sondern mit dem Volk Maraskans, das Vertrauen und Hoffnung schöpfte, und dem du beides zu rauben drohst!«

Calmano hatte viele Fehler begangen. Er hatte den Worten einer eifersüchtigen Königin zu sehr geglaubt, zu sehr darauf vertraut, in einem Zwiegespräch mit dem Herrscher nichts zu befürchten zu haben, von dem er stillschweigend erwartete, daß er sich an Regeln hielte, deren Einhaltung Calmano demselben Herrscher in allen anderen Belangen nicht zutraute.

Er erkannte diesen Fehler, als er in das von unmenschlichem Zorn verzerrte Gesicht sah und merk-

te, daß sein Oberkörper immer weiter über die Brüstung gedrückt wurde. Einen Herzschlag lang hatte Calmano eine Vision: Er sah sein Gegenüber nicht mehr als menschliches Wesen, sondern als ein Geschöpf mit spitzen Zähnen, rasend vor Wut. Da beging Calmano den letzten Fehler. Er bestand darin, zu sehr von seinem eigenen Können beeindruckt zu sein.

Als Dajin die erste Silbe aus Calmanos Mund vernahm, die er nicht verstand, schleuderte er den lästigen Gesandten über die Brüstung. Der Palastturm war nicht hoch genug, um dem Magier noch Zeit zu lassen, etwas zu seiner Rettung zu unternehmen, doch allemal hoch genug, daß ihn der Aufprall zerschmetterte.

Denen, die erschrocken herbeieilten, erklärte Dajin: »Ich warnte ihn, darauf zu achten, wohin er seine Füße setze, doch er war unvorsichtig und ging einen Schritt zu weit.«

Ornibijian befand sich an diesem Tag nicht in Boran, sondern war für kurze Zeit außerhalb. Als er zurückkehrte, bestellte ihn Dajin zu sich. Ohne Umschweife fragte er ihn: »Hast du die Königin getötet?«

»Wer behauptet das?« antwortete Ornibijian ruhig.

»Ein Zauberer, den ich vom Turm stieß. Hast du es getan?«

Ornibijian schwieg und schabte mit dem Daumen-

nagel am Heft seines Schwertes. »Es gibt Dinge, die ein Herrscher wünscht, aber nicht befehlen will.«

»Tatest du es oder nicht?«

»Ja. Sie hatte ihren Tod vielfach verdient.«

»Ich befahl dir, sie ihn Ruhe zu lassen!« herrschte ihn Dajin an.

Ornibijian entgegnete bedächtig: »Ich weiß, aber du befahlst auch anderes. Du sagtest mir einst – doch ich weiß nicht, ob du dich daran erinnerst –, daß mein Herz wissen solle, was das Richtige sei, und daß ich ihm allein gehorchen müsse. Deshalb sei ich ein Buskur. An diesen Befehl habe ich mich gehalten.«

»Ich erinnere mich sehr genau an den Abend. Doch meine Worte waren kein Freibrief. Sie bedeuteten nicht, daß du wahllos jemanden umbringen solltest!«

Ornibijian brauste auf: »Wahllos geschah es bestimmt nicht! Du kannst nicht alles haben, Dajin! Ja oder nein, ja oder nein!«

Im Nu entwickelte sich ein heftiger Streit, der damit endete, daß Dajin Ornibijian befahl, aus seinen Augen zu verschwinden und sich nie wieder blicken zu lassen.

Tage später bereute Dajin diese Worte. Doch es gelang ihm nicht mehr, Ornibijian zurückzuholen. Ramelusabs Sohn hielt sich nicht mehr in Maraskan auf. Er war auf dem Weg nach Weiden, um herauszufinden, woher sein Vater stammte. Hätte er vor dem

Aufbruch noch seiner Mutter einen Besuch abgestattet, um sie von dem Plan zu unterrichten, so hätte sich Ornibijian die Reise sparen können.

Der Friede war zu Ende. Dajin quälte der Gedanke, seinen Vertrauten im Zorn verstoßen zu haben, ebenso, daß er aus Unbeherrschtheit den Magier vom Turm geworfen hatte. Beides hätte anders geregelt werden können, beides nagte an ihm. Dazu kam eine wachsende Unrast. Dajin war, als habe das Schicksal beschlossen, den Preis für die vergangenen Wochen einzufordern, als wolle es ihn dazu zwingen, sich weiterzubewegen.

Vegsziber hielt sich immer noch in der Nähe Borans auf. Da der kleine Priester ihm schon einmal geholfen hatte, Ruhe zu finden, fragte ihn Dajin, ob er ihn begleiten wolle.

»Wohin, Großer?« fragte Vegsziber.

»Nach Jergan. Nur wir beide, wie damals am See.«

Der Priester sah Dajin nachdenklich an. Er sagte nicht, was er dachte, willigte jedoch ein.

Debrasab fiel aus allen Wolken. Was hatte sie erwartet? Daß alles so bliebe? Daß alles irgendwann ende? Nichts davon. Wie stets hatte der Luftgeist im Heute verweilt. Die Harani wußte, daß etwas Wichtiges an dem Tag geschehen war, als der Gesandte zu Tode stürzte. An den angeblichen Unfall glaubte sie

nicht, da sich Dajin kurz darauf mit Ornibijian zerstritten hatte.

»Es ist an der Zeit, daß ich dem Chertzak von Jergan begegne«, erklärte ihr Dajin. »Er war immer mein ehrlichster Feind, der nie verheimlichte, daß er lieber selbst herrschen wolle. Wieviel könnte ich gewinnen, gelänge es mir, mit ihm ins Reine zu kommen, ihn vielleicht sogar als Verbündeten zu gewinnen! Danach kehre ich zurück.«

Debrasab glaubte ihm. Dennoch trug sie beim Abschied das Rot des maraskanischen Winters.

Sie hatte ein Geschenk für Dajin, ein Schwert mit dunkler Klinge. Es sei seit langem im Besitz ihrer Familie und keine gewöhnliche Waffe, erklärte sie. Dem schwarzen Stahl wohne eine besondere Macht inne: Sein Träger habe sich nie zu fürchten, werde sich nie beugen und niemals unterliegen. Später sprach Vegsziber mit Debrasab unter vier Augen. Er lobte sie für das, was er während der Unterredung erfuhr: »Auch wenn sich die Harani nicht mehr Tetrarchin nennt, so besitzt sie noch immer die Weisheit einer solchen.«

3.

Dajin hatte für die Reise mit Vegsziber drei Monde veranschlagt, um genügend Zeit zu haben, den Nordosten

seines Reiches und seine Bewohner kennenzulernen. In Jergan hatte er sich mit einigen der Buskure verabredet. Die gemeinsame Reise endete jedoch schon zwei Wochen eher.

Die frühere Hauptstadt der Insel lag an den Hängen eines engen Talkessels, zerschnitten in zwei Hälften vom Hira, der sich in das Tal stürzte, um kurz danach ins Meer zu münden. Eine lange Insel teilte den Strom. Das eng bebaute Stückchen Land trug den Namen Imana'Cha, wurde aber von denen, die darauf lebten, geringschätzig *Gut Immernaß* genannt.

Vegsziber war schon zuvor in Jergan gewesen. Da Dajin es nicht eilig hatte, dem Cherkzak seine Anwesenheit kundzutun, bot sich der Priester an, seinen Begleiter durch die Stadt zu führen. Er zeigte ihm den prachtvollen Tempel, ließ aber auch die Flußinsel nicht aus. Notwendigerweise mußten Dajin und Vegsziber sie überqueren, da die Brücken, die beide Stadthälften verbanden, auf sie führten.

Immernaß war ein treffender Name. Der Hira verhalf dem Viertel zu einem ständigen Sprühregen, machte es zu einer schwärenden Wunde im Herzen der Stadt, die Jergan alle paar Menschenleben mit Seuchen strafte. Nicht alle, die auf der Insel lebten, waren Halunken. Die meisten Bewohner waren nur sehr arm.

Vegsziber schien entsetzt, als er erfuhr, daß sich Dajin ausgerechnet hier einquartieren wollte.

»Ich bin nicht mehr ganz so jung, Großer!« klagte der Priester. »Für solche unnötigen Narreteien bezahlt man in meinem Alter sofort. Ich weiß, daß es wie Verrat erscheinen mag, doch ich ziehe einen trockenen Tempelraum vor. Im Ernst: Das Viertel hat keinen guten Ruf. Ich weiß seit unserer ersten Begegnung, Großer, daß es dir gelegentlich Vergnügen bereitet, dich mit dem Abschaum zu prügeln. Doch ich frage mich, was diejenigen, die hier für immer leben müssen, denken werden, wenn sie von deiner vorübergehenden Laune erfahren? Du kannst wieder gehen, sie nicht. Das wirkt schnell wie Spott. Vom Fürsten Permold will ich gar nicht reden.«

»Wir werden ihnen nichts davon erzählen, kleiner Mann.«

Die Not in Jergan war anders als die, die Dajin in Boran kennengelernt hatte. In Debrasabs Stadt war sie durch ein Unglück entstanden, hier war sie der Alltag. Sie beherrschte die ihr Ausgesetzten von der Geburt bis zum Tod, ohne daß es zwischen beiden je eine Hoffnung auf Veränderung gab.

Auch Praiobab war nicht so überaus wohlhabend gewesen, besonders dann nicht, wenn sich der Wald von seiner harschen Seite zeigte. Doch die Dorfbewohner waren gewohnt, einander zu helfen. Überdies war ihnen stets bewußt, daß der Wald zu anderen

Zeiten wieder großzügig zu ihnen wäre. Natürlich hatte sich nach der Vertreibung aus dem alten Dorf vieles geändert, nach der Einsetzung des Verwalters und dem Bau der Silbermine.

Die meisten Bewohner der Insel verhielten sich zueinander nicht wesentlich anders als die Praiobaber. Doch einige lebten so, als seien sie nicht nur einmal aus ihrem Dorf vertrieben worden, sondern so oft, daß sie es nicht mehr als lohnend betrachteten, sich in ihrem Leben einzurichten. Durchreisende vom Anfang bis zum Ende.

Nicht zuletzt gab es Entsprechungen zu den Wächtern der Silbermine. Kleine Herren und Herrinnen, die Kraft ihrer körperlichen Stärke regierten und vor allem durch den Willen, andere zu beherrschen. An Dajin trauten sie sich jedoch nicht heran. Er trug ein Schwert, gehörte also nicht zur Beute.

Der König?

Von dem hatte man gehört. Doch der König war ein Herr des Südens, der niemals seinen Weg in den Norden fände. Überdies war ihm der Cherkak nicht wohlgesonnen, also gab es von dem fernen Herrscher nichts zu erhoffen. Und wenn er dennoch käme? Streit gäbe das.

Zu wem hieltet ihr?

Zum Cherkak, denn wir sind anders als ihr im Süden.

Obwohl er ein strenger Herr zu sein scheint?
Obwohl er ein strenger Herr ist!

Ugo Snakentorns Eindruck von Fürst Permold war nicht gänzlich falsch gewesen. Der Cherkzak war ein harter Herrscher, der nur im Bestrafen Freigiebigkeit zeigte.

Für den dritten Tag nach Dajins und Vegszibers Ankunft in Jergan war eine Hinrichtung angesetzt. Trommler gingen durch die Gassen, verkündeten die bevorstehende Aburteilung der Gesetzesbrecher und forderten das Volk auf zu erscheinen.

Die Hinrichtung fand vor dem Fürstenpalast statt. Die Hauptpersonen des düsteren Schauspiels waren fünf Räuber, die zum Tod durch Erdrosseln verurteilt worden waren. Im Vergleich zu der im Süden Maraskans noch weitverbreiteten Hinrichtungsart war diese qualvolle Form der Todesstrafe fast barmherzig zu nennen. Denn im Süden grub man Übeltäter bis zum Hals ein und überließ die Arbeit den vielbeinigten Krabblern.

Die Verurteilten waren in einen erhöht stehenden Käfig eingesperrt, an dessen vier Seiten jeweils Wachen standen. Sie waren nicht die einzigen, die auf ihre Bestrafung warteten. Fünf weiteren war ein leichteres Los bestimmt. Eine von ihnen, eine Markthändlerin, die beim Wiegen mit falschen Gewichten er-

tappt worden war, stand am Pranger, wo sie von Zuschauern eifrig bespuckt und mit fauligen Früchten beworfen wurde. Ihr Gesicht war klatschnaß vor Speichel und Pflanzenbrei. Den restlichen Vieren sollten wegen kleinerer Diebereien unterschiedliche Körperteile abgeschnitten werden. Zweien die Ohren und Nasen, den anderen beiden die gute Hand. Auch die im Käfig blieben von gelegentlichen Wurfgeschossen nicht verschont. Doch waren es weniger, als zu erwarten gewesen wäre. Die Wächter waren erfahren. Sie hielten genügend Abstand vom Käfig, um nicht selbst vom Unrat getroffen zu werden. Immer gelang ihnen das nicht. Dann schüttelten sie drohend die Fäuste oder ihre Lanzen.

Die Zuschauer verhielten sich gemischt. Ein Teil johlte in froher Erwartung des Kommenden, ein viel größerer starrte bang auf die Pfähle, an denen die Fünf bald erwürgt werden würden. Sie wirkten, als hätten sie sich nur deshalb hier versammelt, weil sie meinten, ihre Anwesenheit werde erwartet. Falsch war das nicht, da die Bestrafung der Gesetzesbrecher nicht nur der Vergeltung dienen sollte, sondern auch, um andere – Gesindel oder nicht – abzuschrecken.

Das kann euch allen blühen, lautete die stillschweigende Drohung.

Vereinzelt waren auch bekümmerte Gesichter zu entdecken. Sie mochten Verwandten oder Freunden

der Verurteilten gehören, vielleicht auch nur mitleidigen Seelen.

Dajin war bisher nie Zeuge einer öffentlichen Hinrichtung gewesen. In den Monden nach der Verwüstung Sergans hatten er und die Buskure etliche Räuberbanden ausgehoben. Er und seine Begleiter waren nicht zimperlich mit ihnen umgegangen. Doch im Kampf – oder gleich danach – zu töten war etwas anderes, als das, was sich hier abspielte. Die Hinzurichtenden und die zu Verstümmelnden wußten seit Tagen, vielleicht Wochen, was sie erwartete. Ihre Angst fraß sie auf. Manchen lief der Speichel aus dem Mund, bei einem zuckte nur der Kehlkopf wie ein gefangenes Tier, das nach Befreiung lechzte. Aber am schrecklichsten waren die Augen. Angst, Not, Verzweiflung waren nur leere Wörter. Das, was aus diesen Augen sprach über eine längere Zeit anzusehen, war schier unerträglich.

Als Dajin die ersten paar Male in den Dörfern, durch die er und seine Begleiter kamen, Recht sprach, hatte er sich oft den Rat seiner Väter gewünscht. Doch er lernte schnell, daß die Erfahrung, die Väterchen und Großer Vater als ehemalige Ka'Schîks von Praiobab gesammelt hatten, ihm wenig genützt hätte. Sie hatten nur kleine Streitereien im heimischen Dorf geschlichtet, und gegen das einzige große Unrecht,

dem sie je begegnet waren, hatten sie nichts unternehmen können.

Recht war etwas sehr Schwieriges. Es gab das Opfer, die Tat und das Recht. Oft genug war nicht klar, was nun was war, meistens gehörte noch viel mehr dazu.

Sindijian hatte Dajin erklärt, daß Recht immer eine Frage der Macht sei. So sah es der Adel Maraskans seit jeher. Größere Macht bedeutete also auch höheres Recht. Die Gelehrten in Boran hatten das bestätigt und auch begründet.

Jedoch bedeutete das auch, daß der zweite König Maraskans kein Unrecht beging, als er Dajins leibliche Eltern und Geschwister abschlachten ließ. Er war dadurch Herrscher geworden, besaß also das höchste Recht. Die Baruuna war im Recht, als sie die Praiobaber vertrieb, und der Verwalter, der Dajin zur Arbeit in der Silbermine verurteilt hatte, befand sich ebenfalls auf der richtigen Seite des Rechts. Das Verbrechen von Dajins Familie war ein ähnliches wie das der Praiobaber gewesen. Sie hatten im Wege gestanden. Dajins eigenes unterschied sich etwas davon. Seines hatte darin bestanden, Praiobab verlassen zu haben, um zu sterben.

Recht, Unrecht – wie undurchschaubar. Noch schwieriger wurde es, als Dajin in Boran lernte, daß die Banden, gegen die er und die Seinen gestritten

hatten, um die ihrer Willkür ausgesetzten Dörfer von dem würgenden Joch zu befreien und die Wege für Reisende sicherer zu machen, noch gar nicht so alt waren. Sie waren in der Zeit des vierten Dajins entstanden, der eine große Flotte bauen wollte und deshalb allenthalben die Steuern erhöhte. Diejenigen, die nichts mehr zu verlieren hatten, wurden Räuber und bedienten sich bei denen, die noch besaßen. Bei diesem neuen Gewerbe blieben sie dann.

Eine Frage hatte Dajin lange beschäftigt: Welche Rolle spielte die Wiedergeburt? Bedeutete einmal ein Halunke zu sein, auch in jedem weiteren Leben einer zu werden? Oder lernten die einstigen Halunken – wenigstens einige von ihnen –, sich im nächsten Leben zu bessern? Vegsziber hatte auf die Fragen geantwortet, er könne sich beides nicht vorstellen. Das eine nicht, weil Rurs Diener nicht grausam seien, das andere, weil es beinhalte, daß die Welt anfangs von lauter üblen Schlitzohren bevölkert gewesen sei. Stimmt das, würde es zwar ein ganz neues Licht auf Rurs Beweggründe, den Weltendiskus zu schleudern, sei jedoch keineswegs mit der Glaubenslehre vereinbar. Deshalb möge Dajin diese Auskunft lieber für sich behalten.

Warum kämen dann manche im einen Leben vom rechten Weg ab, in einem anderen aber nicht, hatte Dajin den Priester gefragt, den er selbst einst vor Räufern bewahrt hatte.

»Was ist der rechte Weg, Großer, wenn sich der Weltendiskus ständig bewegt?« antwortete Vegsiber darauf.

4.

Dajin kam mit einer Frau ins Gespräch.

»Die Welt wird schlauer ohne sie«, sprach sie bitter über die zum Tode Verurteilten, nachdem sie einigermaßen verstanden hatte, was der Fremde neben ihr wollte. Dajin entnahm ihrer Schilderung, daß die fünf ursprünglich aus der näheren Umgebung der Stadt stammten. Sie waren zu einer Zeit zum Frondienst herangezogen worden, als sie gut daran getan hätten, sich um ihre eigene Landwirtschaft zu kümmern. Anstatt zu murren, hatten sie blind darauf vertraut, daß sich alles alleine regeln werde. Als sie später die fälligen Abgaben nicht aufbringen konnten, verloren sie ihre bescheidenen Pachthöfe und landeten auf der Hirainsel. In der neuen Umgebung fanden sie sich gar nicht zurecht. Das Stadtleben war ihnen fremd, und sie konnten sich auch nicht eingewöhnen. Irgendwann, nachdem Not und Enttäuschung groß genug geworden waren, kamen sie zu dem trügerischen Schluß, ein Recht zu haben, sich für das Verlorene zu entschädigen, indem sie einen Kaufmann

überfielen. Sie versuchten es, scheiterten aber auch darin. Sie wurden von seinen Begleitern vertrieben, kehrten brav nach Jergan zurück, wo die Büttel sie nur noch wie reifes Obst zu pflücken brauchten.

»Dumm wie Bohnenstroh«, urteilte die Frau.

Ob jemand bei dem Überfall zu Schaden gekommen sei? wollte Dajin wissen.

»Sie selbst«, erklärte die Frau. »Den Würstchen wurde kräftig das Fell gegerbt.«

Das Ganze hatte einen sehr schalen Beigeschmack. Dajin war sich darüber bewußt, daß er, wenn er bei dem Überfall anwesend gewesen wäre, ohne zu zögern das Schwert gezogen hätte. Doch jetzt taten ihm die Eingesperrten leid. Bestraft werden mußten sie wohl, aber sie gleich hinzurichten, erschien zu hart.

Er ging einige Schritte auf den Käfig zu, bis die Wachen ihm bedeuteten, nicht näher zu kommen. Es schien schlicht undenkbar, mit den Gefangenen zu reden. Sie waren nur noch gequälte Geschöpfe.

Zwei Trompetenstöße erklangen. Auf einen der Balkone des Fürstenpalastes traten mehrere Personen. Eine davon mußte der Cherkak sein. Dann erschienen der Henker und seine Gehilfen auf dem Platz. Damit konnte die Vollstreckung der Urteile beginnen.

Wie es in Jergan Brauch war, fragte ein Ausrufer in der Herrschaftssprache des Nordens, dann noch ein-

mal in der Volkssprache, ob es Einwände gegen das Urteil gebe? Die Frage erwartete keine Antwort, denn seit Menschengedenken hatte es nie solche Einwände gegeben. Deshalb war das Erstaunen um so größer, als sich Dajin aus der Menge löste und um Milde bat.

Eine gehässige Antwort von einer der Wachen beim Käfig versetzte Dajin in Zorn. Mit einem Mal hatte er vergessen, daß er nach Jergan gekommen war, um den Ausgleich mit dem Fürsten zu suchen. Statt dessen rief er nun: »Ich frage: Wer trägt die größere Schuld? Diejenigen, die die Not zu ihren Taten treibt oder diejenigen, die so viel Not zulassen? Ich frage: Wer sollte hier wirklich stehen, die Täter oder diejenigen, die das Gestrüpp nicht roden, an dem die Täter wachsen?«

Im Nu kam Bewegung in die Zuschauer. Die, die am nächsten bei Dajin standen, zogen sich eilig zurück. Vier Stadtwachen kamen herbeigerannt. Sie trugen eisenbeschlagene Knüppel und schienen nicht geneigt, sich von Worten aufhalten zu lassen. Dajin versuchte es dennoch. Vergeblich. Nur knapp konnte er einem Hieb ausweichen, der ihn jedoch am Ohr streifte und es aufriß. Es blutete sogleich und schmerzte ungemein.

Wie von selbst sprang Debrasabs Abschiedsgeschenk aus der Scheide. Die Klinge beschrieb einen Bogen, entledigte die erste Wache ihres Knüppels samt einiger Finger und biß tief in die Schulter einer zweiten. Am Ende des Bogens schoß das Schwert wieder

hoch, schlitze einer dritten Wache das Bein auf und schoß auf die vierte zu. Nur ein rascher Sprung zur Seite ersparte dem Mann eine üble Wunde.

Vom Balkon wurden Befehle gebrüllt. Was unten auf dem Platz geschah, war offene Rebellion, die unerbittlich niedergeschlagen werden mußte! Acht weitere Wachen eilten los, den Aufrührer in Gewahrsam zu nehmen. Die Schnelligkeit, mit der ihre Kameraden verwundet worden waren, ließ sie vorsichtiger sein. Sie umkreisten den Schwertkämpfer und griffen dann immer zu mehreren an.

Und ob Debrasabs Schwert eine Zauber Klinge war!

Dajin hatte den Eindruck, daß sie ein Eigenleben führe. Er lernte rasch, daß er dem Schwert nur seinen Willen lassen mußte. Die erhabene Waffe wußte viel früher als er selbst, wo sie zu sein hatte, um einen Schlag gegen ihren Besitzer abzuwehren, oder wo ihr Ziel zu finden sei. Trotz der erdrückenden Übermacht konnte sich Dajin leisten, darauf zu achten, daß er keinen seiner Gegner tödlich verletzte. Der Kampf kam einer Fechtstunde gleich, anstrengend, aber nicht gefährlich. Die Büttel waren allerdings auch keine sonderlich guten Kämpfer.

Endlich blieben weitere Angriffe aus. Die Wachen zogen sich zurück. Allesamt waren mehr oder weniger schwer verwundet. Manche konnten nicht mehr aus eigener Kraft gehen und mußten von ihren Ka-

meraden gestützt werden. Als ihnen Dajin keuchend und erschöpft folgte, rannten sie. Einer ließ darüber seinen Begleiter fallen, der dem Wüterich schließlich auf allen vieren zu entkommen suchte.

Doch Dajin wollte die Besiegten gar nicht verfolgen, sondern nur näher zum Balkon gelangen. Er breitete die Arme aus, in der einen Hand das blutige Schwert, und rief zum Fürsten hinauf: »Wie blind ist dein Herz geworden, Permold. Ich bin Dajin Derfremold. Ich bin der Haran-ga-Haran!«

In der Menge erspähte er Vegsziber. Der kleine Priester wirkte kreidebleich.

Permold schwankte, ob es nicht weiser sei, den Schwertmeister, dessen überragendes Können er gerade beobachten durfte, in seine Dienste zu nehmen, statt weitere Bewaffnete auf ihn zu hetzen. Doch schon begann ihm jemand hastig zu übersetzen, wer der Bursche auf dem Platz zu sein behauptete.

»Ist er verrückt?« fragte der Fürst verständnislos.
»Hat er sich einen Hieb aufs Haupt eingehandelt?«

Eine Hand zerrte an seinem Gewand. Unwillig sah der Chertzak zu der alten Frau, der die Hand an seinem Ärmel gehörte. Sie war eine seiner Vasallinen, eine Edle aus Jergangrund. Die Greisin wußte genau, wer auf dem Platz stand. Ihr war bei Dajins Krönung die Ehre zugefallen, als ältester der anwesenden Ad-

ligen für ihren ganzen Stand zu sprechen. Sie hatte damals nur wenige Schritt von dem neuen Herrscher entfernt gestanden.

»Warum warntest du mich nicht, Treulose?« zischte sie der Cherzak an.

»Ich habe ihn jetzt erst erkannt, Fürst!« verteidigte sich die Edle.

Bestürzt blickte Permold auf den Platz hinab. Er sah den König, sah das Blut, das von dem verwundeten Ohr den Hals hinablief.

»Ich bin verdammt!« flüsterte der Cherzak tonlos. »Ich bin verdammt! Ich habe gerade einen Krieg angezettelt. Diesen Empfang wird er mir nie verzeihen.«

»Dann muß es so sein!« sprach die Edle. »Es ist ein Wink des Schicksals, Fürst. Greife nach der Krone, Fürst, greife danach. Du wolltest das doch stets. Nun handle!«

»Schweig, du Wahnwitzige!« herrschte Permold sie an. »Ich bin gar nicht vorbereitet auf einen Aufstand! Der Herrscher wird mir die Kriegs-Wezyradim auf den Hals hetzen! Ich sehe sie Jergan belagern, ich sehe das Blut die Gossen zum Fluß hinab strömen, ich sehe sie meine ganze Familie hinrichten. Ich kann die Bluthunde des Herrschers nicht lange abwehren, nicht jetzt! Törin, ich bin verdammt.«

Eine finstere Entschlossenheit legte sich auf das Gesicht des Cherzaks. Er hatte ungewollt einen Weg

betreten, den er nicht mehr verlassen konnte. Nun galt es, ihn bis zum Ende zu gehen. Der König besaß weder Weib noch Kinder, die ihn rächen konnten.

»Tötet ihn!« befahl Permold seiner Leibgarde. »Tötet ihn, tötet ihn, tötet ihn!«

5.

Vegszibers Erschrecken belustigte Dajin. Der Priester schien das aufgerissene Ohr für eine schlimmere Verletzung zu halten, als sie es tatsächlich war. Kopfschüttelnd ging Dajin zu dem Freund, um ihm seine Sorgen zu nehmen.

»Es ist nicht schlimm«, erklärte er beim Näherkommen. »Schlimm werde ich erst später aussehen, wenn alles angeschwollen und verfärbt ist.«

»Das Schwert!« hauchte Vegsziber.

Dajin ließ die Klinge durch die Luft peitschen. »Das ist eine großartige Waffe. Ich wünschte, dieses Zauberschwert schon früher besessen zu haben.«

»Es ist kein Zauberschwert!« flüsterte Vegsziber eindringlich.

»Was schwatzt du? Du bildest dir nicht ein, daß ich mit einem gewöhnlichen Schwert hätte siegen können? Du träumst, kleiner Mann!«

»So glaube mir doch, es ist keines!«

Vegszibers Ernst verunsicherte Dajin. »Was soll das? Debrasab hat mir das selbst gesagt.«

»Aber es stimmte nicht!« stieß der Priester aufgeregt aus.

»Warum sollte sie mich belügen? Sie sagte mir doch, daß ich niemals eine Niederlage zu fürchten hätte, solange ich das Schwert trüge.«

»Aber es stimmte dennoch nicht. Sie sagte dir das, um deinen Glauben an dich selbst zu stärken! Damit du niemals das Vertrauen in dich verlieren solltest, stets wüßtest, daß du erreichen könntest, was du dir vorgenommen hast. Nicht damit du dich auf jede Tollkühnheit einließest! Ich lobte sie deswegen noch, ich Narr!« Seine Stimme überschlug sich. »Bei der Schönheit Rurs! Schnell weg mit dir! Fliehe! Rette dich! Ihr Diener Rurs, was haben wir bloß getan!«

Dajin wandte sich zum Palast um, aus dessen Tor eben Permolds Gardisten herausströmten. Sie waren zu zwölft, trugen Rüstungen und Helme. Die Näherkommenden waren keine Büttel, nicht einmal gewöhnliche Reisige, sondern Krieger. Man sah das an ihren Bewegungen und hörte es am Klingen der Schellen an den Griffen ihrer langen Tuzakmesser, die sie blank gezogen hatten. Dajin verstand sofort, wozu diese Männer und Frauen ausgeschickt worden waren.

Hastig blickte er sich um. Auch wenn die Zuschauer wieder ein Stück zurückgewichen waren, so bilde-

ten sie immer noch einen dichten Wall aus Leibern. Es war aussichtslos, ihn rechtzeitig zu überwinden, geschweige denn, danach unbehelligt aus der Stadt zu fliehen.

»Renn endlich!« flehte Vegsziber. »Ich werde sie aufhalten. Ich werde ihnen sagen, wer du bist.«

Dajin hielt ihn zurück. Er deutete auf die Gewandung des Priesters. Wie meist, wenn Vegsziber auf Reisen war, trug er statt des schützenden Priestergewandes die Kleidung des wohlhabenden Handwerksmeisters, der er früher gewesen war, bevor er beschlossen hatte, in den Dienst des Glaubens zu treten.

»Wie sollten sie dich erkennen? Sie werden dich einfach niederhauen. Du stirbst sinnlos, Freund. Du magst mir glauben, daß sie wissen, wer ich bin. Wie es aussieht, hat der Chertzak einen Entschluß gefaßt.«

»Aber ...«, stammelte Vegsziber.

»Was soll ich denn tun?« unterbrach ihn Dajin unwirsch. »Du und Debrasab, kleiner Mann, ihr beiden habt mich getötet. Doch ich verzeihe euch. Nun laß mich wenigstens stolz sterben.«

Mit einem wilden Kampfschrei rannte Dajin Per molds Garde entgegen, die ebenfalls ihre Schritte beschleunigte.

Die vordersten beiden Kämpfer schlugen gleichzeitig nach dem Kopf ihres Königs. Dajin fing beide Schwerter mit seinem eigenen auf. Er ließ die ge-

kreuzten Klingen kreischend an seiner entlangschabten und tauchte unter ihnen hindurch. Hinter den Gardisten streckte er sich, wirbelte herum, versuchte sein Schwert einem der beiden in den Nacken zu schlagen, verfehlte, drehte sich rasch, um den Angriff eines dritten Kriegers abzuwehren.

Dajin hatte nie sehr an seinem Leben gehangen. Oft war ihm der Tod als erlösender Besucher erschienen. Selbst nach dem Verlassen Maru-Zhas, als Dajin spürte, wie sein Herz stetig langsamer schlug und er schließlich die Besinnung verlor, hatte er weder Leid noch Verzweiflung über den bevorstehenden Tod empfunden, nur Bekümmerung darüber, gescheitert zu sein. Als er später unverhofft wieder erwachte, hatte er weder Glück noch Erleichterung empfunden, sondern schlicht zur Kenntnis genommen, daß doch noch nicht alles vorbei war.

Die nächsten Wochen hatten etliches verändert. Dajin hatte etwas Neues kennengelernt.

Und nun, vielleicht zum ersten Mal seit seiner Kindheit, war Dajin sein Schicksal nicht mehr gleichgültig. »Ich will leben!« dachte er verzweifelt und in der Gewißheit, bei dem aussichtslosen Kampf sterben zu müssen. »Ich will leben! Ich will leben! Laßt mich am Leben!«

Debrasabs unbedachtes Geschenk zerbrach schon zu Anfang. Dajin schleuderte den Schwertstumpf auf seine augenblickliche Gegnerin zu und sprang sie gleichzeitig an. Die überraschte Kriegerin versuchte dem Geschoß auszuweichen. Den kurzen Moment der Abgelenktheit nutzte Dajin, um ihren Schwertarm zu packen, seine Gegnerin herumzuwirbeln und ihren Körper als Schild zu gebrauchen. Umgehend bohrten sich zwei Schwertspitzen in den Leib der Kriegerin. Dajin stieß die tödlich Verwundete ihren Kameraden entgegen und kämpfte mit dem erbeuteten Schwert weiter. Er schlug, stach, wehrte ab, fühlte warme Nässe seine Kleidung tränken, Leib, Arme und Beine abwärts rinnen, den Schwertgriff glitschig machen. Schmerz spürte er nicht. Dafür gab es keine Zeit.

Das Schauspiel, das sich den Jerganern bot, eignete sich nicht für Basargeschichten, es sei denn, der Erzähler wollte seine Zuhörer verschrecken. Kein eleganter Kampf war zu verfolgen, statt dessen verzweifeltes Überlebenwollen und der entschlossene Wille zu töten. Inmitten des schrecklichen Treibens stand der blutbedeckte König Maraskans, der einfach nicht sterben wollte.

Magier sind bisweilen seltsame Geschöpfe.

Eine ihrer Theorien, die auf dem Festland entwickelt wurde, besagt, daß der Unterschied zwischen Göttern und Dämonen gar nicht so überaus groß sei. Beide seien im Grunde nur mächtige Wesenheiten, die einen verehrt, die anderen verflucht. Da Dämonen nachweislich beschwörbar sind, seien letztlich auch Götter beschwörbar. Einen Beweis für ihre Behauptung blieben die Vertreter dieser Theorie bisher schuldig.

Eine verwandte Theorie besagt, daß die Macht der Götter aus ihren Gläubigen entstünde. Ein Gott mit zahlreichen Gläubigen sei mächtiger als einer mit wenigen, und ein Gott ohne Gläubige sei ein sterbender – und bald tot. Doch nicht allein die Anzahl der Gläubigen sei ausschlaggebend, sondern auch ihre Begeisterung. Tausend Gläubige, bereit jedes erdenkliche Opfer für ihren Gott zu bringen, seien imstande, ein mächtiges Wesen zu schaffen.

Glaube, Unglaube, so einfach ist nach dieser Theorie der Unterschied zwischen einem toten Gott und einem quicklebendigen. Das erinnert ein wenig an das, was zweihundert Jahre nach dem kurzfristig verlassenen Gemetzel vor dem Fürstenpalast Jergans ein wilder Bewohner der Waldinseln dem Verlobten ei-

ner uns bekannten KGIA-Agentin namens Rondirai erläuterte: »Sein wichtig, daß immer sagen Namen! Jeder muß wissen, wie du heißen. Wenn jeder wissen, daß du da, dann du da! Wenn niemand mehr wissen, daß du da, dann du nicht mehr da. Du dann tot. Sein wichtig, daß haben Namen.«

Ebenfalls nur eine Sache des Glaubens.

Magier sind bisweilen, wie bereits erwähnt, seltsame Geschöpfe. Sie neigen zu großspurigen Gedanken. Wer will denn gleich einen Gott beschwören? Als ginge es nicht einige Stufen niedriger, wenn doch alles nur eine Frage der Glaubenskraft ist!

Stellen wir uns vor, das Objekt des geballten Glaubens sei kein Gott, sondern ein sterblicher Mensch. Stellen wir uns vor, eine hinreichende Anzahl anderer Menschen, etwa ein ganzes Volk, glaubte nicht nur – so wie es die Vorgaben des Waldmenschen verlangen – an die Existenz dieses bestimmten Menschen, sondern unerschütterlich an seine Unbezwingbarkeit. Müßte ihr gemeinsamer Glaube nicht ein Wesen schaffen, so stark wie Tausende, besessen von der Lebensgier eines ganzen Volkes?

Auch hierfür kann kein Beweis erbracht werden. Doch dieses kurze Denkspiel ist ohne Belang für das mörderische Gefecht vor dem Fürstenpalast Jergans, zu dessen Ende wir nun zurückkehren wollen. Kein Anwesender zweifelte am Ausgang des Kampfes.

Nichts war eine Frage des Glaubens. Alles war eine Frage der Zeit.

So endete schließlich alles fast wie erwartet. Der Kampf währte viel länger, als die, die ihn sahen, an seinem Beginn angenommen hatten. Er endete damit, daß nicht ein, nicht zwei, sondern alle dreizehn Kämpfer leblos am Boden lagen. Unzählige rote Rinnsale strömten von ihren Körpern den abschüssigen Platz hinab, dem brausenden Fluß entgegen.

Als Dajin fiel, brach auch Vegsziber zusammen. Der Priester hockte schluchzend am Boden und dachte, wie bei solchen Gelegenheiten nicht unüblich, daß er alles darum gäbe, das Geschehene ungeschehen machen zu können. Unheilvolles Schweigen lag drückend auf der Menge. Alle, die den Platz säumten, hatten gewußt, daß auch Könige starben, doch nun waren sie selbst Zeugen davon geworden. Für die meisten war das Erlebte von bösartiger Besonderheit. Zumal der Herrscher Maraskans deswegen gestorben war, weil er sich bis zuletzt um die Niedrigsten, die Unwichtigen gesorgt hatte.

Vegsziber, aufgelöst und zerbrochen, hatte eine Vision. Er sah einen der dreizehn Toten sich erheben. Der Priester wußte, daß das, was er zu sehen meinte, schierem Wunschenken entsprach, geboren aus Trauer und der Verzweiflung des Verlustes. Er war

zu alt und erfahren, um diese Zusammenhänge nicht zu kennen. Doch wie wirklich war das Traumgebilde! Vegsziber gab sich ihm bereitwillig hin. Er war oft genug als verrückt bezeichnet worden, Zweifel an seinem Verstand scherten ihn längst nicht mehr. Die grausame Wirklichkeit käme früh genug von alleine zurück. Da mußte er nicht selbst die unvernünftige Hoffnung zertreten.

Doch das Auge der Stille wich dem Sturm. Urplötzlich begriff Vegsziber, daß er nicht der einzige war, dem die Vision zuteil wurde. Es war gar keine. Tatsächlich stand einer zwischen den Toten: Dajin, lebendig, über und über mit Blut bespritzt, das, bis auf die wenigen Tropfen aus dem verletzten Ohr, fremdes war.

Der Sturm tobte. Hunderte von Stimmen bejubelten den Sieger: Dajin, König, Haran-ga-Haran!

Der Wind blieb nicht dort, wo er aufgekommen war. Er fegte durch jedes Viertel der Stadt und verbreitete das Unglaubliche. Zwölf Kämpfer hatte der Cherkzak ins Feld geschickt. Diese hatte der Haran-ga-Haran als Warnung nur verwundet. Doch als die nächsten zwölf gegen ihn ausgesandt wurden, schien seine Großmut erschöpft.

Viele hielten das, was sie vernahmen, zunächst für ein Hirngespinnst. Doch die Hochrufe vom Palast lie-

ferten den Beweis. Bald waren sie überall in Jergan zu hören, von den Flußufern bis zu den Wällen. Die ganze Stadt bebte. Haran-ga-Haran!

Nur dem Gepriesenen war nicht danach zumute, in Hochrufen zu baden.

Dajin zählte die Leichen. Zwölf Menschen hatte er eben getötet, zwölf Geschichten beendet, unzählige Fäden zerrissen. Zwölf andere Männer und Frauen hatte er ihrer Liebsten beraubt – ihr Tag würde gewiß nicht im Jubel enden! –, vierundzwanzig Eltern hatten ihre Kinder verloren, weitaus mehr ihre geliebten Nichten, Neffen, Vettern und Basen, vielleicht ein Dutzend, vielleicht auch drei Dutzend Kinder waren zu Halbwaisen geworden, wüchsen nun ohne Väter oder Mütter auf. Furchtbares Leid hatte die letzte Stunde über so viele gebracht!

Der alte Zorn kochte wieder in Dajin auf. Er sah zu dem fassungslosen Permold auf dem Balkon und schrie, was in dem Getöse der Tausende keiner verstand: »Fürst! Das hast du mir angetan! Daran trage ich keine Schuld!«

Wutschnaubend rannte Dajin zum Palast. Niemand wagte, sich dieser Verkörperung des Zorns entgegenzustellen.

Der Chertzak fügte sich in sein Los. Er hatte einen Menschen Unmögliches vollbringen sehen, was nur den

Schluß zuließ, daß Rurs Diener beschlossen hatten, wo der Weg enden sollte. Er, Permold von Jergan, mochte noch so viele weitere Streiter gegen diesen einzelnen Menschen schicken, erreichen konnten sie nichts. Also entließ er alle, die bei ihm waren, und wartete.

Als Dajin die Tür aufstieß, sah er durch einen roten Schleier den ergeben seiner harrenden Permold. Drauf und dran, ihm mit dem Schwert den Schädel zu spalten, ging er auf ihn zu. Doch dann ließ er das Schwert fallen.

»Was zögerst du?« fragte Permold. »Willst du mir Vorwürfe machen? Das ist vertane Zeit. Ich weiß, daß du meine Worte nicht verstehst, ebenso wie ich deine Anklagen und Beschimpfungen nicht verstehen werde. Ich bin der Sprache der Gemeinen nicht kundig. Nun bringe rasch zu Ende, weswegen du in dieses Zimmer kamst. Wir müssen nicht so unhöflich sein, Bruder Boron unnötig lange warten zu lassen.«

»Ich werde dir eine Gunst erweisen, Permold. Doch nur dieses eine Mal«, antwortete Dajin auf Garethi. »Der Haran-ga-Haran wird dich nicht erschlagen, Vassall. Er will sehen, ob du deine Blindheit zu überwinden vermagst.«

Das Gespräch zwischen Lehnsherr und Lehnsman zog sich über mehrere Stunden hin. Tage später, nach-

dem die Buskure in Jergan eingetroffen waren und Dajin die Stadt mit ihnen wieder verlassen hatte, rang Permold seinen Kindern ein Versprechen ab:

»Da wir unser Geschick nicht kennen, mag es sein, daß ich nicht mehr unter euch weile, wenn der Herrscher des Reiches einst stirbt. Ich will, daß ihr mir versprecht, Kinder, daß keiner von euch versuchen wird, die Nachfolge des siebten Dajins anzutreten. Sein Licht brennt so hell, daß ich den König oder die Königin, die ihm nachfolgen wird, schon jetzt bedauere. Man wird sich ihrer nur deshalb erinnern, weil sie nach ihm regierten. Mich grämt der Gedanke, daß einem von euch das bittere Los beschert sein könnte.«

Permolds Herrschaftsstil änderte sich nach der Begegnung mit Dajin so sehr, daß es seinen Untertanen erscheinen mußte, als hätten sie einen neuen Gebieter bekommen. Die bisherige unerbittliche Strenge wich Barmherzigkeit. Ein beliebter Herrscher wurde Permold jedoch nie, denn dazu regierte er nicht mehr lange genug. Als etwas über ein Jahr später Dajins Leichnam aus dem Roab geborgen wurde, übergab der Cherkzak die Macht an sein ältestes Kind.

»Ich hatte Gelegenheit, an der Seite eines großen Königs zu herrschen. Doch statt dessen stellte ich mich viel zu lange gegen ihn. Ich schlug aus, was mir das Schicksal anbot. Nun mag auch ich nicht mehr.«

Permold entsagte weltlichen Würden. Die Gram über seine Kurzsicht war so groß, daß er sich noch einige Jahre lang im Umland Jergans bemühte, den Platz Dajins und seiner Buskure auszufüllen.

Er rechnete nicht mit der Freundlichkeit von Rurs Dienerin Tsa.





Gegenwart: Rondirais Tagebuch

1.

Ort: im Dschungel
Zeit: 30. RAH, 25 Hal
Dpae: –
bt: Flucht

Frei! Habe ihnen ein Schnippchen geschlagen. Waren sich so sicher, daß ihr Gerede von der Gefährlichkeit des Dschungels mich von Fluchtgedanken abhielte. Nichts da! Alles sorgfältig geplant, Nahrung abgezweigt, dann abgehauen. Suchten nach mir. Einer wäre fast auf mich drauf getreten. Glück gehabt!

Habe schwache Vorstellung, wo ich sein könnte. Östlich des Hiras. Hoffe, ist nicht so weit bis zum Fluß.

Heute nachmittag auf winzige Festung gestoßen. Überreste davon. Ist abgebrannt. Bin sogar wieder bewaffnet. Fand ein altes Schwert. Griffschmuck deutet auf Templer oder anderen Rondraorden hin. Festung muß einmal sehr hübsch gewesen sein. Entdeckte Überreste von Wandver-

kleidung. Offenbar Teil eines riesigen Bildes aus Holzeinlegearbeiten. Auch Bemalungen. Bild von Praios, weinend. Erscheint mir sehr ketzerisch. Nicht mehr viel übrig. Was noch steht, ist von Gestrüpp überwuchert. Zum Glück hat ein Schuppen die Feuersbrunst überstanden.

Hilf Himmel! Habe gerade nachgerechnet. Morgen ist der erste Namenlose! Hätte ich mir vor der Flucht überlegen sollen. Wer will an den Verfluchten Tagen schon allein sein? Welch Glück, daß ich den Schuppen fand! Hoffe, sein Dach hält. Die nächsten Tage im Freien zu verbringen, wäre mir ein Graus.

Vorräte überschlagen. Muß sie strecken. Waren nur für drei Tage gedacht.

Später. Fast Abend.

Seltsam. Auch die Tiere fürchten sich. Habe Gesellschaft bekommen. Mungos. Noch nie so viele auf einmal gesehen. Rennen wie verrückt in der Scheune umher. Schätze grob: über vierzig! Zum Glück gehen sie nicht an Menschen. Trotzdem unheimlich. Keineswegs niedlich. Sage mir stets, daß ich wenigstens vor Schlangen, Ratten und anderem Vieh sicher sein werde.

2.

Rondirai Gösselbögen griff nach dem kleinen dunklen Fleck, der plötzlich vor ihren Augen aufgetaucht

war. Er erwies sich als winzige Spinne an ihrem Faden. Sie sah aus wie eine Ameise. Rondirai schleuderte das Tierchen weg. »Such dir einen anderen Fleck. Hier bin ich!« befahl sie.

Sie schloß das Tagebuch und legte es neben sich. In der Scheune wurde es langsam zu dunkel zum Schreiben. Rondirai begutachtete ein letztes Mal ihre kargen Vorräte. Sie schnürte das Bündel fest zu und sprach: »Ihr geht mir da nicht heran, hört ihr?«

Jedes Geräusch erstarb. Als hätten die kleinen pelzigen Wesen die Bemerkung verstanden, hielten sie schlagartig inne. Allesamt richteten sie die winzigen, schwarzen Augen auf Rondirai.

»Habt ihr nichts anderes zu tun?« fragte die KGIA-Agentin mit klammem Gefühl. Ganz so sicher war sie sich plötzlich nicht mehr über die Ernährungsgewohnheiten der Mungos. Immerhin begannen in wenigen Stunden die schlimmen Tage, an denen die Geschöpfe des Namenlosen Gottes durch das Land strichen und ihre kurze, böse Herrschaft ausübten. Aufatmend erinnerte sich Rondirai, daß die kleinen Räuber auf der Insel als glücksbringend angesehen wurden, als Tiere, die Phex besonders lieb waren. Doch gleichzeitig fiel ihr auch ein, daß der Fuchsgott auf Maraskan etwas anders gesehen wurde als bei ihr zu Hause, nämlich als unerbittlicher Vergelter, als Richter der Nacht.

Sie murmelte ein Stoßgebet zu Phex, preßte ihr Bündel an sich und legte sich schlafen.

Im frühen Morgengrauen schrak sie hoch. Die Nacht hatte einen weiteren Obdachsuchenden in den Schuppen geführt. Rondirai tastete nach dem Schwert, schloß die Finger um seinen Griff und genoß das beruhigende Gefühl, nicht wehrlos zu sein. Der Neuankömmling saß in der Nähe des Eingangs. Wegen des Zwielichts vermochte Rondirai ihn nicht gut zu erkennen. Ein kleiner Mann, deutlich älter als sie, kaum eine Bedrohung.

»Im Namen der Guten Götter! Wer bist du?« rief Rondirai. Sie stockte verwundert. »Wo sind die Mungos?«

»Die Jäger jagen. Sie sehen das als ihre Pflicht an. Sie sind keine Hamster, Rotpüschel oder Omzajas. Jäger wollen fressen.« Die Stimme des Alten klang brüchig, manchmal so, als müsse er seine Worte erst zusammensuchen, als sei er seit langem nicht mehr gewohnt zu sprechen.

Er muß einer der verschrobenen Einsiedler sein, dachte Rondirai. Wer weiß, wie lange der Alte schon keinen anderen Menschen mehr gesehen hat?

Ihr Blick fiel auf das Tagebuch. Es lag geöffnet zu ihren Füßen. Sie erinnerte sich nicht, es dorthin gelegt zu haben. Rondirai fluchte still. Die ganzen Wochen hatte sie stets sorgfältig auf ihre Aufzeichnungen ge-

achtet, selbst ihre Entführer hatten – ihres Wissens – das Büchlein nicht gefunden. Nun diese dümmlische Unachtsamkeit! Wenn der Mann darin gelesen hatte ...

»Du hast meine Sachen durchwühlt!« fuhr Rondirai ihr Gegenüber an.

»Ein Buch über den König. Wie endet die Geschichte? Wie starb er?«

Rondirai verspürte Erleichterung. Dem Naseweis war der doppelte Buchdeckel offenbar nicht aufgefallen. Also wußte er höchstens das über sie, was sie immer behauptet hatte zu sein. Da konnte sie den Anschein der harmlosen Gelehrten auch weiterhin aufrechterhalten. Sie mußte die Anwesenheit des Mannes ohnehin ertragen. Kein götterfürchtiger Mensch verstieß einen anderen während der Dunklen Tage.

»Wie er starb? Ich dachte, das sei bekannt? Der König kehrte endlich doch noch zurück in seine Hauptstadt. Soweit ich weiß, hatte er Neuerungen im Sinne. Verwirklichen konnte er sie allerdings nicht mehr, da er nur noch wenige Wochen lebte. Mich würde es reizen zu wissen, was er plante und wozu er nicht mehr kam. Doch Dajin VII. starb bei einem Jagdunfall. Sein Pferd wird ihn abgeworfen haben. Er ertrank im Roab. Erst nach Tagen wurde seine Leiche gefunden. Sehr viele kamen zu seiner Grablegung, viel mehr als zu seiner Krönung. Was für eine Trauerfeier das ge-

wesen sein muß! Ich las, daß der Klang der Rajdeggas noch zwanzig Meilen von Tuzak entfernt zu hören gewesen sein soll.

Selbst der Fürst aus Jergan war da, um die Sechzehn Ratschläge zu erteilen und die Sechzehn Forderungen zu stellen. Offenbar in sehr persönlicher Form. Mir scheint, dein Volk schätzt seine Könige erst, wenn sie tot sind, Einsiedler!«

»Ein Jagdunfall?« rätselte die Stimme des Alten. »War der König ein Jäger? In gewissem Sinne, ja. Er verfolgte ein sehr mächtiges Wild. Doch gibt es Jagdgeschichten über ihn? Gibt es sie?«

»Ich wüßte nicht. Doch was hat das schon zu bedeuten? Was bist du? Ein Erzähler?« warf Rondirai ein.

»Ein Erzähler? Ein Beobachter? Ein Zeuge? Der König starb nicht bei einem Jagdunfall.«

»Ach nein? Das kann niemand wissen.«

»War niemand zugegen? Starb er allein?«

»Ich hörte nie etwas anderes.« Rondirais Stimme wurde spöttisch. »Oder willst du mir sagen, daß du es besser wüßtest?«

»... dabei ...«, antwortete der Mann undeutlich. Rondirai legte die Hand ans Ohr. »Wer war dabei? Ich habe dich nicht richtig verstanden. Selbst wenn jemand dabei gewesen sein sollte, hätte er es dir nicht erzählen können. Er wäre längst tot. Niemand lebt so lange.«

»Die Frau irrt. Baumkönige hätten so lange gelebt, wenn sie die Schlacht nicht verloren hätten. Verriet der Vater den Sohn, der Sohn den Vater? In gewissem Sinne ja.«

»Du verstehst es wirklich, einen neugierig zu machen!« Rondirai seufzte. »Gut, ich gebe mich geschlagen. Erzähle mir deine Geschichte. Doch ich kann dich nicht dafür bezahlen, da ich nichts besitze. Wenn du mir jetzt immer noch erzählen willst, so sprich bitte deutlicher, denn ich habe Mühe, dich zu verstehen. Ich bin fremd hier, doch das wirst du dir schon gedacht haben.«

Rondirai hätte sich die Äußerung sparen können. Der Alte sprach genauso schwer verständlich weiter wie bisher, so als habe er die Bitte nicht gehört.

»Der König sah seinen Bau. Die, die für ihn regieren sollten, regierten nicht mehr für ihren Sold. Sie regierten für Geschmeide, das ihnen andere gaben, das sie von anderen forderten. Vertrieb er sie deswegen?«

Rondirai nickte: »Ich verstehe. Sein Hofstab war also bestechlich geworden. Der König entdeckte das und entließ sie. Alle?«

»Alle. Vielleicht auch Mächtigere? Schuf er sich Feinde?«

»Oh!« Rondirai runzelte die Stirn. »Er legte sich mit den Wezyradim an? Wie spannend! Du willst mir sagen, daß der König nicht durch einen Reitunfall um-

kam, sondern aufgrund einer Hofintrige? Mord? Ich dachte, die Kriegs-Wezyradim stützten ihn stets?«

»Sie nicht. Sie sahen das Volk, das geschmiedet wurde. Sie sahen den erhofften Ruhm im Westen, den sie erst später erlangten. Doch sah ihn die alte Tochter auch? Sah sie anderes? Schwiag sie? Sie sprach nicht. Ihre Flügelleute gehorchten wie stets. Ganz andere bildeten die Meute.«

»Nehmen wir an, du hättest recht, Alter. Warum weiß niemand etwas darüber? Irgend jemand plaudert immer.«

»Fürchteten sie seine Rückkehr? Ließ sie das schweigen? Ließ sie das bängen?«

»Ich dachte, du habest gerade behauptet ...«

»Der Sohn verriet den Vater, der ihn verriet. Nannte man ihn nicht des Königs Schwert? Mußte er nicht seinem Namen entsprechen?«

Nun wurde Rondirai hellhörig. »Einer seiner Ritter hat den König getötet?« Wenn das stimmen sollte, war es nicht uninteressant. Rondirai griff nach ihrem Buch, blätterte darin und fand endlich den Namen. »Ach der! Ornibijian?«

»Der Gestreifte war aufgebrochen, seinen Vater zu suchen. Doch er fand nichts. Hatte jemals jemand von einem Gestreiften gehört? Niemand? Hatte es je einen Ritter gegeben, den sein Sohn nie Vater nennen konnte? War immer alles Lüge? War die Frau mit der ge-

spaltenen Lippe nur einem Betrüger aufgesessen? Der Sohn ohne Herkunft kehrte zurück aus der Fremde, doch der, den er als neuen Vater erwählt hatte, hatte der ihn nicht ungerecht verstoßen? War er nicht undankbar gewesen? War der Sohn dadurch, ähnlich dem König, nicht zum Sohn zweier Väter geworden? Doch einen gab es nie? Doch einer liebte ihn nicht mehr? Doch beiden bedeutete er nichts? Aber fließt ein Fluß wegen zweier Tropfen? Sind nicht weitaus mehr nötig? Jedoch, bedarf es des Flusses? Reicht es nicht, lange genug dem Geräusch seines Plätscherns zu lauschen? Der Verstoßene schickte im Auftrag die Botschaft, doch wo nur einer den König zum friedvollen Gespräch erwarten sollte, warteten viele.

Die Mutter rettete das Kind, der Vater starb für das Kind, der Sohn besorgte sein Ende. Liegt darin nicht eine düstere Vollkommenheit?«

Unzufrieden brummte die Agentin: »Die Hälfte habe ich nicht verstanden. Wahrscheinlich ist das auch nicht nötig, obwohl du es mir schon etwas leichter machen könntest.« Heimlich dachte sie dabei: Als Erzähler würdest du schnell verhungern, Alter. »Also, einer seiner eigenen Leute lockte Dajin in einen Hinterhalt und erstach ihn. Und ich soll dir jetzt glauben, daß die, die dabei waren – obwohl sie ja sahen, daß er tot war –, später Stillschweigen bewahrten, weil sie fürchteten, der Tote käme aus welchen Gründen auch immer zu-

rück? Ich wußte gar nicht, daß dein Volk zu solchen Bedenken neigt, nach allem, was ich gelernt habe. Deine Geschichte hinkt, guter Mann. Ich bin nicht so leichtgläubig, wie du denken magst.«

»Töteten sie ihn nicht gleich? Sperrten sie ihn nur ein? Gaben sie dem Verräterischen nicht lange Zeit zu bereuen? Nicht lange Zeit? Nur sehr kurze Zeit?«

»Verzeihe mir meine Voreiligkeit, alter Mann. Das klingt etwas überzeugender. Die Verschwörer hielten den König zunächst gefangen. Wo denn? Das müßte sich doch herausfinden lassen, auf welcher Burg das war, oder?«

Der Alte ging nicht auf die Frage ein. »Aber bereute nicht auch der König von Maraskan? Nein! Ihn schmerzte, wie leicht sich Vertrauen zu Verrat wandeln konnte. Ihn kümmerte, daß das, was er immer hatte erreichen wollen, ebenso vergänglich sein könne. Er wußte um seinen Tod. Empfund er Furcht? Er empfand sie. Doch nicht seinetwillen. Nichts hatte der, der alles hätte regeln sollen, entschieden. Die Entscheidung war so flüchtig wie ein schwindender Schatten. Sie war es stets gewesen.

Laß mich frei, bat der König. Du hast mich oft gequält. Nun bitte ich dich um etwas. Das bist du mir schuldig. Ich zweifle nicht, daß du die Macht dazu hast.«

»Halt, halt, halt!« Rondirai fuchtelte mit den Hän-

den. »Irgend etwas hast du übersprungen, Alter. Wer bat wen? Von wem ist die Rede? Wir waren zuletzt da, als der König gefangen genommen wurde.«

»Nennt man ihn nicht den Schmetterlingsmann? Beschreibt ihn nicht sein Name? Den bat der König.«

Die Zuhörerin des Alten mußte laut lachen. »Ein kleines Männchen mit Schmetterlingsflügeln? Tatilitatila! Verzeih, das hört sich wirr an.«

»Nicht klein, Tausende von Flügeln. Gebot der Genannte einst nicht Heeren im uralten Krieg? War er nicht stets mächtig? Doch fesselte ihn nicht auch schon immer der Anblick der Knospe, wie sie zur Blüte wurde und ihre Blätter entfaltete? Zog ihn nicht stets die verpuppte Larve in ihren Bann?«

»Sag du es mir! Dieses – was immer es gewesen sein mag, ein Geist? – gelangte in den Kerker des Königs? War das so?«

»Kein Gitter hält die Vielen auf. Sie antworteten dem König auf seine Bitte: Sagten wir ihm nicht, daß wir nicht großzügig seien? War es taub? Was will der König tun, wenn wir seinem Wunsch entsprechen? Wird er nicht handeln müssen, wie ein König handeln muß? Wird er danach nicht weitere Male das tun müssen, was er nun von uns verlangt? Wird das nicht so sein? Wir sahen einst ein Muster. Wir hegten es und versuchten es zu verändern, statt dessen veränderte es sich selbst, fand sogar die, die nicht gefunden

wurden. Was will der König sein: Will er ein großer Herrscher gewesen sein, einst mächtig, oder ein noch viel größerer werden?

Sprachen die Vielen nicht so? Machten sie dem König nicht das Angebot, dem er selbst zustimmte?«

Ungeduldig drängte Rondirai: »Nun sprich schon, was für ein Angebot?«

»Die Vielflügeligen befreiten die Larve aus ihrem Gefängnis. Sie trugen sie fort, wie schon einmal, als alles begann.«

Der Erzähler sprach immer leiser. Dann flüsterte er nur noch. Das Flüstern erhielt ein Echo. Eine zweite Stimme begann zu flüstern, eine dritte, vierte, fünfte. Schließlich glaubte Rondirai, Hunderte von Stimmen gleichzeitig wispern zu hören: »Wir erfüllten unser Versprechen. Wir machten den König zur Legende.«

Mit einem Male sah Rondirai die Umrisse des Alten verschwimmen. Die scheinbar festen Formen lösten sich auf. Was gerade noch wie ein Mensch ausgesehen hatte, verwandelte sich in einen Schwarm Schmetterlinge. Rondirai war am ganzen Körper gelähmt und sah nichts Tröstliches darin, daß sie starb wie ein König.





In eigener Sache

Ich war sehr jung, zwei oder drei Monde nehme ich an. Weil mir aber Zeit nichts bedeutete, mögen es auch vier gewesen sein, jedoch keinesfalls sechs. Meine Erinnerung kehrte nicht als Ganzes zurück, sondern in scheinbar wahllosen Teilchen. Da ich meine Träume nicht verstand, fürchtete ich mich.

Ich frage mich bisweilen, ob der Grund, warum Säuglinge schreien, in der Voreiligkeit Tsas liegt? Ist ihr Drang, das Neue zu schaffen, so groß, daß sie ihrem Bruder Boron nicht genügend Zeit läßt, die Erinnerung an das Vergangene zu tilgen? Ist die Furcht des Neugeborenen möglicherweise gar nicht die vor dem kommenden Leben, sondern die immer noch anhaltende vor dem alten? Mag es sein, daß während unserer ersten Wochen Vergangenheit und Zukunft sich nicht in der Gegenwart berühren, sondern sich in ihr überschneiden?

Ich habe mich nie gefragt, warum mir Boron die Erinnerung ließ. Ich weiß, wie ich starb. Ich kann den Roab in der Tiefe sehen, entsinne mich des einsetzenden Schmerzes, doch ich erinnere mich nicht an das,

was danach geschah. Die Welt hält viel mehr Antworten als Fragen bereit, vielleicht erfahre ich einst die Beweggründe des Traurigen Bruders. Irgendwann, ganz nebenbei.

Ich lüge. Boron ließ meine Erinnerungen nicht unangetastet. Sie waren frei von Sorge, Schmerz und Verlangen. Die einzigen, bei denen ich mich je fragte, was aus ihnen wurde, waren Großer Vater und Väterchen. Ein bißchen Neugier.

Als ich ein halbes Jahr alt war, wußte ich, daß ich einst König Dajin VII. von Maraskan gewesen war, den man fälschlich den Frommen nennt. Doch das Vergangene war nicht mehr wichtig für mich, angesichts des wundervollen Neuen. Ich sah Licht! Ich erkannte Farben! Ich fühlte den Stoff der Decke auf meiner Haut und unter meinen Fingern! Ich beobachtete Schmetterlinge beim Flug! Ich entdeckte mich selbst!

Obwohl ich das alles kannte, kam es mir vor, als erlebte ich es zum allerersten Mal. Wie neu das war, wie überaus aufregend, wie ungemein spannend!

Ich weinte oft als Säugling, doch ich konnte niemandem erklären, daß ich kein Leid empfand, sondern nur überwältigt und glücklich war. Ich war ein Kind. Ich konnte noch nicht sprechen.





Anhang

Einige wichtige Personen

Balatravis du Shoy'Rina	Gemahlin Dajins VI.
Debrasab	Tetrarchin von Boran
Denderan von Zinabab	Vasall des Harans von Sinoda
Duchenijida von Mazanazak	Kriegs-Wezyrada
Großer Vater & Väterchen	Dajins Pflegeeltern
Hadijian	Jugendfreund Dajins
Idrajida	Dajins erste Frau
Ingvalion Ornibio	Dieb und nostrischer Grafensohn auf Abwegen; Vater Ornibijians
Karhimasab	Jugendfreundin Dajins und seine zweite Frau
Keideran von Achazak	Vasall des Harans von Sinoda
K'rzz	eine Maru
Lugen, Sohn des Kalrugen	ein Zwerg
Mujiajian	Haran von Sinoda
Mujiabor	maraskanischer Rebell; Anführer der Fren'Chira Marustazzim (Gegenwart)

Ornibijian	Ramelusabs Sohn; erster Buskur
Ramelusab	Gardistin Dajins I.; später Hauptmännin Mujaajians von Sinoda
Refano SireNSTeen	verstorbener Gesandter des Lieblichen Feldes
Rondirai Gösselbögen	neureichische Agentin auf der Suche nach dunklen Flecken in Dajins Leben (Gegenwart)
Sindijian von Yeroab	ein Krieger
Tölpel	eine Buskura
Ugo Snakentorn	Tänzer aus dem Bornland
Vegsziber	Rur-Gror-Priester und ehemaliger Handwerker
Viderajida von Sineggyn	genannt die <i>Dschunkara</i> ; Vassallin des Harans von Sinoda
Wagurasab	genannt <i>Basalttochter</i> ; Kriegs-Wezyrada
Xanderan	Hoher Bruder des Tuzaker Rur-Gror-Tempels
Zz'Krach	ein Maruzauberer

Zeittafel

- 993 v. H. Untergang des Bosparanischen Reiches und Gründung des Neuen Reiches.
- 830 v. H. Beginn der mittelreichischen Besiedlung Maraskans.
- 809 v. H. Jagd auf den Tuzakwurm.
- 719 v. H. Ankunft der Beni Rurech auf Maraskan. Ihr Glaube an die Zwillingsgötter Rur und Gror verbreitet sich schnell über die gesamte Insel.
- 666-654 v. H. Arethin von Jergan erklärt sich zum Fürsten von Maraskan und löst alle Verbindungen zum Mittelreich. Nachfolgender Bürgerkrieg zwischen ihm und Garalor, Graf von Tuzak.
- 654 v. H. Die Sonnenlegion der Priesterkaiser beendet den Bürgerkrieg. Der Rur-und-Gror-Glaube wird für die nächsten 130 Jahre verboten. Die Originale der Heiligen Rollen gehen verloren.
- 525 v. H. Rohal der Weise entmachtet die Arethiniden. Die Verehrung der Zwillingsgötter wird wieder erlaubt.
- 430-250 v. H. Zaboron v. Andalkan. Vermutlich verbergen sich mehrere Personen unter diesem Namen.
- 303 v. H. Djurmold wird souveräner Fürst Maraskans.

- 234 v. H.** Dajin I. proklamiert das Unabhängige und Freie Königreich Maraskan.
- um 200 v. H.** Auslöschung der Zaboroniten. Entstehen der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas.
- 186–181 v. H.** Regierungszeit Dajin VII.
- 6 v. H.** Kaiser Reto erobert Maraskan. Die Insel wird Provinz des Neuen Reiches.
- 2 n. H.** Tuzaker Aufstand gegen die Besatzungsmacht.
- 25 n. H.** Maraskanische Rebellen besetzen Sinoda; Rondirai Gösselbögen im Auftrage des KGIA unterwegs auf Maraskan.
- 27 n. H.** Unter Helme Haffax wird Maraskan Teil der borbaradianischen Lande.
- 28 n. H.** Qal'Hamîn, erste Phase: eine maraskanische Exilantenarmee besetzt Teile der aranischen Küste.

Erklärung aventurischer Begriffe

*Die Götter und Monate**

1. Praios = Gott der Sonne und des Gesetzes – entspricht Juli
2. Rondra = Göttin des Krieges und des Sturmes – entspricht August
3. Efferd = Gott des Wassers, des Windes und der Seefahrt – entspricht September
4. Travia = Göttin des Herdfeuers, der Gastfreundschaft und der ehelichen Liebe – entspricht Oktober
5. Boron = Gott des Todes und des Schlafes – entspricht November
6. Hesinde = Göttin der Gelehrsamkeit, der Künste und der Magie – entspricht Dezember
7. Firun = Gott des Winters und der Jagd – entspricht Januar
8. Tsa = Göttin der Geburt und der Erneuerung – entspricht Februar
9. Phex = Gott der Diebe und Händler – entspricht März
10. Peraine = Göttin des Ackerbaus und der Heilkunde – entspricht April

* Im Kontext des maraskanischen Rur & Gror-Glaubens sind die Zuständigkeiten der Zwölfgötter teilweise anders definiert.

11. Ingerimm = Gott des Feuers und des Handwerks
– entspricht Mai
12. Rahja = Göttin des Weines, des Rausches und der
Liebe – entspricht Juni

Maße und Gewichte

Meile = 1 km

Schritt = 1 m

Spann = 20 cm

Finger = 2 cm

Halbfinger = 1 cm

Dukat (Goldstück) = 50 DM

Silbertaler = 5 DM

Heller = 0,5 DM

Kreuzer = 0,05 DM

Maravedi = 20 Silbertaler

Unze = 25 g

Stein = 1 kg

Quader = 1 t

Begriffe, Namen, Orte

Achaz = Echsenmensch

Äthrajin = maraskanische Bezeichnung für Limbus und Niederhöllen

Al'Anfa = Stadt im Süden Aventuriens; zur Zeit Dajins Teil des Neuen Reiches

Albenhus = Stadt im Neuen Reich; entgegen der Meinung maraskanischer Dramatiker weitab jeder Küste

Amdeggyn = südmaraskanisches Gebirge

Arethin von Jergan = ehemaliger Fürst von Jergan; verbündete sich mit den Priesterkaisern

Arivor = Stadt im Lieblichen Feld

Baruun = maraskanischer Adelstitel; etwa: Baron

Beni Rurech = tulamidische Volksgruppe; siedelte um 700 vor Hal Maraskan

Boran = Stadt in Ostmaraskan

Bornland = Staat im Nordosten Aventuriens

Bosparan = Hauptstadt eines ehemaligen aventurischen Großreiches. Der Fall Bosparans (993 vor Hal) ist vielerorts Grundlage der Zeitrechnung

bruderlos = maraskanisches Schimpfwort

Buskur = maraskanischer Titel, etwa: Ritter

Cherzak = maraskanischer Adelstitel, etwa: Fürst, Herzog

Ch'hlâr = ein Strauch, dessen Wurzeln eßbar sind.

Längerer Verzehr führt zu einer starken Dunkeltönung der Haut.

Dabla = tulamidisches Schlaginstrument

Dere = die Welt

Djurmold = Fürst Maraskans, Ururgroßvater König Dajins I.

Draijsch = Teil der Heiligen Schriften der Beni Rurech

Dschindziber von Cavazo = maraskanischer Philosoph

Dschunkar, -a, -im = maraskanischer Adelstitel, etwa:
Junker

Gapuzza = rituelle Kopfbedeckung der Hochgeschwister

Gareth = Hauptstadt des Neuen Reiches

Garethi = übliche Sprache in weiten Teilen Mittel- und Nordaventuriens

Garethja = maraskanische Bezeichnung für Mittelreicher

Gror = eine der beiden Hauptgottheiten Maraskans, Zwillings Rurs

Gurvanmaden = Schädling

Hal von Gareth = Kaiser, nach dessen Krönung die Zeitrechnung der Gegenwart gezählt wird

Haran = maraskanischer Adelstitel, etwa: Graf

Honingen = Stadt im Neuen Reich

Jergan = Stadt in Nordmaraskan

K'Strabun = Marubezeichnung für Bastrabun, ein legendärer tulamidischer Held

Ka'Schîk = etwa: Dorfschulze

KGIA = Geheimpolizei des Neuen Reiches

König'ka = abwertend: ein König, dessen Rechtmäßigkeit angezweifelt wird

Krr'Thon'Chh = altechsischer Kriegsgott

Kurinbaum = maraskanischer Baum, dessen Harz zu manchen Jahreszeiten giftig ist

Liebliches Feld = auch: Vinsalter Königreich, südwestlich an das Neue Reich angrenzendes Königreich; sieht sich als Nachfolger des Bosparanischen Reiches

Marandoline = maraskanisches Musikinstrument

Maraskani = tulamidisch-garethische Mischsprache

Maraske, Maraskantarantel = großes Spinnentier

Marustan = antiker Name Maraskans

Mohas = Bewohner des südaventurischen Regenwaldes

Nachtwind = große Eulenart; auch Schwert

Nemezijn = legendärer maraskanischer Baum, dem Rachsucht nachgesagt wird

Neues Reich = auch Mittelreich oder Kaiserreich genannt, größter Staat Aventuriens

Perricum = Hafenstadt im Südosten des Neuen Reichs

Rajdegga = tausendsaitiges maraskanisches Musikinstrument

Ru'halla = Rohal der Weise, Weißmagier und Staatsmann

Rur = hermaphroditische Hauptgottheit Maraskans,
Zwilling Grors

Ruuz = tulamidische Teilsprache, Sprache der Beni
Rurech

Schnitter = eine Art Buschmesser

Shatak = eßbare Knolle

Sinoda = Stadt in Südmaraskan

Sskrrrech, Sskrrim = Marubezeichnung für Ssrkrhse-
chim; altechsische, schlangenleibige Magierrasse

Tetrarch = halbreligiöser maraskanischer Titel

Tobrien = östliche Provinz des Neuen Reiches

Traviabund = Eheschließung

Tulamiden = südaventurisches Volk

Tulamidya = Sprache der Tulamiden

Tuzak = Stadt in Westmaraskan

Tuzakwurm = um 800 v. H. auf Maraskan erlegtes
Ungeheuer, möglicherweise ein Drache oder Lind-
wurm, doch die Berichte sind sehr widersprüchlich

Vinsalt = Hauptstadt des Lieblichen Feldes

Warunk = Stadt im Südosten des Neuen Reichs

Wezyrad, -a, -im = Wesir, Minister

Zaboron von Andalkan = maraskanischer Philosoph,
gründete die Zaboroniten

Zaboroniten = mörderische Sekte des Rur-Gror-
Glaubens

Zendajian der Stille = maraskanischer Philosoph

Zim = Maruzauberer

Zwölfgeschwister = maraskanische Bezeichnung für
die Zwölfgötter





Das Schwarze Auge

1. Band: Ulrich Kiesow, *Der Scharlatan* · 06/6001
2. Band: Uschi Zietsch, *Túan der Wanderer* · 06/6002
3. Band: Björn Jagnow, *Die Zeit der Gräber* · 06/6003
4. Band: Ina Kramer, *Die Löwin von Neetha* · 06/6004
5. Band: Ina Kramer, *Thalionmels Opfer* · 06/6005
6. Band: Pamela Rumpel, *Feuerodem* · 06/6006
7. Band: Christel Scheja, *Katzenspuren* · 06/6007
8. Band: Uschi Zietsch, *Der Drachenkönig* · 06/6008
9. Band: Ulrich Kiesow (Hrsg.), *Der Göttergleiche* · 06/6009
10. Band: Jörg Raddatz, *Die Legende von Assarbad* · 06/6010
11. Band: Karl-Heinz Witzko, *Treibgut* · 06/6011
12. Band: Bernhard Hennen, *Der Tanz der Rose* · 06/6012
13. Band: Bernhard Hennen, *Die Ränke des Raben* · 06/6013
14. Band: Bernhard Hennen, *Das Reich der Rache* · 06/6014
15. Band: Hans Joachim Alpers, *Hinter der eisernen Maske* · 06/6015
16. Band: Ina Kramer, *Im Farindelwald* · 06/6016
17. Band: Ina Kramer, *Die Suche* · 06/6017
18. Band: Ulrich Kiesow, *Die Gabe der Amazonen* · 06/6018
19. Band: Hans Joachim Alpers, *Flucht aus Ghurenia* · 06/6019
20. Band: Karl-Heinz Witzko, *Spuren im Schnee* · 06/6020
21. Band: Lena Falkenhagen, *Schlange und Schwert* · 06/6021
22. Band: Christian Jentzsch, *Der Spieler* · 06/6022
23. Band: Hans Joachim Alpers, *Das letzte Duell* · 06/6023
24. Band: Bernhard Hennen, *Das Gesicht am Fenster* · 06/6024
25. Band: Niels Gaul, *Steppenwind* · 06/6025
26. Band: Hadmar von Wieser, *Der Lichtvogel* · 06/6026
27. Band: Lena Falkenhagen, *Die Boroninsel* · 06/6027
28. Band: Barbara Büchner, *Aus dunkler Tiefe* · 06/6028
29. Band: Lena Falkenhagen, *Kinder der Nacht* · 06/6029
30. Band: Ina Kramer (Hrsg.), *Von Menschen und Monstern* · 06/6030
31. Band: Johan Kerk, *Heldenschwur* · 06/6031
32. Band: Gun-Britt Tödter, *Das letzte Lied* · 06/6032



Das Schwarze Auge

33. Band: Barbara Büchner, *Das Galgenschloß* · 06/6033
34. Band: Karl-Heinz Witzko, *Tod eines Königs* · 06/6034
35. Band: Hadmar von Wieser, *Der Schwertkönig* · 06/6035
36. Band: Barbara Büchner, *Schatten aus dem Abgrund* · 06/6036
37. Band: Barbara Büchner, *Seelenwanderer* · 06/6037
38. Band: Hadmar von Wieser, *Der Dämonenmeister* · 06/6038
39. Band: Christel Scheja, *Das magische Erbe* · 06/6039
40. Band: Linda Budinger, *Der Geisterwolf* · 06/6040
41. Band: Momo Evers, *Und Altaia brannte* · 06/6041
42. Band: Barbara Büchner, *Blutopfer* · 06/6042
43. Band: Lena Falkenhagen, *Die Nebelgeister* · 06/6043
44. Band: Karl-Heinz Witzko, *Die beiden Herrscher* · 06/6044
45. Band: Bernhard Hennen, *Die Nacht der Schlange* · 06/6045 (Hardcover)
46. Band: Barbara Büchner, *Das Wirtshaus »Zum lachenden Henker«* ·
06/6046
47. Band: Karl-Heinz Witzko, *Die Königslarve* · 06/6047
48. Band: Tobias Frischhut, *Geteiltes Herz* · 06/6048
49. Band: Hadmar von Wieser, *Erde und Eis* · 06/6049
50. Band: Britta Herz (Hrsg.), *Gassengeschichten* · 06/6050
51. Band: Heike Kamaris & Jörg Raddatz, *Sphärenschlüssel* · 06/6051
52. Band: Alexander Huiskes, *Die Hand der Finsternis* · 06/6052

Weitere Bände in Vorbereitung